Alexander

P. o. germ. 2039 t

Gedichte

von

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

Mit dem Bildnisse und Facsimile des Verfassers.

Wien.
Verlag von Pfautsch & Compagnie.

1842.

A 166 162

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe.

Levitschnigg's Gedichte.

Die Eiche.

Der Donner ſchweigt, die Blitze ſind verlodert,
Am Boden liegt zerſpellt der Eichenſtamm,
Der Sturm und Blitz zum Kampfe hat gefodert,
Als wäre grünes Holz ein Wetterdamm.

Ein Veilchenbeet, d'rauf Regentropfen hangen,
Umrankt den Stamm, der noch vom Sturze kracht —
Ein blaues Auge, das mit ſtillem Bangen
Am Lager eines Fieberkranken wacht.

Behaglich rauſcht das Schilf im nahen Sumpfe
Und zollt der eig'nen Schwäche heißen Dank:
So jauchzen Pöbelſeelen, blöde, ſtumpfe,
Voll Schadenfreude, wenn ein Großer ſank.

Im Buſche krächzt ein Specht mit heiſerm Schalle,
Faſt klingt ſein Schnarren wie ein Spottgedicht,
Das höhniſch meint: die Hoffart kommt vor'm Falle —
Bis an den Himmel wachſen Eichen nicht.

Mir aber iſt, als nahe ſich der Schreiner,
Der einen Thron aus dir zu zimmern wagt;
Vielleicht ſitzt bald auf dieſem Thronſtuhl Einer,
Der ſtolzen Hauptes an die Sterne ragt.

Sonnenaufgang.

Der Morgen graut, die Sterne ziehen
Vom Himmel — ein geſchlag'nes Heer,
Das, ungehindert zu entfliehen,
Mit Haſt hinwegwirft Schild und Speer.

Der Morgenſtern allein nur ſendet
Sein bleichgeword'nes Licht ins Thal —
Ein Held, der erſt den Rücken wendet,
Wenn an der Fauſt ihm bricht der Stahl.

Jetzt reißt am höchſten Bergesgipfel
Der purpurgraue Nebelflor,
Und aus dem Laubbett grüner Wipfel
Steigt raſch das Morgenroth empor,

Wie eine Fahne, roth vom Blute,
Auf einer Breſche aufgepflanzt,
Als Zeichen, daß vor kühnem Muthe
Die Feigheit ſich umſonſt verſchanzt.

Der Eichwald rauſcht mit ſeinen Zweigen,
Gibt ſeine Freude zu verſtehn,
Wie's allen Veteranen eigen,
Wenn ſie die alte Fahne ſehn.

Das Barner, in die Flucht getrieben
  Durch keines Feindes Übermacht —
Die Fahne, drauf der Sieg geſchrieben:
  So lang ich flatt're, ſteht die Schlacht.

Die Blumen ſchütteln raſch herunter
  Den Thau, der Kelch und Blatt beſchwert —
So ſchwenkt ein Volk die Hüte munter,
  Wenn ſein Monarch als Sieger kehrt.

Jetzt naht das Hellſte der Geſtirne,
  Sein erſter, ſüdlich warmer Strahl
Grüßt freundlich von der blauen Firne
  Den grünen Wald, das duft'ge Thal;

Ein Kronprinz, welcher ſeiner Ahnen
  Verwaiſten Kaiſerthron beſteigt,
Und huldvoll ſeinen Unterthanen
  Das allgeliebte Antlitz zeigt.

Der Traum.

(Nach einem Gemälde von Amerling.)

Dein müdes Sonnenauge will ſich ſchließen,
Der Schlummer lullte ſeine Sehkraft ein,
Und lächelnd ſinkſt du nieder auf das Kiſſen,
Wie deine Unſchuld iſt, ſo weiß, ſo rein.

Und dennoch weint mein Auge wie am Grabe,
In das ſich eine trübe Liebe barg —
Mir iſt, der kalte Schreiner Winter habe
Aus Schnee geformt der letzten Roſe Sarg.

Hinweg den Brief! Ein falſcher Zeuge ſchreitet
Die rabenſchwarze Tinte dir in's Herz,
Und hebt von ſchlauer Buhlerkunſt geleitet
Zum Treueſchwur die Hände himmelwärts.

Hinweg die Roſe, die mit Moſchusdüften
Dein blödes Herz zum tiefen Schlafe zwingt,
Auf daß es nimmer ſieht, wie um die Hüften
Die Schlange Sünde ihre Schuppen ſchlingt!

Fort mit dem Jüngling, deſſen holde Züge
Dein Blick für ein Diplom des Himmels hielt,
Sie gleichen täuſchend einer frommen Lüge,
Mit der man ſich in einen Himmel ſtiehlt.

Noch hüllt ſein Angeſicht die Maske: Tugend;
Doch wenn ſie fällt — ach Gott! was bleibt dir dann?
Die Thräne, die als Meingedenk der Jugend
Aus tauſend früh erloſch'nen Augen rann.

Dann wachſt du auf zum kummerſchweren Looſe,
Das noch kein Weib von ſeinen Schultern warf.
Iſt's doch das trübe Loos der jungen Roſe,
Daß ſie ein Schmetterling vergiften darf.

Still.

Still ist die heil'ge Nacht;
Kaum wagt das Veilchen seinen Duft
Zu senden in die Frühlingsluft,
Still ist die heil'ge Nacht!

Doch stiller ist der Schlaf
Des Kindleins, das im Mutterschoß
Der Thränen keine noch vergoß —
Viel stiller dieser Schlaf!

Am stillsten ist das Herz
Des Weibes, welchem nimmer neu,
Was Schmerz betrogner Liebe sei —
Am stillsten dieses Herz!

Noch immer.

Noch klingt der ſüßen Stimme Schall
Mir zauberiſch ins Ohr,
Ein Ton, den eine Nachtigall
Im Südwärtszieh'n verlor.

Noch wärmt des blauen Auges Strahl
Mein Herz, dies trübe Ding —
Ein ſüdlich warmer Sonnenſtrahl,
Der ſich am Pol verging.

Auch einer Locke blondes Haar,
Noch immer wein' ich's naß,
Wie Einer, der lang Sklave war,
Die Freiheit halb vergaß.

Ich weiß wohl, Herz, warum du weinſt,
Dein banges Klopfen ſpricht:
Ach Gott! ich war im Himmel einſt,
Und den verſchmerzt man nicht!

Unmöglich.

Was zürnst du, daß ich ohne Rast
Die weite Welt durchwand're?
Wer lehrte mir der Schwalbe Hast?
Nur du — sonst keine and're.

Wie könnt' ich auch, was fällt dir ein,
Ausruh'n die Pilgerschuhe —
Beim Rasten heißt es ruhig sein —
Doch wo ist meine Ruhe?

Sie hat, als mich — ein Sonnenspeer —
Dein erster Blick durchdrungen,
In deines Auges blauem Meer
Versunken, ausgerungen.

Akroſtichon.

Mit ſtiller Rührung kam ich vom Ballete,
Als mich ein Dichterling willkommen hieß;
Rauh ſchallte mir ins Ohr die Lobtrompete,
In welche laut der trunk'ne Reimer ſtieß.
Er aber ſprach: „Nun heißt es raſch beginnen,
Tritt Terpſychoren kühn vor's Angeſicht,
Auf ſchmucke Verſe laß uns eifrig ſinnen;
Geſchrieben ſei ein zärtliches Gedicht —
Leicht wird es ja, wenn man von Elfen ſpricht.“
Ich aber rief: „Was ſoll die Skriblerſitte?
Ohnmächtig, froſtig klänge Lob und Lied;
Nur was Sie ſchreibt mit einem einz'gen Schritte,
Iſt eine Liebesode des Ovid!“

Die Roſe von Jericho.

Blaſſes Pflanzenkind, mit Bangen
Schließ' ich dich in meinen Schrein,
Sollſt nicht mehr im Waſſer prangen
Mit des Lenzes Lügenſchein.

Was dahin iſt, iſt vergangen,
Wolle d'rum mir Schweſter ſeyn;
Stürzten doch auch meine Wangen
Welk wie deine Blätter ein.

Jugend, Reiz und Liebe ſtarben,
Kehren ſo wie deine Farben
Bleiche Roſe, nie zurück.

Nur wenn meine Thränen fließen
Und das welke Herz begießen —
Kehrt als Traum das todte Glück!

An die Dichter meiner Zeit.

Was ſoll die feige Klage,
Man ſchätzt den Dichter nicht?
Leicht fällt er auf der Wage
Der Achtung ins Gewicht.

Man hat euch ausgepfiffen,
Man lacht euch in den Bart,
Weil ihr nicht habt begriffen
Den Geiſt der Gegenwart.

Die Zeit iſt ernſt geworden —
Sorgt, daß ihr ſie verſteht;
Pflanzt nicht im rauhen Norden
Des Südens Roſenbeet.

Es ſind nicht Duft noch Blüten,
Was dies Jahrhundert ſucht;
Doch wird's euch reich vergüten
Die kleinſte reife Frucht.

Vergeßt die Schmachtghaſele,
Das Seufzerlied der Nacht;
Stimmt an mit kräft'ger Kehle
Den Bardenruf zur Schlacht.

Reimt nicht wie Nachtigallen
Beſtändig Schmerz auf Herz;
Der Reim muß anders ſchallen,
Er heißt: Sei feſt wie Erz.

Erwärmt durch Gluthgedichte
Des deutſchen Volkes Blut;
Dann gibt der Weltgeſchichte
Aufs Neue Stoff ſein Muth.

Dann nimmt's die Welt nicht Wunder,
Wenn ſtolz der Dichter naht —
Hat doch ſein Lied als Zunder
Geweckt den Funken: That!

Wohin.

Nimmer mir das Wort behagt: Wohin?
Forſcht die Sonne, wenn es tagt, wohin?
Schäumend rauſcht der Strom im Felſenbette,
Aber keine Welle fragt: Wohin?
Schwalben fliegen ſüdwärts um die Wette,
Doch kein Wand'rer ruft verzagt: Wohin?
Macht es Sorge ſauſendem Orkane,
Wenn er durch die Wüſte jagt, wohin?
Strahlend zieht der Sterne Karavane,
Doch zu ſprechen Keiner wagt, wohin?
Einer hat den Wellen, Stürmen, Schwalben,
Wie den Sternen längſt geſagt, wohin.
Auf der Pilgerreiſe, auf der halben,
Nur der Sohn des Staubes klagt: Wohin?

Höhe und Tiefe.

Dumpf rauſcht im Wald die rieſigſte der Eichen,
In ihrem Schatten ſchwankt ein bunter Schwarm
Von jungen Roſen — Kindern zu vergleichen,
Wenn ſie in Schlummer wiegt des Vaters Arm.

Im Dorngeſtrippe ſchlägt den Liebespſalter
Die Nachtigall mit wundervollem Klang,
Und gläubig hört das loſe Volk der Falter,
Was ſie als Dolmetſch der Empfindung ſang.

Sie flattern eilig hin zum Blüthenhage
Und ſaugen gierig ein den ſüßen Duft —
Zechbrüdern ähnlich, die zum Trinkgelage
So gut der Morgen wie der Abend ruft.

Leuchtkäfer tummeln ſich im Schaukelkreiſe,
Grasmücken jagen ſich im grünen Moos;
Kurz alles preiſt nach angeborner Weiſe
Mit Sang und Tanz ſein glücklich Lebensloos

Dumpf aber rauſcht mit ihren Rieſenzweigen
Die alte Eiche durch die Sommernacht;
Sie ſieht bereits die Wetterwolken ſteigen
Und fühlt, ihr Feind, der Sturm, ſei aufgewacht.

So jauchzt ein Volk noch froh am eig'nen Herde,
Der trübe Kronenträger ahnt allein,
Das nächſte Blatt der Weltgeſchichte werde
Mit blutigrother Schrift geſchrieben ſein.

Der Leichnam von Falun.

Die Kirche von Falun durchrauſchen Lieder,
Wie ſie Verwaiſte theuern Todten zollen;
Die Knappen geben fromm der Erde wieder
Den Leichnam, ausgeſcharrt aus alten Stollen.

Ein Mütterlein kniet ſtumm am Grabe nieder
Und wirft mit welker Hand die erſten Schollen;
Die Alte liebt noch immer treu und bieder
Den Bräutigam am Hochzeitstag verſchollen.

Sie iſt gealtert unter Gram und Schmerzen,
Der Freier aber blieb ſo ſchön, ſo jung,
Wie Roſen in der Zeit der Frühlingstriebe.

So ſchläft in manchem todesmüden Herzen,
Geſalbt vom Balſam der Erinnerung,
Die ſchöne Leiche ſeiner erſten Liebe.

Blumenmythe.

Großmütterlein erzählte mir die Sage,
Die Rose, die an einem Sarkofage
Zuerst den Kelch aus grünem Moos erhebt,
Umschließe weich des Todten bange Seele;
Dem Sünder nur, der bis zur Bahre fehle,
Sei's nicht vergönnt, daß er als Blume lebt.

Einst pflückt' ich eine Rose schmerzzerrissen
An meiner ersten Liebe Sterbekissen,
Da brach gewiß mein trübes Herz dabei,
Sonst müßt' ich's laut im Busen schlagen hören;
Drum möcht' ich bei der Blume Anblick schwören,
Daß sie das Sargbret meiner Seele sei.

Abſchied vom Vaterhauſe.

Ein Bach entſtürzt der ſteilen Felſenhalde,
Bis an den Himmel ſpritzt der Silberſchaum,
Als zieh' er ungern aus dem grünen Walde,
Wo freundlich ihn beſchattet Strauch und Baum.

Des wilden Baches klare Wogen rauſchen
So dumpf wie eines Jünglings Scheidegruß,
Der mit der Welt das Vaterhaus vertauſchen,
Und in die kalte Fremde pilgern muß.

Der ſtille Mond kam längſt heraufgegangen,
Doch Thau und Nebel hält ihn dicht umhüllt,
Wie bei dem allerletzten Schmerzumfangen
Ein Vaterauge ſich mit Thränen füllt.

Die alte Weide ſenkt die morſchen Zweige
Mit ſtummer Trauer in die grüne Flut,
Gleich einer Mutter, die am Trennungsſteige
Mit welker Hand umhalſt ihr junges Blut.

Die Eule läßt die dunklen Schwingen ſchießen,
Wie Grabgeſänge hallt ihr heiſ'rer Schrei;
Denn was ans Herz nicht mehr die Arme ſchließen,
Steht fern, als ob es längſt begraben ſei!

Zu ſpät.

Die Roſe ſchläft am grünen Hügel
Duftlos — ein liebeleeres Herz, —
Da zieht auf goldgeſchmücktem Flügel
Ein bunter Falter hügelwärts.

Er küßt und weckt die blöde Roſe,
Saugt ſchmeichelnd ein den erſten Duft;
Dann taucht er aus dem kühlen Mooſe,
Zieht treulos weiter durch die Luft.

Die Roſe prangt am grünen Hügel
Geſchmückt wie ein kokettes Kind;
Da naht auf purpurrothem Flügel
Ein Bräutigam — der Abendwind.

Sie ſchwört ihm willig ew'ge Treue,
Und trunken ſchwelgt der ſpäte Gaſt —
Ein Gatte, welcher einſt voll Reue
Verwünſchen lernt des Freiers Haſt.

Er fand wornach ſein Rauſch begehrte,
Er iſt es, der die Roſe bricht,
Doch der im Lenz ſie duften lehrte,
Der Glückliche, der iſt er nicht.

Am Nil.

Der Wüſte Glutwind brauſt, die Palmen ſchwanken,
Und ihrer Blätter helles Grün verbleicht —
So mögen ſchlechtbeherzte Krieger wanken,
Wenn ein Kartätſchenhagel ſie beſtreicht.

Ein kahler Fels nur hält dem rothen Winde
Als Tartſche vor die Wände von Baſalt,
Und blickt verächtlich auf das Baumgeſinde,
Das ſchmählich bebte, als es fechten galt.

Ein alter König, welcher ſtolz und ſchweigſam
Herniederſieht auf ſein verzagtes Land,
Und heimlich jubelt, daß er nichts unbeugſam
Als ſeine eigne Stirn im Leben fand.

Der breite Nilſtrom rauſcht mit wildem Toſen
Vom Felſengrat ins blumenloſe Thal,
Und nordwärts trägt die gelbe Flut die Roſen,
Die ſie auf Nubiens grünen Triften ſtahl.

Die Roſenknoſpen ſinken von den Klippen,
So welk, ſo freudlos wie ein Liebeskuß
Auf eingeſtürzte, altersbraune Lippen,
Die man Verwandtſchaftshalber küſſen muß.

So ſtürzt ein ſchönes Weib im Brautgemache
Dem Greiſe todbetrübt ans blöde Herz,
Im Nelkenſarg der Lippen ſtirbt die Sprache,
Und nur das Auge weint das Lied vom Schmerz

Die Thränen waſchen von den jungen Wangen
Das Schmelzdiplom der Roſenſchweſterſchaft;
Wer könnte Roſen auch vom Lenz verlangen,
Wenn ihn der Winter hat gelegt in Haft.

Nachtreiſe.

Den Wald durchſtreift die öde Straße
Langweilig wie ein Lehrgedicht,
In dem ein Greis mit blödem Haſſe
Die ſchöne Liebe närriſch ſpricht.

Ein Wetter kommt heraufgeſtiegen,
Der Himmel weint, der Sturm erwacht,
Die ſchwarzen Regenwolken fliegen,
Geſpenſtern ähnlich, durch die Nacht.

Ich möchte ſie den Schleier nennen,
Den ſchlau die Nacht vor's Antlitz ſchlägt,
Daß Freieraugen nicht erkennen,
Wie ſie Zigeunerwangen trägt.

Des Sturmes ſcheue Wölfe jagen
Dumpfheulend durch den bangen Hain,
Des fernen Wetters Donner ſchlagen
Gleich Flüchen eines Waidmanns drein.

Die ſchwachen Weidenbäume neigen
Die Wipfel zitternd, ſturmzerraufft,
Wie Memmen Sklavenmuth zeigen,
Wenn ſie ein Stärk'rer Schurken taufft.

Die Tanne ſtöhnt, die Eichen ſchwanken;
Wie ſcheu die Eule ſie umſchwirrt!
Verkörpert ſie die Angſtgedanken
Des Wandrers, der im Dunkeln irrt!

Irrwiſche gaukeln um die Bäume,
Doch bald verliſcht ihr blaues Licht,
Wie eines Dichters Hoffnungsträume,
Die er gebaut auf ſein Gedicht.

Mich dünkt, der Pfad des Lebens ziehe
Wie dieſer Weg durch Schmerz und Leid,
Kein Wandrer ahnt, wohin er fliehe,
Wie lang er trägt ſein Pilgerkleid.

Urplötzlich taucht der Mond, der blaſſe,
Aus ſeinem feuchten Wolkengrab,
Und lugt verſtohlen auf die Straße,
Die mir das Bild des Lebens gab —

Vielleicht als Liebe, die mit Roſen
Den müden Ahasver bekränzt —
Vielleicht als Hoffnung, daß an Goſen
Des Lebens öde Steppe gränzt.

Quelle und Baum.

Einſt ſtand an einer Quelle ein grüner Tannenbaum,
Die Rieſenwurzeln tränkte der Welle Silberſchaum.
Aus ihrem Spiegel glänzte ſein Bild ſo klar, ſo rein —
So ſchließt ins Herz ein Mädchen das Bild des Liebſten ein.

Da neigte ſich die Sonne, das Tannenbild verblich —
Ob da nicht auch die Quelle dem Weiberherzen glich?

Sonnenblume.

Die Sonne ſinkt im Weſten, matt blinkt ihr letzter Strahl —
Ein trübes Abſchiedslächeln beim Scheidegang — ins Thal;
Da öffnet ſeine Knoſpen ein blankes Liljenbeet,
In deſſen Mitte trauernd die Sonnenblume ſteht.

Sie ſenkt das gelbe Köpfchen, ihr ward die Luft zu rauh,
In ihrem Kelche zittert ein ſchwerer Tropfen Thau;
So liegt bei ſpätern Briefen ein längſt vergilbtes Blatt,
D'rauf einſt mit Thränen Liebe „Leb' wohl" geſchrieben hat.

Die Sternſchnuppe.

Die Nacht ſinkt auf die Erde, ringsum trauert die Natur;
Ein ſchwarzer Nebelſchleier bedeckt die Roſenflur.

Iſt's doch, als ob der Sultan, der Lenz, geſtorben ſei,
Und d'rum verhängt mit Flören ſein blumiges Serai.

Am blauen Himmel flackert ein ungewiſſer Schein,
Die Sternen-Eyhemere, die Schnuppe wird es ſein.

So füllt getäuſchte Liebe die Bruſt mit Nacht und Schmerz —
Als blaſſe Schnuppe zittert durch hoffnungsloſe Herz:

Ein ſchmerzliches Erinnern an todte Seligkeit,
Ein flüchtiger Gedanken aus einer lichtern Zeit!

Weine nicht!

Weine nicht!
Wenn dein Lenz dir keine Roſen,
Keine grüne Lorbern bringt;
Wenn das Lied der Hoffnungsloſen
Bang durch deine Seele klingt,
Weine nicht!

Weine nicht!
Wenn dein Herz am Sarkofage
Deiner Mutter ſchmerzlich weint
Und durch deines Lebens Tage
Fürder keine Sonne ſcheint,
Weine nicht!

Weine nicht!
Wenn kein treuer Menſch dir bliebe,
Den du zärtlich Bruder nennſt;
Wenn du ſelbſt das Glück der Liebe
Nur als ſchöne Sage kennſt,
Weine nicht!

Weine nicht!
Mußt du auch als Flüchtling meiden
Dein geliebtes Vaterland,
Will dich auch die Welt nicht leiden,
Stehst du noch in Gottes Hand;
Weine nicht!

Weine nicht!
Wenn die Sterbeglocken hallen,
Gilt die Liebe zu Gericht,
Flüstert weich wie Nachtigallen:
Kind, im Himmel weint man nicht —
Weine nicht!

Die ſchlimmſte Nacht.

Wie dürres Laub im Herbſt zerſtob die Macht des Kaiſers,
Als welkes Roſenblatt verblich die Pracht des Kaiſers,
Um einen Kronenreif, der ſonſt Äquatorgleich
Ein Stück der Welt umſchlang, brach los die Schlacht des Kaiſers.
In einem See von Blut ertrank die Garde bleich,
Als ſei ihr Leichentuch die Purpurtracht des Kaiſers.
Drauf flog ein Schiff durch's Meer, ſein Ballaſt war die Schmach,
Ein welkes Lorbeerreis die letzte Fracht des Kaiſers.
Gleich einer Wüſte lag das Epos dünn und brach,
So wie auf ödem Strand begann die Acht des Kaiſers;
Die Tragödie nur wirft, ſeit mit gezücktem Stahl
Ein Rothrock übernahm die Ehrenwacht des Kaiſers,
In eine Scene ſtolz ein Weltall Zorn und Qual —
Es iſt auf Helena die erſte Nacht des Kaiſers.

Die ſchlafende Buhlerin.

Genat nicht bereits die Flur die Mittagsſchwüle?
Wie kommt es Weib, daß du noch nicht erwacht?
Ja ſo — man ſieht's am ſchlimmverſchobnen Pfühle,
Du haſt ans Schlummern allzu ſpät gedacht.

Nun ſchläfſt du zwar, doch ſo wie Kranke liegen —
Erſtarrt — bewußtlos — wenn das Fieber ſticht;
Betrachtet nur, wie ihre Pulſe fliegen,
Und wie ſo ſchwer die Ärmſte Athem zieht.

Das Antlitz fahl, von Schminke aufgerieben,
Ein Lilienblatt von Sonnenglut verbrannt —
Ein Pergament, d'rauf Unſchuld hat geſchrieben:
„Für alle Zeit aus meinem Reich verbannt!“

Die Lippen blaß — daß ſie einſt Roſen waren,
Dieß jetzt noch glauben, fällt mir wahrlich ſchwer!
Was ſchließt ihr euch ſo feſt? Schon längſt erfahren
Hat alle Welt: „Ihr dürft nicht beten mehr.“

Die Bruſt allein gleicht noch dem Liljenhage,
Der eben Knoſpen treibt, ſo weiß, ſo klein,
Vom Schnee ein Kiſſen — dünkt mich doch, es ſage:
„Hier ſchlief ſchon manche ſtolze Tugend ein!“

Ein Lockenwald umwogt die Marmorſtirne —
Wie kam der Schwan in dieſe Rabenſchaar?
Die Schmachgedanken nur in deinem Hirne
Sind ſchwärzer, Weib, als dieſes Seidenhaar.

Ich möchte Buhlerin dein Auge ſehen;
Doch nein, ich ahne, wie dies Auge ſtrahlt —
Wie Sonnen, welche eben untergehen,
Noch immer glänzend — aber roth und kalt.

Was falteſt du ſo bittend deine Hände?
Du träumſt gewiß von deinem Mütterlein,
Und welchen Schmerz ſein altes Herz empfände
An deiner ſchwachen Tugend Leichenſtein.

Was quälſt du ſie? was fruchten deine Klagen?
Du ſiehſt, der Ärmſten fällt es ſelbſt gar ſchwer,
Wenn ſie dir troſtlos muß als Antwort ſagen:
„Nie ſchließen ſich gebohrte Perlen mehr!“

Gift ſind für dich des Traumes Schreckgebilde —
Erwache, Weib! die Mittagsſonne ſcheint;
Was ſoll die bleiche Bajaderengilde
Noch bleicher werden, wenn ſie dich beweint?

Nein, ſchlumm're ruhig fort, der Tag verſtreiche!
Was dir der Schlummer gab, erſetzt kein Tag;
Denn ſchlummernd gleichſt du einer ſchönen Leiche,
Und niemand lebt, der Leichen höhnen mag.

Kein Leben gibt dir, was der Tod erzwungen,
Was deines Blickes Brechen dir erwirbt —
Gefall'ne Unſchuld höhnen hundert Zungen,
Doch tauſend Augen weinen, wenn ſie ſtirbt.

Im Frühling.

Entfliehe falſcher Frühling! dein altes Truggedicht
Mit ſeinen grünen Lettern ſcheucht meine Schwermuth nicht.

Sprich, taugt auf weichen Raſen der Trauer ſchwerer Schritt?
Sie tauft „geknickte Hoffnung“ den Halm, den ſie zertritt.

Der Sproſſer ſingt im Buſche; ich glaub' ihn zu verſtehn —
Er ſingt: das Lied vom Abſchied, auf Nimmerwiederſehn.

Die Roſenſtauden rauſchen im Winde dumpf und hohl —
Ein Seufzer, Antwort gebend auf jenes Lebewohl.

Das Beet am Straßenraine voll Liljen, duftgefüllt,
Iſt's nicht ein feines Lailach, das todtes Glück verhüllt?

Vom wolkenloſen Himmel der Stern der Liebe ſtrahlt —
Ein Blick aus blauem Auge — hellglänzend, aber kalt.

Du trafſt zum Sprechen, Maler, mein grünſtes Lebensjahr
Bis auf den Blick der Liebe, der etwas wärmer war.

Sonnenuntergang.

Der Tag verbleicht, ſchon zieh'n in Oſten
Die Lämmerwolken auf die Wacht;
Sie ſcheinen als Vedettenpoſten
Vorangeſchickt vom Heer der Nacht.

Der Nebel ſteigt, Windſtöße ſtreichen —
Halblaute Flüche — durch den Hain,
Unwillig ſchütteln ſich die Eichen,
Ihr Laub bedeckt den Straßenrain.

Sie gleichen einer alten Garde,
Die, weil ihr Lieblingsheld erlag,
Nicht länger weder Feldkokarde,
Noch Bärenmütze tragen mag.

Die thaugefüllten Kelche ſenken
Die Blumen ängſtlich ſchreckverſtört —
Ein Volk, das kaum mehr wagt zu denken,
Sobald 's des Feindes Sturmhorn hört.

Nur eine gelbe Blume wendet
Ihr Haupt nach Weſten kummervoll;
Sie fühlt, ihr Leben ſei geendet,
Sobald ſie nicht mehr lieben ſoll.

So ſeufzt ein Weib am Leichenſteine,
Der ſeines Herzens Liebe deckt:
Ich weiß, daß ich nur heute weine,
Daß mich fortan kein Morgen weckt.

Die Sonne aber blitzt verſinkend
Noch einmal durch den Nebelring,
Ein rother Streif wie Purpur blinkend
Gibt Kunde, wo ſie unterging:

Ein König, der mit naſſem Blicke
Aus ſeinem Rieſenreiche flieht,
Und fluchend dieſem Schmachgeſchicke
Vor's Antlitz raſch den Purpur zieht.

An Uhland.

Am Neckarſtrande ſang ein deutſcher Sänger
Den alten Feldruf zur Cheruskerſchlacht,
Und wie vor dieſem Rufe Deutſchlands Dränger
Zum erſten Mal ans Fliehen hat gedacht.

Dann kam ein Lied, das Lied vom ſchönen Ritter,
Der kalt von Reich und Purpur Abſchied nahm,
Und furchtlos vor des Kerkers Eiſengitter,
Dem Worte treu, zum Baiernherzog kam.

Dem Liede folgten kühne Glutballaden
Von deutſcher Minne, deutſchem Waffenſchall,
Vom frühen Tod des guten Kameraden,
Und jedes Lied war eine Nachtigall.

Am Donaustrande ſteht ein junger Sänger;
Sein Herz ergreift des fremden Sanges Glut,
Und dennoch pocht's bei jedem Tone bänger,
Und in dem Liedermeer ertrinkt ſein Muth.

Da färbt die Scham die frühverblaßten Wangen
Die Lippen öffnen zürnend ſich zum Fluch,
Das zu verdammen, was ſie früher ſangen,
Und durch die Lüfte rauſcht des Unmuths Spruch:

Verſtumme endlich Harfe, wundertönig,
Die Deutſchlands Jugend um den Preis betriegt;
Was bleibt ihr übrig, Macedonierkönig,
Wenn du die Welt von Herzen haſt beſiegt?

Die Nachtigall im Käfig.

Die Sommerlüfte ſchmuggeln in den Bauer
Der Nachtigall ein weißes Roſenblatt —
Ein Briefchen, d'rauf der Lenz das Wort der Trauer,
Sein bittres Lebewohl verzeichnet hat.

Den Blumenkelch umflattert die Faläne
Und ſchlürft den Thau aus ſeinem duft'gen Schoß;
Iſt dieſer Tropfen Thau der Roſe Thräne,
Die ſie um ihre Sängerin vergoß?

Ein Sproßer ſchlägt am nahen Blütenhage
Sein letztes, doch auch wärmſtes Wanderlied;
Iſt's doch als flüſt're dieſe trübe Klage:
Des Jünglings denke, der ſo ungern ſchied.

Die Nachtigall vernimmt im Drahtgemache
Eiskalt die Kunde ſeiner Wanderſchaft,
Wie eine Sklavin, der die Mutterſprache
Verloren ging in ihrer langen Haft.

So lugt ein trübes Weib aus öder Zelle
Und horcht befremdet auf des Minſtrels Sang,
Der an des Kloſters freudenloſer Schwelle
Vorüberzieht mit leiſem Harfenklang.

Und ſäng' er noch ſo laut, der Nonne bliebe
Doch ewig unverſtändlich Lied und Schmerz;
Denn ſeiner Jugend träumeriſche Liebe
Hat längſt vergeſſen ihr verwelktes Herz.

An eine Kokette.

Nicht blicke mich so schmachtend kokette Schönheit an,
Mein Herz, das oft getäuschte, bethört kein Liebeswahn,
So freundlich mir, so lockend, dein blaues Auge strahlt,
Es gleicht der Wintersonne, ist glänzend, aber kalt.
Die Röthe deiner Wangen erschreckt und stimmt mich bang —
Ich weiß, so glüht die Rose, erst wenn die Knospe sprang,
Umsonst, daß deine Locke der Nacht an Schwärze gleicht,
Ich weiß, in Mitternächten vergeht man sich zu leicht;
Dein Mund, dies Beet von Nelken, beschwatzt vergebens mich,
Er girrt mir zu geläufig, das Lied: Ich liebe dich.
Betracht' ich mir genauer, dein list'ges Angesicht,
Bedünkt es mich ein Schreiben, das viel von Treue spricht —
Ein Liebesbrief, den aber schon Mancher hat durchblickt,
Der oft schon ward gesiegelt, und meilenweit verschickt —
Ein Brief, der sich geschmeidig in jede Biegung fügt,
Drauf Kunst gedrückt ihr Siegel: ein Lächeln, welches lügt.

Medſchnun's Abſchied.

Terzinen.

Von den grünen Palmenzweigen
Läßt der Wind ſich ſchaukelnd tragen,
Und die Nachtigallen ſchweigen.

Memnons ſüße Trauerklagen
Künden laut dem alten Theben,
Daß der Tag die Nacht geſchlagen.

Silberweiße Wolken ſchweben
Durch die Lüfte faſt wie Schwäne,
Die zur Südfahrt ſich erheben.

Auf die grünen Wieſenpläne
Strahlt die Sonne warm und heiter,
Und der Thau wird Roſenthräne.

Leila, von der Himmelsleiter
Deiner Lippen ſinkt der Sänger,
Zieht dann weltverlaſſen weiter.

Weilen darf Medſchnun nicht länger,
Ihn verſcheuchen, ihn verbannen
Haß und Groll, die böſen Dränger.

Lebewohl, ſchon längſt verrannen
Unſres Glückes blaue Stunden,
Flogen wie ein Traum von dannen.

Laß von deinem Arm umwunden
Nochmals mich zum Himmel ſchweben
Auf die Dauer von Secunden.

Vier verblaßte Lippen beben
Ängſtlich, küſſen ſchmerzdurchdrungen
Sich zum letzten Mal im Leben.

Ihre Schwüre ſind verklungen —
Vier verblaßte Roſen haben
Sich zu einem Sarg verſchlungen,
Drin die Liebe liegt begraben.

Eine alte Geſchichte.

Von der ſteilen Bergterraſſe
Strahlt die Sonne warm und hold,
Wie ein Fürſt, der auf die Straße
Freundlich wirft ſein blankes Gold.

Auf den Lindenzweigen ſchaukelt
Luſtig ſich der Morgenwind,
Und der bunte Falter gaukelt
Hin zur Roſe pfeilgeſchwind —

Einem Wand'rer zu vergleichen,
Der ſich überglücklich preiſt,
Wenn ein grünes Tannenzeichen
Ihm den Weg zur Schenke weiſt.

Munt're Finkenlieder ſchallen
Durch den lenzgeſchmückten Hain,
Ferne Hörnertöne hallen
Wie ein Ruf des Sieges drein.

Mich bedünkt, der Frühling komme
Siegend heim aus blut'gem Krieg,
Und das Blumenvolk, das fromme
Fei're jubelnd dieſen Sieg.

Mich bedünkt, der Friede ziehe
In des bleichſten Bettlers Herz,
Und die letzte Thräne fliehe
Als ein Nebel himmelwärts.

Mich bedünkt, der Frühling gebe
Aller Welt ein Freudenmahl,
Und die kleinſte Blume hebe
Sich empor als Duftpokal.

Aber ach! nicht jeder Zecher
Kehrt ſo fröhlich, als er kam;
Denn im vollſten Freudenbecher
Zittert trüb ein Tropfen Gram.

Trankſt du gleichfalls dieſen Tropfen,
Blaſſer Mann im Hirtenkleid?
Deines Herzens banges Klopfen
Kündet ein unſäglich Leid.

Deine Thränen flüſtern traurig,
Daß dir Glück und Freude ſchied,
Und durch deine Seele ſchaurig
Hallt der Liebe Sterbelied.

Roſſe ſtampfen, Hörner klingen,
Ritter zieh'n das Thal entlang,
Buntgeſchmückte Minſtrels ſingen
Einen ernſten Brautgeſang.

Hoch auf weißem Zelter trottet
Eine Maid im Goldtalar,
Doch des reichen Schmuckes spottet
Ihr verweintes Augenpaar.

Ihre blaſſen Lippen beben —
Alſo zittert nur ein Mund,
Welcher mit dem Schmerz fürs Leben
Schließen ſoll den Treuebund.

Ängſtlich blickt ſie auf den Hirten,
Spornt dann raſch ihr weißes Roß;
Nur ein Blatt vom Kranz aus Mirten
Trägt der Wind in ſeinen Schoß.

Seufzend ſtürzt er in die Halme,
Seine Thränen ſtürzen nach —
Eine thaugetränkte Palme,
Deren Schaft der Sturm zerbrach.

Aus dem fernen Dörflein dröhnen
Glockenſchläge dumpf und bang,
Faſt wie eines Herzens Stöhnen,
Deſſen Glück das Grab verſchlang.

Lüge und Wahrheit.

Was iſt die Lüge? Ein gewandter Dolmetſch,
Der als Linguiſt die weite Welt durchmaß,
Und nur die Mutterſprache des Gewiſſens,
So wie des Herzens Dialekt vergaß.

Der erſt am Grabe ſinnverworren ſtottert,
Nicht länger mehr die Worte prunkend wählt,
Und ſchmählich taubſtumm wird am jüngſten Tage,
Wenn Gott die Thaten eines Sünders zählt.

Was iſt die Wahrheit? Eine blöde Fremde,
Die als ein Vehmling durch das Leben geht,
Und heimathlos im groben Pilgerkleide,
Das warme Menſchenherz um Einlaß fleht.

Die ſelten tagelang im Buſen raſtet,
Und nur in wenig Herzen heimiſch bleibt;
Dann aber auch als Dank dem frommen Wirthe,
Den ſichern Freibrief für den Himmel ſchreibt.

Der Nachtſturm.

Der Sturmwind brauſt daher auf Rieſenſchwingen,
Raſch wie der Jugendreiz vom Antlitz flieht,
Und ſollte dieſes Bild veraltet klingen:
Schnell wie die Furcht in Sünderherzen zieht.

Gleich Felſen haben ſich vom Nachtorkane
Gepeitſcht die Meereswogen aufgethürmt, —
Gleich Felſenblöcken, drauf ein Neutitane
Ein bahnverſchlag'nes Schiff den Himmel ſtürmt.

Windmühlenkampf! Den holzgethürmten Kraken!
Ereilt des Meeres alter Eichenhaß,
Und drückt ihn auf den Grund, gedielt mit Wraken,
Den weder Tauchermuth noch Senkblei maß.

Die Flagge keilt ſich feſt im Felſenriffe
Und ſchmückt als Kreuz das grüne Wellengrab,
Und kündet, wie ſo thöricht dieſem Schiffe
Der Menſch den ſtolzen Namen „Hoffnung“ gab.

Der Regen fällt in Strömen, Donner ſchallen —
Ein Blitz fährt ziſchend durch das Wolkenheer,
Als ob der alte Himmel furchtbefallen
Ein Flammentau geſchleudert tief ins Meer.

Der Morgen graut, die müden Donner ſchweigen,
Die Wolken fliehen wie ein ſchwerer Traum;
Der Schiffbemannung ſtarre Leichen ſteigen
Gleich Seegeſpenſtern aus dem Wogenſchaum.

Das Morgenroth durchbricht den Nebelſchleier,
Der fern in Oſten Meer und Himmel trennt —
Ein Freudenfeuer, das zur Friedensfeier
Am Grenzſtein zweier Nachbarſtaaten brennt.

Herbſtlied.

Der Sommer hat ſich empfohlen
Und zog hinunter nach Rom;
Die Nebel des Herbſtes verdüſtern
Den blauen Himmelsdom.

So ſchlägt den Schleier vors Antlitz
Ein Weib, das einſt glücklich war,
Daß Niemand das Elend leſe
Im blauen Augenpaar.

Die Sonne iſt ſchläfrig geworden
Und blickt herunter ſo kalt,
Wie kaum ein moderner Romeo,
Deß Liebſchaft drei Wochen alt.

Die Bäume haben gealtert
Und wurden wie Greiſe kahl,
Die Blumen ſind alle geſtorben,
Der Raſen ſieht welk und fahl.

Die Wandervögel verſpotten
Laut zwitſchernd die öde Flur,
Als ſchrieben ſie Reiſenovellen
Auf ihrer Südlandstour.

Nur Einer der Pilger betrauert
Das herbſtlich verkümmerte Land —
Ein ſterbender Schwan, der endlich
Das Ziel der Wanderſchaft fand.

Er ſingt mit brechendem Herzen
Den erſten und letzten Geſang;
Die zitternden Töne verrauſchen
Wie nordiſcher Hörnerklang.

Ihr Inhalt iſt blutig und ſchaurig,
Er handelt von Knechtſchaft und Mord:
So ſang vor Zeiten in Hellas
Der ſchöne brittiſche Lord.

Den Schwan, wie die brittiſche Lordſchaft,
Ergriff des Propheten Schmerz,
Der auf Jeruſalem weinte,
Und beiden brach d'rüber das Herz.

Selam.

In dem grünen Palmenhain im Perſerland
Saß betrübt im Mondenſchein im Perſerland
Selim — möchte malen wahrlich ſo den Schmerz —
Ein Harem ſchloß neidiſch ein im Perſerland
Die Geliebte, der in Liebe ſchlug ſein Herz.
Härter iſt der Sehnſucht Pein im Perſerland;
Denn des Argwohns Drache wacht dort Tag und Nacht,
Flieht ſogar des Schlummers Schein im Perſerland.
Auch Gülnare ſeufzte nur zu ſcharf bewacht,
Weinte einſam und allein im Perſerland.
Blind nennt man die Liebe, und ſie blickt ſo tief;
An der Quelle grünem Rain im Perſerland
Wand ſie deutſam einen Strauß als Blumenbrief.
Duft iſt Wachen viel zu fein im Perſerland,
Faßbar nicht für ſie, was jeder Weſt verweht.
Selim führte Selam ein im Perſerland. —
Lange blieb die Sprache, die in Duft beſteht,
Vom Verdachte frei und rein im Perſerland.

Vedam.

Sohn des Staubes, ſchätze hoch dieß Leben, lehrte Brama,
Dich zu läutern ward es dir gegeben, lehrte Brama.
Biſt kein Wurm mehr, der im Staube ſchmählich wühlt und
kriecht,
Darfſt darum nicht an der Erde kleben, lehrte Brama.
Wie dich angelockt als Aar der Sonne Strahlenlicht,
Sollſt du nach dem Licht der Wahrheit ſtreben, lehrte Brama
Weil als Falter dich betäubt der jungen Roſe Duft,
Kelt're nie als Menſch der Wolluſt Reben, lehrte Brama.
Wenn dich ſchmeichelnd dieſe feile Bajadere ruft,
Soll die Keuſchheit dir den Gürtel weben, lehrte Brama.
Wie als Palme ruhig du empfingſt den Wetterſtreich,
Stehe jetzt dem Schickſal ohne Beben, lehrte Brama.
Weil den Mann entſtellt die Wange furchtverkündend bleich
Soll dir ſtets der Leu vor Augen ſchweben, lehrte Brama.
Ob man herzlos deine Tugend auch verkennen mag,
Auch verhöhnt noch bleib' ihr treu ergeben, lehrte Brama
Einſt erglänzt nach langer Zweifelsnacht der Sonnentag,
Der dir wird den letzten Schleier heben, lehrte Brama.

Der Wald.

Von nie erſtiegnen Felſen überhangen
Rauſcht dumpf ein Wald, ein Wald ſo hoch und dicht —
Wenn ſich ein Miſſethäter hier vergangen,
Den Sünder fände das Gewiſſen nicht.

Ein fahles Moos, farblos wie Weibertreue,
Bedeckt den Grund, der ewig kalt und naß,
Als ſei er Nachts der Schlummerpfühl der Reue,
Die alles, nur das Weinen, nicht vergaß.

Vom Felſen ſtürzt ſich ſchäumend eine Quelle,
Wie raſch die Flut den düſtern Wald durchjagt,
Und furchtſam eilt, als wäre jede Welle
Der Seufzer Eines, der in Ketten klagt!

Die Bäume rauſchen dumpf mit ihren Zweigen —
Ein Rieſenheer, das trotzig Wache ſteht,
Dem ſcheuen Wand'rer drohend anzuzeigen,
Daß hier die Straße ins Verderben geht.

Im Buſche lauern buntgefleckte Schlangen —
Ein Hinterhalt, der ſtill im Dickicht harrt,
Den ränkevollen Flüchling einzufangen,
Der ſchlau die Rieſenwache hat genarrt.

Doch tief im Wald, auf wildem Roſenhage,
Schlägt weltverlaſſen eine Nachtigall;
Doch was ſie ſang, der Liebe ſüße Klage,
Wer hört und theilt ſie? Nur der Wiederhall!

Wie dieſer Wald ſo ſtill und menſchenfeindlich
Und ſchweigſam gibt ſich manches Menſchenherz;
Doch tief im Innern freundlich, ach wie freundlich
Verhallt das Lied, das Lied vom Glück im Schmerz!

Lebewohl.

Lebe wohl, Marie!
Welk ſind unſre Roſen,
Laſſe drum dein Koſen;
Auf dem Scheideſtege
Wanken meine Füße,
Ohne Liebesgrüße
Zieh' ich meine Wege —
Lebe wohl, Marie!
Meine Phantaſie
Denkt in allen Landen
Trotz zerbrochnen Banden,
Ob ich jetzt auch ſcheide,
Dich als unverloren;
Denn in meinen Ohren
Klingen deine Eide:
Dich vergeß' ich nie.

Brich ihn nicht den Schwur
Wie ſo viele Andre.
Wo ich immer wandre,
Sei's auf Alpenbergen,
In dem höchſten Norden,
Unter Negerhorden,
Feuerländerzwergen,

Auf des Ganges Flur,
Mein gedenke nur.
Treu durch alle Zeiten,
Auch in Sonnenweiten,
Ob auch ſchnell verrauſche
Deines Lebens Dauer
In der tiefſten Trauer,
In des Glückes Rauſche:
Halte deinen Schwur.

Nur in jener Nacht,
Wo des Herzens Bangen
Schamgefärbte Wangen
Bei verſchobnem Schleier
Nackte Buſenſchwäne
Und der Wolluſt Thräne
Von der Liebe Feier
Kunde dir gebracht —
Nur in jener Nacht,
Wo dich fremde Arme
Luſtgeſchwellte, warme
Buhleriſch umſchlingen,
Fieberhaft umranken:
Könnte der Gedanken
Mich zum Wahnſinn bringen,
Daß du mein gedacht!

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Was iſt der Glaube? Eine alte Muhme,
Die unter Kindern ihre Schüler wählt,
Und ihnen Mährleins von der Wunderblume,
Dem Paradies, dem grünen Nir erzählt.
Belächelt auch der Jüngling dieſe Sagen
Als Truggebilde, die ein Traum beſchied,
Singt doch der Greis in ſeinen alten Tagen
Der alten Muhme träumeriſches Lied.

Was iſt die Hoffnung? Ein Wardein im Herzen,
Der blanke Münzen aus Verſprechen ſchlägt,
Und jedes trübe Kind um ſeiner Schmerzen,
Um ſeines Kummers letzten Preis befrägt;
Und ſchätzt man dann zur Zeit der reifen Jahre
Sein falſches Gold nicht mehr bei Tauſch und Kauf,
So ſchreibt er Wechſel zahlbar auf der Bahre,
Und ſchreibt die gute Firma „Himmel“ drauf.

Was iſt die Liebe? Eine Heimathloſe,
Die ſcheu und flüchtig durch die Herzen ſtreicht,
Und beim Willkommen eine junge Roſe
Als Gaſtgeſchenk dem blöden Wirthe reicht.

Zwar ſchließt die Roſe bald ihr Blumenleben,
Was liegt daran? Das Herz fühlt ewig jung;
Denn dieſer Roſe welke Blätter geben
Am Grabe noch den Duft: Erinnerung!

Weßwegen.

Moſchusreiche Düfte brechen
Aus des Lenzes jungen Roſen,
Ziehen durch die Mitternächte
Wie ein ſüßer Gruß der Liebe,
Und ſie wiſſen nicht weßwegen.

Sterne lugen auf die Roſen,
Ziehen durch die Mitternächte
Wie ein ſüßer Blick der Liebe;
Doch ſie wiſſen nicht, weßwegen
Sich im Thau die Strahlen brechen.

Wie ein Traum der Mitternächte,
Zieht in unſer Herz die Liebe,
Und wir wiſſen nicht weßwegen
Lieder ſtatt der Düfte brechen
Aus den weichen Lippenroſen.

Doch nicht raſten darf die Liebe,
Und wir wiſſen nicht weßwegen
Menſchen ſich die Schwüre brechen,
Leichter, als der Froſt die Roſen
Um die Zeit der Mitternächte.

Ach wir faſſen dies „weßwegen“
Erſt, wenn unſ're Herzen brechen;
Dann erklärt der Tod der Roſen,
Das „Wozu“ der Mitternächte,
Uns gewiß die ew'ge Liebe!

Minnegericht.

Was bringt größre Noth:
Treubruch oder Tod?

1.

Das Lied vom Schmerze hab' ich oft geſungen,
Mit ſeinen Noten Blick und Bruſt gequält,
Und wer ſich ſolchem Dienſte hat verdungen,
Der darf mitrechnen, wenn man Thränen zählt.
Anſtimmen wird geläufig ſeine Kehle
Das alte Klagelied, die Gramghaſele:
Vergilbte Roſen werden nie mehr roth!
Drum darf ich frei als Trauerobmann ſagen,
Was warmen Herzen ſchwerer fällt zu tragen —
Der Liebe Treubruch oder früher Tod.

2.

Ich weiß ein Stück: drin wirft ins Meer ein Jude
Die Perle, ſo die Welt die größte hieß,
Und ſchließt dann ſchluchzend ſeine Schacherbude —
Bleich wie ein Sultan, den ſein Volk verließ.
Knecht Babylons, ich faſſe deine Trauer;
Betracht' ich deine Perle mir genauer,

Iſt's eine Thräne, die der Schmerz verſteint.
Solch' eine Perle würd' ich ſelbſt zerdrücken —
Was ſoll ſie einen fremden Buſen ſchmücken,
Als hätt' ich ſie an dieſer Bruſt geweint.

3.

Ich weiß auch eine Fabel — ſchön zu leſen,
Nur ſchmählich alt — ein abgenützter Spaß, —
Wie einſt ein Liljenbeet ſo ſchön geweſen,
Daß ſelbſt Bülbül ſein Roſenlieb vergaß.
Der Himmel trübte ſich, der Nordwind wehte
Und ſchleppte Sand und Staub zum Liljenbeete,
D'rauf ſonſt nur bunte Falter ſich gewiegt.
Sprecht, welcher Anblick mehr das Herz entſetzte:
Geknickte Liljen, oder unverletzte,
D'rauf aber Staub in dichten Schichten liegt?!

4.

Ich weiß ein Lied von einem Mohrenkönig —
Wild ſtürmte ſein Serail ein Feindesſchwarm,
Rebellen werden, die ihm unterthänig,
Und ſchußzerſchmettert iſt ſein eigner Arm.
Da faßt er raſch ſein Weib, das hoffnungsloſe,
Und zeigt ihm ſtolz die giftgefüllte Doſe,
Und ſpricht: Schon netzt ihr Gift die Lippe mir,
Nie ſoll die Sonne deine Schmach beſcheinen —
Auf deinen Lippen ruhen heiß die meinen —
Am letzten Kuſſe, Leila, ſterben wir!

5.

Kein Liebesmährchen iſt mir fremd geblieben,
Ich trage ſelbſt ein welkes Angeſicht,
D'rauf Gram mit mancher Falte hat geſchrieben:
Wo Freude wohnhaft ſei, das weiß ich nicht!
Ich ſah nach Thränen ringen manches Auge,
Als wären Zähren eine Upaslauge,
Die aus dem Herzen wäſcht der Liebſten Bild.
Weil ich ſo viel geſehn, auch viel gelitten,
So komm' ich jetzt ſchiedsrichterlich geſchritten
Und ſchwinge gegen Treubruch Schwert und Schild.

6.

Es gibt im Leben viele ſchwere Stunden —
Am Sterbebette ſeiner Mutter ſteh'n,
Und wiſſen, wenn dies Herz hat überwunden,
Wirſt du um Liebe fruchtlos betteln gehn; —
Für alle Zukunft von der Freundſchaft ſcheiden,
Gezwungen ſein, das Heimatland zu meiden,
Das ſind Momente, wo die Menſchheit weint!
Wer aber mag die Qual der Stunde faſſen,
In der ein Herz vom Lieben kommt zum Haſſen?
Das iſt die Stunde, wo der Himmel weint!

7.

Was mich zu dieſem Spruche hat bewogen
Sind Gründe, welche mir Erfahrung gab:
Wenn Liebe treulos iſt hinweggezogen,
Dann ſchickt ſie drei der treu'ſten Wächter ab,

Das Haus zu wahren, welches sie bewohnte,
Den Tempel zu besetzen, wo sie thronte.
Mit raschen Schritten naht, wenn Liebe flieht,
Scham, Zorn und Eifersucht, die feile Dirne,
Die auf die jüngst so heitre Männerstirne
Des Argwohns Siegel: tiefe Runzeln zieht.

8.

Wer kennt nicht jenen falschen Rosenschimmer,
Mit welchem Scham die blasse Wange schminkt?
Er spricht: Gebrandmarkt bleibt der Thor für immer,
Der sich wie ich vor aller Welt betrinkt,
Der einen Seraph zu umarmen glaubte,
Und doch nur Bajaderenküsse raubte,
Als er ans Herz sein falsches Mädchen schloß.
Denn ob aus Liebe, oder um Piaster
Zum Pfühle wird die Brust von Alabaster,
Gilt gleich — der Liebe Heil'genschein zerfloß.

9.

Dann kommt der Zorn, und kreischt: Und führt' als Klinge
Des Buhlers Hand des Sommers Wetterstrahl,
Wie einen dürren Halm von Stroh auffinge
Und knickt' ich meines schönern Gegners Stahl!
Ja, hätt' er Cedernmark in seinen Füßen,
Ihn machte doch mein Arm den Boden küssen!
Ja, deckte selbst sein Haupt der Erdenball,
Zum Riesenschilde künstlich umgestaltet
Den Erdball selbst in gleiche Theile spaltet
Mein Hieb — vernichtend wie Kometenfall!

10.

Jedoch wie ſchlimm der Zorn im Herzen wüthe,
Er machts doch ſchnell, bald iſt ſein Werk vollbracht;
So frißt ein gift'ger Thau des Lotos Blüte,
Der Roſe Schmelz in einer Sommernacht.
Doch Eiferſucht, die feile Bajadere,
Die wenig frägt, ob Trug nach ihr begehre,
Ob Wahrheit ihrer Kunden Zahl vermehrt,
Sie martert doppelt durch ihr zögernd Schleichen;
Sie mag dem Waſſer der Toffana gleichen,
Das jahrelang an ſeinem Opfer zehrt.

11.

So ſchwimmt der Krebs, deß Stunde ſchon geſchlagen,
Im lauen Waſſer luſtig hin und her;
Der Sommer kömmt, ſo denkt er mit Behagen —
Die Hitze ſteigt, das iſt kein Sommer mehr!
Schon wird die Glut zur Qual, den Athem engend,
Das arme Thierchen folternd, langſam ſengend,
Das fruchtlos ſeines Schweifes Kraft verſucht —
Zur Flucht ſich rechts und links vergebens wendet —
Die Waſſer ſieden — und der Krebs verendet,
Bedünkt mich doch, ſo mach' es Eiferſucht.

12.

All' dieſe Qual in tiefſter Bruſt verbergen,
Im Munde Honigſeim, im Herzen Gift,
Die Blicke — ſonſt des Zornes raſche Schergen,
Das Opfer faſſend, eh's die Klinge trifft —

Nichtsſagend, freundlich auf die Menſchen richten,
Wie ſonſt geduldig üben ſeine Pflichten,
Mit einem Wort, ein Bild des Hekla ſein,
Von außen kalt, doch Lavaglut im Krater —
Sprich, ernſter Sternenrichter, ew'ger Vater!
Iſt größer Scheitans fabelhafte Pein?

13.

Viel milder iſt der Schmerz am Sarkofage,
Der eine frühentſchlaf'ne Liebe deckt!
Der Gram allein hält dort die Trauerklage
Und frägt: Iſt's wahr, daß dich kein Morgen weckt?
Nicht Scham noch Zorn färbt dort die blaſſe Wange,
Die Eiferſucht zischt nicht das Lied der Schlange,
Nur Hoffnung lispelt: Sammle deinen Muth!
Du mußt dies Sonnenauge brechen ſehen —
Iſt's doch Natur, daß Sonnen untergehen —
Doch Jenſeits ſtrahlt's dir mit der alten Glut!

14.

Da ſinkſt du lautlos hin ans Sterbelager
Des Weibes, das dich warm im Herzen trug,
Das holde Antlitz wird ſo bleich, ſo hager,
Der Mund erſtarrt, der jüngſt noch zärtlich frug:
„Sprich, wirſt du je, Geliebter, mein vergeſſen?“
Noch einmal wolle deine Lippen preſſen
Auf dieſes früh vergilbte Nelkenbeet,
Dann wandle durch das Leben, ſchmerzzerriſſen,
Laß ungeſcheut den Strom von Thränen fließen —
So ziemt ſich's ja, wenn man an Särgen ſteht.

15.

Kein Menſch wird läſternd an die Bahre treten —
Wo iſt der Mund, der Leichen höhnen mag?
Du darfſt zu ihr als einer Heil'gen beten,
Die einſt als Weib an deinem Herzen lag.
Ihr theures Bild wird freundlich dich umſchweben —
Ein treues Schirmgeleite durch das Leben —
Ein zwar ſehr ferner, aber heller Stern!
Dir bleibt der Troſt: aus meinen Paradieſen
Hat keines Menſchen Firman mich verwieſen —
Den ſtrengen Achtſpruch ſchrieb die Hand des Herrn!

16.

Erinnerung, wie faſſeſt du gewaltſam
Mein Herz, den längſt verloderten Vulkan!
Die Thränen fließen heiß und unaufhaltſam:
Ich war ja auch einmal in Ginniſtan,
Bin auch an eines Mädchens Bruſt gelegen,
So wie's Verliebte gern zu halten pflegen;
Doch ſchnell vergilbt der grüne Lenz der Luſt.
Seit Jahren ſchlägt dies Herz ſo ſchwer, ſo träge,
Doch ſo wie früher jeder ſeiner Schläge,
„Maria“ rauſcht er durch die leere Bruſt!

17.

Zwar ſtrahlt dein Bild mir nur aus Sternenweite,
Das aber iſt Natur vom Sternenlicht;
Durch alles Leben bleibt es mein Geleite,
Bis einſt ſein Rahmen, dieſes Herz zerbricht,

Bis ſich die Ströme, die getrennt gefloſſen,
Hrobrauſchend in dasſelbe Meer ergoſſen —
Ins uferloſe Meer der Ewigkeit!
Auf meinen Grabſtein aber ſei geſchrieben,
Daß ewig unvergeßbar mir geblieben
Dein blauer Blick und meine blaue Zeit!

18.

Still, tolles Herz! Was ſoll das matte Schwärmen,
Mit blauen Augen, Schnee und Roſenroth?
Zu Hauſe magſt du dich zu Tode härmen,
Dem Leſer ſchenke deine Liebesnoth.
Der Mondſcheinlieder ward man überdrüßig,
Der Menſch hat eig'ne Thränen überflüſſig —
Was braucht er, daß ein Andrer für ihn weint.
Kurz wiederhole, halbverrückter Dichter,
Was du bereits geſagt als Liebesrichter,
Ob Treubruch oder Tod dir bitt'rer ſcheint.

19.

Es gibt im Leben viele ſchwere Stunden —
Am Sterbebette ſeines Mädchens ſtehn,
Und wiſſen, wenn dies Herz hat überwunden,
Wirſt du um Liebe fruchtlos betteln geh'n —
Für alle Zukunft von der Freundſchaft ſcheiden,
Gezwungen ſein, das Vaterland zu meiden:
Das ſind Momente, wo die Menſchheit weint!
Wer aber mag die Qual der Stunde faſſen,
In der zwei Herzen treulos ſich verlaſſen?
Das iſt die Stunde, wo der Himmel weint!

20.

Solch eine Stunde ſchreibt ſich ins Gedächtniß
Mit Flammenſchrift für alles Leben ein;
Die Liebe ſtirbt, und Haß iſt ihr Vermächtniß —
Wer zög' es da nicht vor, enterbt zu ſein?
Ich ſah ſo manchen Pfahl auf meinen Reiſen,
Beſtimmt, dem Wand'rer Weg und Steg zu weiſen:
Gleicht nach der ſchönen Treue Sterbetag
Das Menſchenherz nicht ſolchen Weiſepfählen,
Und dürft' es nicht als Warnungsaufſchrift wählen:
„Zurück, wer froh! Hier gehts nach Schmerzensſchlag.“

Miß Robena Anna Laidlaw.

Zum Himmel blicken fromm die ſchwarzen Augen,
Als wollten ſie die wahre Davidsglut
Fürs künft'ge Spiel aus ſeiner Sonne ſaugen,
Die als ein Goldſchwan zieht durch blaue Flut.

Das dunkle Haar umflattert deine Wangen,
Wie eine ſtille, ſchwärmeriſche Nacht,
Die einem Herzen, einem ſehnſuchtsbangen,
Den erſten Kuß der Liebe hat gebracht.

Die weißen Hände irren durch die Taſten —
Bald klingt es zärtlich wie ein Wiegenſang,
Bald ſtürmiſch, wie Gewitter ſich entlaſten,
Sobald die Schlange: Blitz der Haſt entſprang —

Der Wolkenhaft, drein ſie Natur verſchloſſen —
Ein wilder Sturm, dann wird es mälig ſtill —
Verhallt zuletzt wie Thränen, ſchmerzentfloſſen,
Wenn uns ein lieber Freund verlaſſen will.

Dann blickſt du fragend auf die Lauſcher nieder,
Die dicht wie Sand am Meere dich umſtehn,
Ob ſie verſtanden haben deine Lieder,
Ob du als Dolmetſch treu dein Amt verſehn?

Was zweifelſt du? Wozu ein Lob, ein kühles,
Wenn dir ſo manche Thräne Bürgſchaft iſt,
Daß du der heil'gen Sprache des Gefühles
Wie deiner Mutterſprache kundig biſt?!

An Guttenbergs Denkmal.

Pilger ſchreiten durch die Thale hin,
Ziehn gebräunt vom Sonnenſtrahle hin.
Gegen Mekka eilt der Büßerzug,
Daß er ſeine Schuld bezahle, hin.
Silber, Gold, das man zu Münzen ſchlug,
Trägt das Dromedar, das fahle, hin,
Legen unter Weinen und Gebet
Sünder auf die Opferſchale hin.
Und doch ſchrieb der türkiſche Prophet
Sein Geſetz mit blut'gem Stahle hin,
Und doch hallt der Menſchheit trüber Fluch
Mit der Pilger Dankchorale hin.
Uns nur ruft ein heil'ger Grabbeſuch —
Werft voll Andacht die Sandale hin,
Denn kein Blut und keine Thräne fließt
Auf dies Leichenbett, das ſchmale hin:
Nur der heil'ge Quell: Weltbildung ſchießt
Guttenberg an deinem Male hin!

Die Klage der Paria.

(Sonettenkranz.)

1.

Ich ſchlang vor tauſend Jahren als Liane
Den grünen Arm um dich als Palmenbaum;
Du aber dankteſt meinem Liebeswahne
Mit einem leiſen Blätterrauſchen kaum —
Aus Stolz, daß manche müde Karavane
In deinem Schatten Schlummer fand und Traum,
Aus Stolz, daß du getrotzt dem Gluterkane,
Aus Stolz auf deines Weines goldnen Schaum.
Da kam ein Wetter ſchwarz heraufgezogen,
Ein Wolkenmeer verſchlang den Sonnenball —
Da ſchwand dein Stolz, da ſahſt du ſturmgebogen,
Daß grünes Holz nicht taugt als Wetterwall.
Der Donner rollte, blaue Blitze flogen,
Und meine Ranken brach dein Rieſenfall.

2.

Drauf weckte mich im grünen Theegefilde
Ein neuer Lenz mit ſeinem Sonnenkuß,
Und Fürſtin nannte mich die Moſchusgilde,
Das fromme Roſenvolk am gelben Fluß.

Da nahteſt du von meines Duftes Milde
Herbeigelockt mit ſüßem Schmeichelgruß,
Doch ſchwarzen Treubruch führteſt du im Schilde —
Der kurzen Liebe folgte Überdruß.
Dann zogſt du treulos weiter, bunter Falter —
Ich ſah dich flattern durch die Sommerluft,
Und welkte noch in meinem Blütenalter,
Denn mit dir ſtoben Farbe, Schmelz und Duft.
Da kam der Herbſt, was du verbrachſt, vergalt er —
Mein Kelch, Erſtarrter, wurde deine Gruft.

3.

Gedenkſt du noch der Zeit, wo die Libelle
Entzückt belauſchte deinen Glutgeſang?
In Paläſtina an des Jordans Quelle
Vom Mandelbaum erſcholl der ſüße Klang,
Zu rieſeln wagte kaum die heil'ge Welle,
Und furchtſam hemmte ihren leiſen Gang,
Den Sänger nicht zu ſtören, die Gazelle —
Ich lauſchte ſtill, doch ward zu Muth mir bang.
Die Roſe war's, der deine Seufzer galten;
Doch bald verklang das Nachtigallenlied,
Und nichts vermochte länger feſt zu halten
Den flücht'gen Gaſt, der ſcheu die Gegend mied.
Als nach der Sonne herbſtlichem Erkalten
Libelle bei dem erſten Reif verſchied.

4.

„Die Taube, ſpricht der Sündflut alte Fabel,
„Flog eilig heim zum ſichern Archenwall,
„Der Zweig vom Friedensbaum in ihrem Schnabel
„Gab Kunde von des großen Waſſers Fall,
„Das Aud, dem Rieſen reichte bis zum Nabel.
„Wo grünte mir ſein Zweig im weiten All?
Denn höher als der Rieſenbau zu Babel
Flogſt du als Aar empor zum Sonnenball.
Ich blieb zurück auf blauem Lotoshage
Mit einem Herzen, das vergebens ſchlug.
Was focht dich an der Taube trübe Klage,
Dich ſelten zedernhoch der Fittig trug?
Sie ſtarb aus Kummer an demſelben Tage,
An dem ein Pfeil gehemmt den Adlerflug.

5.

Nach kurzer Friſt, als grüne Waſſerſchlange
Durchſchwamm ich froh den ſtillen Ocean.
Bald traf ich auf dem neuen Lebensgange
Dich als Delphin im Schilfgeflechte an,
Und folgend meines Herzens Flammendrange
Durchkreuzt' ich ſchüchtern deine Wellenbahn.
Du aber träum'riſch lauſchend dem Geſange
Der ſchönen Meerfei, die dirs angethan,
Fandſt an dem Schlangenkinde nicht Gefallen,
Bemerkteſt nicht ſein Werben liebeswarm.
Im Zackenſaal rothſchimmernder Korallen
In deiner grauenhaften Schönen Arm

Verbuhlteſt du dein Sein beim Liederhallen —
Mir aber brach das Herz der Sehnſucht Harm.

6.

Du warſt ein ſchwarzer Hengſt aus Berberblute,
An dem man nicht ein weißes Härchen fand;
Nie fühlteſt du den ſcharfen Sporn die Knute,
Zu winken brauchte nur des Reiters Hand,
Und nach des Pfeiles Art mit zorn'gem Muthe
Am Kongo flogſt du durch der Wüſte Sand.
Gedenkſt du noch der goldgehaarten Stute,
Die luſtig wiehernd dir zur Seite ſtand,
Als du gelenkt vom kühnſten aller Dſchaggas
Beim Ruf des Tamtam wie der Wind ſo ſchnell,
Durchbrauſt der Negerſtämme Mordgefecht?
Was nützte mir zu jener Zeit des Quagga's
Dem Panther abgeborgtes buntes Fell?
Verächtlich blickteſt du auf mein Geſchlecht.

7.

Als Antilope leb' ich in Bengalen;
In einer mondbeglänzten Sommernacht
Auf einem Felſenhügel, einem kahlen
Erblickt' ich dich, das Bild der Königsmacht.
Der Löwe ſei's, dies ſagte klar der fahlen,
Und dichtgelockten Mähnen ſtolze Pracht.
Nicht ſchöner konnte man die Stärke malen,
So hatt' ich meine Liebe mir gedacht.
In meinem Auge ſtand der Sehnſucht Thräne,
Und ich vertraute dir mein Liebesweh;

Du aber ſchütteltest die krauſe Mähne,
Und grolltest zürnend: „Zage Thörin geh!
„Erkieſen würd' ich eher die Hyäne —
„Nie wird des Löwen Weib ein zitternd Reh!

8.

Stolz wogt der Zug ſtahlglänzender Trabanten
Der Negerſklaven goldverzierte Schaar,
Stolz prunkt auf ſilberweißem Elephanten
Der ſchöne Rajah mit geſalbtem Haar;
Demüthig folgen ihm die Abgeſandten
Der Kaſte, deren Stifter Brama war,
Nun folgt ein mächt'ger Troß von Muſikanten —
Wen aber trägt dies fahle Dromedar?
Ein zweites folgt — Mein Herz, was ſoll dein Beben?
Die goldne Sänfte birgt Sakontala,
Das Weib ihm angetraut für alles Leben,
Das meinen Abgott ohne Purpur ſah.
Der Himmel deiner Liebe ward vergeben —
Stirb, fluchbelad'ne, bleiche Paria!

Dichterpflicht.

Ihr Dichter sollt der Wahrheit Boten sein,
Im Zeitensturme die Piloten sein.
Dem Schönen widmet eure Harfenklänge,
Doch dürft ihr blind nicht wie Zeloten sein.
Vernichtend müssen eure Glutgesänge
Für Vorurtheil: den Geistdespoten sein;
Doch soll die Hand, erlag des Wahnes Hyder,
Zum Frieden rasch und gern geboten sein.
Ein Bild des Lichtes sollen eure Lieder
Dem Tage gleich, dem morgenrothen sein.
Ihr müßt das Erntefeld des Geistes pflegend,
Genaue Kenner tauber Schoten sein.
Drum sollen eure Lieder herzbewegend,
Doch nie blos Nachtigallennoten sein.

Am Meere.

An des Stromes Mündung ſteh' ich träumend
Wie der Fluß des eig'nen Laufes ſatt;
Auf der grünen Flut, im Sturze ſchäumend,
Treibt ins Meer ein weißes Roſenblatt.

Warf vom Sturm verſchlagen ein Matroſe,
Seiner fernen Mutter eingedenk,
In die wilde See die weiße Roſe,
Als der Liebe letztes Duftgeſchenk.

Meine eig'ne Mutter, frühentſchlafen,
Deren Arm mich einſt ſo warm umfing,
Keinen Boten find' ich in den Hafen,
Wo dein müdes Herz vor Anker ging!

Warf ein Knabe ſie vom Felſenriffe
In den Quell des Stromes wahnberückt,
Eine kaum erblüte Roſe ſchiffe
Bis zur Mündung duftvoll unzerſtückt? —

O dann weckt der blöde Wahn des Kleinen
Mir im Buſen ungleich tiefern Schmerz,
Und ich höre unter heißem Weinen
Leiſe fragen mein verwelktes Herz:

Menſchenſeele, reine, ſündenloſe
An dem Tag, der dir das Leben gab,
Ach! von deiner Unſchuld weißen Roſe
Wie viel Blätter nimmſt du mit ins Grab?

Duft und Lied.

Ich ſah eine welkende Roſe —
Ein letzter, ſparſamer Duft,
Ein trüber Abſchied vom Leben
Verſtob in der herbſtlichen Luft!

Auch weiß ich um einen Dichter —
Jene welkende Roſe ſchied
Von ſeinen Lippen, verhauchend
Ein letztes mühſames Lied.

Die Nacht.

Der Tag entweicht gleich einem Weiberhaſſer,
Der ſcheu entflieht, wenn ſich ein Mädchen naht,
Das ihm geſteht, den trüben Blick voll Waſſer:
Du biſt's, der dieſes Herz bezaubert hat.

Dem ſchönen Flüchtling blickt mit ſtummer Trauer
Die Nacht, die ſtille, ſchwarze Schönheit, nach;
Vom Himmel ſprüht ein leiſer Regenſchauer
Und küßt die ſchlafverſunknen Blumen wach.

Da öffnen ihre Knoſpen die Erquickten
Und hauchen freudig durch die milde Luft,
In deren Glut ſie früher faſt erſtickten,
Den ſchlichten Blumendank: den ſüßen Duft.

Die Sterne ſchicken forſchend ihren bleichen
Und viel beſungnen Strahl ins grüne Thal,
Wie ſonſt Eunuchen den Harem umſchleichen,
Mit blankgeſchliffnem Damascenerſtahl.

Der Mond ſtrahlt freundlich auf die Erde nieder,
Die blumenäugig ihm entgegen lacht,
Den Hain durchrauſchen Nachtigallenlieder —
Wie ſchön, wie heiter iſt die ſtille Nacht!

Nein, heiter nicht — klar ſagen ihre Zähren
Geformt aus Regenſchauer oder Thau,
Daß weder Klang noch Duft ihr Troſt gewähren;
Doch nimmer trägt ſie ihren Schmerz zur Schau —

Wie eine Mohrenfürſtin im Seraile
Vor ihren Sklaven froh und heiter ſcheint,
Doch an des Auges naſſem Glanzemaile
Erkennt man leicht, daß ihre Seele weint.

Die ſchwarze Schönheit kann es nicht vergeſſen
Wie kalt der Flüchtling ihr ins Auge ſah,
Und wer verſchmäht geliebt hat, mag ermeſſen,
Wie ihr bei dieſem Blicke hart geſchah.

Das Gewitter.

Die Wetterwolken ſteigen
Am Horizont empor,
Das goldne Antlitz der Sonne
Verdüſtert ein Nebelflor.

Die Tannen haben verwundert
Die Sonne ſich trüben geſehn
Und ſchütteln die grünen Häupter
Unwillig, daß es geſchehn.

Und ſtrecken die knorrigen Arme
Wie Krieger zum Fahneneid,
Und ſeufzen aus markigem Buſen —
Sie ahnen drohendes Leid.

Sie ahnen, ihr ſchlimmſter Gegner
Der Sturm ſei aufgewacht,
Und habe die Sonne bleicher
Und ſich verbergen gemacht.

So ſchlägt ein zagender Feldherr
Den Mantel um, wenn er flieht,
Auf daß kein feindlicher Schütze
Die goldnen Treſſen ſieht.

Schon flutet der Regen in Strömen,
Die Wetterwolke barſt;
Der Sturm auf ſchnaubendem Roſſe
Umkreiſt den Tannenharſt.

Das Wetter zog vorüber,
Der Himmel ſieht heiter, iſt rein;
Die Sonne lächelt zufrieden:
Sie fliehen, der Tag iſt mein!

Zerſplitterte Tannen bedecken
Des Waldes blutigen Plan
Wie bleiche verſtümmelte Krieger,
Die Wunder des Muthes gethan.

Noch glänzen die Regentropfen
Wie Thränen auf Halm und Blatt —
Wohl möglich, daß eine Mutter,
Ein Weib ſie vergoſſen hat.

Die böſen Augen.

Hinweg von mir! Ich nähme dir zu Füßen
So gern im Seligwerden Unterricht;
Denn leicht vergäße Weib bei deinen Küſſen
Die Kunde, wie man weint, mein Angeſicht.

Dort würde ſeine grüne Heimat finden
Der wandernsmüde Liebesahasver;
Du könnteſt ihn des trüben Eids entbinden:
Nur Eine liebt ich, fürder keine mehr!

Wie biſt du ſchön! Sprich, warf der Lenz beim Scheiden
Ins Antlitz dir ſein letztes Roſenpaar?
Sag, hat ein jahrelanges tiefes Leiden
So kummerſchwarz gefärbt dein Seidenhaar?

Der Klang der Stimme! Hielt in deinem Herzen
Die Nachtigall auf ihrer Südfahrt ſtill,
Und flötet dort von überſtandnen Schmerzen
Und einem Lenz, der niemals enden will.

Der ſchlanke Wuchs, die Alabaſterarme —
Umſchlingend ſchlößen ſie den Himmel ein;
An dieſer Stelle würde ſelbſt dem Harme
Nicht länger fremd die Freudenthräne ſein.

Mir iſt als ob ich in die Sonne ſähe,
Wenn warm auf mich dein Auge niederſchaut,
Und dennoch treibt es mich aus deiner Nähe
Wie einen Dieb, den vor dem Schergen graut.

Ach! dieſe Augen glänzend wie Cyanen
Verweiſen mich in meinen alten Schmerz,
Und ihre blaue Farbe will mich mahnen:
Gedenke deiner Eide falſches Herz!

Da greif' ich eilig nach dem Wanderſtabe,
Und Thränen gießen über mein Geſicht,
Als ſende mir von ihrem öden Grabe
Die todte Liebe zwei Vergißmeinnicht!

Ahasver.

Vom Berge Karmel ſchreitet ein Wandersmann in's Thal,
Das Antlitz ernſt und ſinnend, doch eingeſtürzt und fahl.

Drauf hat mit ſeinen Lettern, den Falten im Geſichte,
Der Schreiber Zeit verzeichnet ſeit Chriſto die Geſchichte.

Das Auge ſchwarz und feurig, der Blick ſo ſcharf, ſo ſchlau,
Als hielt' er in des Nächſten Gehirn Gedankenſchau.

Die Naſe von dem Schnitte, nur eigen ſeinem Volke,
Das einſt ihr nachgegangen, geführt von einer Wolke.

Der Bart zwar weiß, doch ſtruppig; drin liegt der Mund verſcharrt,
Wie eine Alpenroſe von Gletſchereis umſtarrt.

Ein Pelz von Zobelfellen bedeckt die ſtarken Glieder,
Auf ſeinem Turban ſchimmert des Reihers Schneegefieder.

Der Wandrer blickt zum Himmel, ballt krampfhaft ſeine Fauſt,
Als wehre ſie dem Blitze, der um den Karmel ſauſt.

„Dein Donner, ſpricht er, Ew'ger, rollt laut durch's Waldgefilde
Und ſcheuchte meines Traumes kaſſandriſche Gebilde.

Du rufſt zu neuem Wandern den Juden Ahasver;
Er iſt bereit der Pilger, doch längſt kein Bettler mehr.

Er hat als Gaſſenkrämer erſt Lumpen feilgeboten,
Sie wurden zum Papiere und dieſes — zu Banknoten.

Er gab dem Sohn Maria's den letzten Geißelhieb,
Als ſeine Hand vor Jahren den erſten Wechſel ſchrieb.

Es war ein Schickſalswechſel: einſt ſaß der bleiche Jude
Mißhandelt ohne Nachſicht als Trödler in der Bude;

Und jetzt verfällt dem Wandrer, der alle Sprachen ſpricht,
So manche Königskrone, ſo manches Reich nach Sicht.

Nun kennt er ſeine Sendung; nun eilt er gut zu machen,
Was ſeine blöden Väter auf Golgatha verbrachen.

Der Geiſt der Zeit, den ſtraflos mit Füßen keiner ſtieß,
Die öffentliche Meinung, die damals Jeſus hieß, —

Um dreißig Silberlinge verkauften ſie die Thoren,
Es war der dümmſte Handel, und Juda ging verloren.

Daß ſie ans Kreuz geſchlagen das ew'ge Heil der Welt,
Die Thatenmutter Meinung, war groß, war ſchlimm gefehlt.

Nur ihre Söhne konnten Jeruſalem erretten;
Drum ſchlug nach ihrem Tode der Römer uns in Ketten.

Bei welchem Volke könnte das wahre Staatenmark,
Den Geiſt der Zeit erſetzen ein ſchnöder Silberquark?

Und drum begann ich eiligst den tausendjähr'gen Wandel,
Das Heil zurück zu feilschen durch einen schlauern Handel.

Ich habe viel erschachert: so manche Krone wankt,
Der Mann des Schicksals selbst hat vor Juden abgedankt.

Wir raubten ihm den Purpur, erschlugen seine Garde —
Gold fuhr dem neuen Waldstein ins Herz als Hellebarde.

Die Schleuder: Handel stürzte den stolzen Goliath,
Sie warf die Staatsschuld Englands als Stein bei dieser That.

Nach seinem Falle wurde Prophet der alte Jude,
Und eine neue Lehre ging aus der Schacherbude.

Sie taust den Aermsten kraft eines falschen Schwurs —
Die Kirche ist die Börse, der letzte Gott der Curs.

Doch blieb noch mancher Ketzer und Feind zu überlisten;
Ist doch noch Gold vorhanden im Säckel manches Christen.

Erst dann, wenn alles Silber und Gold mein Volk besitzt,
Kein Edelstein am Finger der Unbeschnittnen blitzt,

Zurückgefeilscht mit Wucher die dreißig Silberlinge,
Erlaub ich meinem Stamme, daß er die Psalme singe.

Dann ist vollbracht die Sendung, gesühnt der Krämerfehl,
Dann findet seine Heimat das müde Israel.

Dann ragt es hoch als Eiche, die Äste Edelsteine,
Das Gold im Schacht die Wurzeln, die Blätter Bankoscheine.

Die Eicheln Wechſelbriefe, der Rieſenſtamm die Bank
Getränkt vom Quelle: Schulden, drin Thron auf Thron verſank.

Doch erſt wenn dieſe Quelle zum Weltmeer iſt geworden,
Verſchlungen hat die Kronen im Süden wie im Norden:

Dann lagert ſich auf Roſen der müde Ahasver,
Treibt Künſte, Wiſſenſchaften, doch keinen Schacher mehr!“

So ſpricht der ewge Wandrer, läßt Pelz und Turban fallen —
Er wird doch nicht als Bettler halb nackt von hinnen wallen?

Doch nein — er trägt am Leibe ein weißes feines Hemd —
Der Schmutz, in Juda heimiſch, ward längſt dem Pilger fremd.

Er trägt nach letzter Mode ein Kleid von ſchwarzem Tuche,
Wie man es liebt auf Bällen, beim Spiele und Beſuche.

Auf ſeiner Bruſt prangt ſchimmernd ſo manches Ordensband,
Drauf weiſt der Jude höhniſch mit ſeiner rechten Hand.

Die Gegend iſt verwandelt, zur Stadt wird das Gefilde,
Demüthig grüßt den Nabob die Kontoriſtengilde.

Ein Wagen kömmt gefahren, zwei Jäger ſpringen ab,
Er drückt ſich in die Kiſſen und ſpricht: „Nun fort im Trab!

„Zum Tempel ſoll der Kutſcher im ſchnellſten Rennen jagen.“
Sein Jäger brummt im Stillen: „Zur Börſe will er ſagen!“

Palme und Birke.

Am Euphrat im Walde
Ragt hoch ein Palmenbaum;
In ſeinem Schatten findet
Der Pilger Schlaf und Traum.

Ein muntrer Vogel ſchmettert
Vom Wipfel ſeinen Sang —
Ein Dichter dem ſein erſtes
Und kühnſtes Lied gelang.

In Schweden, im Gebirge
Rauſcht dumpf ein Birkenſtamm,
Auf einem weltvergeßnen
Einſamen Felſenkamm.

Er ſenkt die müden Äſte,
Von Froſt und Schnee erſtarrt —
Ein Mönch in weißer Kutte,
Der froh des Todes harrt.

Am Euphrat die Palme,
Das krumme Birkenreis,
Wem gleichen ſie? — dem Menſchen
Als Jüngling und als Greis.

Die junge Morgenländerin.

(Nach Amerlings Bilde.)

Wie ſchön du biſt, vermag ich nicht zu ſagen —
Du haſt das Herz mir aus der Bruſt geblickt,
Das Morgenland hat ſeine Mährchenſagen
In dir verkörpert in die Welt geſchickt.

Das Antlitz glänzend wie das Eis am Pole,
Von jenem Roſenſchimmer angehaucht,
Der Memnon weckt zum leiſen Lebewohle,
Wenn ſeine Mutter aus dem Meere taucht.

Die Haare ſchwarz wie einer Mutter Trauer,
Die an des frömmſten Kindes Sarge ſteht —
Das Auge — Sonnenſchein nach Regenſchauer —
Durchſichtig wie der See Genezareth.

Biſt du das Liebesideal der Mauren,
Das Mohamed ins ferne Land verwies,
Auf daß beneiden lernen deutſche Giauren
Den Turbanträger um ſein Paradies?

Wo ihn nach deinen Küſſen ſüß, doch glühend,
Scherbet und weißes Honigbrot erquickt,
Wo dein verſchämtes Auge liebesprühend
Ein Meer von Glück in ſeine Seele blickt.

Dann haſt du ſchlau den Koran aufgeſchlagen,
Weil drin des Islam Glaubensformel ſteht:
Ich will des ſchönen Weibes wegen ſagen,
Nur Mohamed allein iſt mein Prophet.

Biſt du ein Weib aus Staub wie ich geboren,
Schön wie die Sonne noch kein Zweites ſah;
Dann hat ſchon längſt an dich ſein Herz verloren
Des Morgenlandes reichſter Padiſchah;

Dann haſt du abgelegt aus Liſt beſcheiden
Des Orientes Bindendiadem,
Weil deine Schönheit hinreicht zu beeiden,
Daß dir als Herrin huldigt der Harem;

Dann tönt aus jenem fremden Perſerliede,
Das eben deiner weißen Hand entſank,
Die Liebesbitte Eines, deſſen Friede
In deines Auges ſchwarzem Meer ertrank.

Abſchied.

Was ſoll dein blaß Geſicht? ich denke dein.
Uns trennt der Ruf der Pflicht, — ich denke dein.
Das Band der Liebe, das uns feſt umſchlang,
Dies Band aus Roſen bricht — ich denke dein.
Der Morgen kommt, mit ihm der Scheidegang,
Beſät mit Dornen dicht — ich denke dein.
Durch alle Zeit, zieht wild der Wetterſtrahl,
Scheint hell der Sonne Licht — ich denke dein.
Durch alles Land, ſei's Alpenberg, ſei's Thal,
Tönt laut mein Glutgedicht: Ich denke dein!
Stockt einſt mein Blut, das ſonſt wie Lava rann,
Sein letzter Pulsſchlag ſpricht: Ich denke dein!
Um keinen Gram vermindert ſich auch dann
Der Liebe Vollgewicht — ich denke dein.
Doch ſtill! Ein Wort für tauſend Schwüre gilt,
Das Wort — zwar tönt es ſchlicht — „ich denke dein.“
Frag' an dich jenſeits, ob ich's redlich hielt;
Leb' wohl und weine nicht — ich denke dein!

Im Gebirge.

Dumpf rauſcht vom Felſen die Fichte
Und lauſcht dem Wiederhall —
So ſpäht ein geächteter Ritter
Von ſeines Schloſſes Wall.

Der Felſenſpalte entſprudelt
Die Quelle ſcheu und verzagt —
Ein Mägdlein, das ſich furchtſam
Ins laute Leben wagt.

Sie rauſcht empor zur Fichte,
Der Baum winkt zärtlich hinab,
Wie einer, welcher ſo eben
Sein Herz für immer vergab.

Sie tragen ſich warm im Herzen
Und haben einander ſo gern,
Sind längſt verbunden, verſchwiſtert,
Und bleiben doch ewig fern.

Da faßt den Felſenwächter
Des Sturmes raſende Wuth
Und ſtürzt den Ärmſten zerſplittert
Hinab in die ſtille Flut.

Die Quelle umwogt erſchrocken
Den hingeſchmetterten Stamm,
Und ſchleudert die Waſſerperlen
Weit über den Uferdamm.

So ſtürzt zur Todtenbahre
Verzweifelnd ein bleiches Kind,
Umarmt die geliebte Leiche,
Und weint ſich am Ende blind.

Herbſtlandſchaft.

Du dauerſt mich, verblühtes Thalgefilde;
Der Sommer hat dich allzuwarm geküßt,
Und manche Tochter deiner Blumengilde
Durch dieſen Kuß die Schönheit eingebüßt.

Sie gleicht mit ihren glutverſenkten Ranken,
Drauf roth des Herbſtes Lügenfarbe blinkt,
Der Buhlerin, die künſtlich ihr Erkranken
Zu bergen ſucht, und Mund und Wange ſchminkt.

Verklungen ſind die muntern Finkenlieder,
Die Eiche ſenkt den blätterloſen Aſt
Ein alter Krieger, deſſen müde Glieder
Nicht länger tragen mehr des Speeres Laſt.

Die Waizenähren golden wie die Sonne
Hat ſchonungslos die Sichel hingeſtreckt —
So fällt das blonde Haar der jungen Nonne,
Bevor der Schleier ihre Stirn bedeckt.

Durch Regengüſſe ſchwoll der Bach zum Fluſſe,
Und rauſcht ſturmeilig an ſein fernes Ziel —
Ein ſcheuer Wandrer, der mit raſchem Fuße
Aus einer Gegend eilt, die ihm mißfiel.

Nur matt erhellt das Thal der Sonne Schimmer,
Die trüb im feuchten Nebelmeere ſchwimmt —
Ein naſſes Auge Eines, der für immer
Von Glück und Liebe trauernd Abſchied nimmt.

Auf dem Friedhofe.

Ein Wandrer ſchreitet durch die Friedhofſtätte —
Die Wolken zieh'n, kein Stern am Himmel wacht;
Wenn ſich Gewiſſensangſt verkörpert hätte,
Sie wäre nicht ſo ſchwarz wie dieſe Nacht.

Im nahen Felde knickt der Sturm die Ähren,
Die Fliederſtaude ſchwankt, die Scholle ſtaubt —
Die Tropfen fallen ſchwer wie Mutterzähren
Auf eines ungerathnen Kindes Haupt.

Die Stimme Gottes rollt von Grab zu Grabe,
Als ob ſie donn're: Schläfer! werdet wach,
Und helft dem bleichen Mann am Wanderſtabe,
Der ängſtlich ſucht, ihr wißt es wohl, wonach.

Da zuckt ein Blitz; bei ſeiner blauen Helle
Erblickt der Wandrer einen Leichenſtein.
Was zitterſt du? An dieſer Trauerſtelle
Mag wohl dein Paradies verſchüttet ſein.

Zwar ſchmückt den kalten Stein kein Leichenkarmen,
Nur eine Weide rauſcht auf ihn hinab,
Als ob der Schmerz mit ewig grünen Armen
Aufreißen wolle ſeiner Liebe Grab.

Der Wand'rer ringt verzweifelnd ſeine Hände,
Und bricht ergrimmt den nächſten Aſt entzwei,
Als ob er's höchſt gemüthlos von ihm fände,
Daß er ſo grün bei ſeiner Trauer ſei.

Die Wolken flüchten ſich in raſcher Eile,
Der Mond glänzt ſilbern durch die Mitternacht,
Wie jenes Aug', aus deſſen Glutemaile
Dem Wand'rer einſt der Himmel hat gelacht.

Da ſinkt er ſchluchzend hin am Sarkofage,
Im Thränenſtrom ertrinkt der Stimme Schall:
Wann kehren, armes Herz, die blauen Tage,
Die du beweinſt? „Einſt!“ ruft der Wiederhall.

Die Schwimmer.

Zwei Schwimmer ringen mit der Meereswelle,
Gescheitert ist vor kurzer Frist ihr Schiff;
Doch bald versinkt der eine Schiffsgeselle,
Er ruht tief drunten am Korallenriff.

Die Nacht durchkämpft der jüngere Matrose —
Der Morgen dämmert — siedend wallt sein Blut —
Er stöhnt — er sinkt — wie eine Grabesrose
Wiegt sich die Morgenröthe auf der Flut.

Aus meinen Augen brach ein Strom von Zähren,
Ich hätte vollgeweint den Ocean,
Der wogend trennt der Erde Hemisphären,
Als mich die Liebe in Verruf gethan.

Sogleich erlag im Thränenwogenschlunde
Der Schiffer: Glück, als mich verrieth ihr Herz;
Doch erst nach mancher todesbangen Stunde
Ertrank erschöpft der müde Schwimmer: Schmerz.

Die Schlacht.

Die blut'ge Mameluckenſchlacht am Nil
Am Fuße ſandumſtarrter Pyramiden,
Das Treffen, drin die alte Garde fiel,
Zu ſehn, zu kämpfen, war mir nicht beſchieden.

Doch mir im Herzen ſchlug man eine Schlacht;
Drin ward der Hoffnung Garde aufgerieben —
Der Kern der Jugend iſt in einer Nacht
Nach Sparterart auf ſeinem Schild geblieben.

Das Heer der Glutgefühle rief ins Feld
Als eine andre Wlaſta meine Liebe,
Und ſchreckverblaſſend wünſchte mancher Held,
Daß fern die ſchöne Gegnerin ihm bliebe.

Der kalte, ſtrenge Landesfürſt, Verſtand
Ritt ſiegesſicher in die offnen Schranken;
Vorbrachen trotzend auf ihr Stahlgewand
Die Panzerreiter: kühne Kraftgedanken.

Doch bald zerbrach den dichten Wald aus Erz;
Kartätſchenhagel: friſchgepflückte Roſen,
Und mancher ſüßer Blick fuhr tief ins Herz;
Als Bajonet dem Feind, dem rettungsloſen.

Auf weißem Zelter flog bald hier, bald dort
Durchs Feld der Schlacht die schöne Amazone,
Und bald zerbrach ihr Schwert: ein süßes Wort
Des strengen alten Königs Eisenkrone.

Die Panzerreiter streckten das Gewehr,
Und schwuren knirschend zu der Liebe Fahne;
Auch einer Amazone fiel es schwer,
Weil sie die Buhlschaft war vom finstern Wahne.

Die blasse Dirne schrieb sich Eifersucht,
Sie gab den Eisenreitern frische Speere.
Die Krieger prüften froh der Lanzen Wucht,
Und brachen vor gleich einem Racheheere.

An ihrer Spitze flog auf schwarzem Roß
Ins Amazonenheer ein schwarzer Ritter —
Ein Leben fraß ein jeder Lanzenstoß,
Und jeder Schwertschlag war ein Ungewitter.

„Wer bist du Knabe," frug die Liebe streng,
„Der meinen Purpurmantel denkt zu erben?
„Für zwei Gebieter ist ein Herz zu eng —
„Ich oder du — für Einen heißt es sterben." —

„Ich bin der Haß, sprach er mit bitterm Ton,
„Vernichtung heißt ein jeder meiner Hiebe,"
Und schwang das Schwert ein andrer Stiefson,
Und traf zu Tode meine erste Liebe.

Wahre Prophezeihung.

Du brachſt am Scheidetage
Mit ungeſtümer Hand
Vom fahlen Nelkenhage
Dein letztes Liebespfand.

Du ſprachſt: Wie dieſe Nelken
Verblaſſe mein Geſicht,
Soll dieſer Mund verwelken,
Wenn er die Treue bricht.

Ich bin hinweggegangen,
Und langſam war mein Tritt —
Sprich, wie viel Paraſangen
Hielt deine Treue Schritt?

Dein Herz war leicht zu rühren,
Und du warſt überfroh,
Daß nicht mit deinen Schwüren
Dein Wangenſchmelz entfloh.

Ein Mund nur ließ die Farben
Und wurde nie mehr roth;
Denn meine Lippen ſtarben
Den frühen Nelkentod.

Frühlingstod.

Der Sommer rüſtet ſich feindlich,
Zu ſtürzen des Lenzes Reich,
Wie feige Krieger werden
Die Blumen ſchreckensbleich.

Vergebens keilt ſich in Maſſen
Die ſtämmige Eichenarmee —
Die glühenden Winde lichten
Das dichte Laubquarree.

Unlöſchbar wie Brandraketen
Fällt ſengend der Sonnenſtrahl
Auf Halme, Blüten und Blumen,
Und fahl wird Berg und Thal.

Vergebens ſchlägt ſich der Frühling —
Bewältigter Held entflieh!
Schon kracht verderblich vom Himmel
Die Donnerbatterie.

Der Blitz, der gaukelnde Reiter,
Umkreiſt mit flammendem Speer
Auf ſchwarzem Wolkenroſſe
Das müde Blumenheer!

Flieh, unglückſeliger König!
Was ſtarrſt du noch himmelwärts?
Schon fährt die tödliche Lanze
Dir tief ins blumige Herz.

Rings liegen geknickte Nelken —
Iſt's Blut, das der Raſen trank?
Iſt's, Lenz, der Purpurmantel
Der deinen Schultern entſank?

Seemannsſage.

Kriſtallenes Eis bedeckt ein ödes Eiland,
Im höchſten Norden wie ein Leichenſtein,
Der ſchauriq Kunde gibt: Hier ſenkte weiland
Der Froſt den ſchönen König Frühling ein.

Doch wie die Gothen Gold und Edelſteine
Und Kronen ſenkten in ein Königsgrab,
Auf daß ihr Häuptling noch im Todtenſchreine
Beſitzen möge, was ſein Glück ihm gab:

So fanden, wie die Sage ſpricht, Matroſen
Dorthingeführt durch Stürme oder Muth,
Verkohlte Palmen, längſtverwelkte Roſen
Im Eis geſchmolzen durch des Sommers Gluth.

Vergilbten ſüßen Briefen zu vergleichen,
Die einſt der Lenz der jungen Inſel ſchrieb —
Ein Pfand der Liebe, das der altersbleichen
Verſchrumpften Braut als letzter Troſt verblieb.

Was frägſt du noch, ſeekund'ge Amazone,
Den Buſen eingehüllt in dreifach Erz,
Um jenes Eiland in der kalten Zone? —
Dir ſchwante längſt, es ſei mein eignes Herz.

Wer aber iſt der wagliche Matroſe
  Vom Sturm getragen an den fernen Strand?
„Vielleicht du ſelbſt.“ Und jene welke Roſe?
  „Gewiß ein Brief von deiner lieben Hand.“

O lande oft noch an der öden Küſte,
  Ob ſturmverſchlagen, ob kolumbuskühn,
Und ſchleudre in die eisgedielte Wüſte
  Den letzten goldnen Traum von Lenz und Grün!

Pauline Schwarzenberg.

Die Sonne ſinkt. Die jungen Roſen zittern,
Wie Kinder beben, wenn der Sturm erwacht,
Und Kunde bringt von nahen Ungewittern
Und einer ſternenloſen Mitternacht.

In banger Ahnung ſenkt die goldnen Schwingen
Der muntre Falter, der beſchwingte Scherz;
Nur duftberauſchte Nachtigallen ſingen
Kaſſandralieder von dem nahen Schmerz.

Und ſchwärzer wird die Nacht, und Nebel ziehen —
Ein Schleier, den der Mond vors Antlitz ſchlägt,
Dem Anblick einer Stunde zu entfliehen,
Die Leid und Gram in tauſend Herzen trägt.

Was funkelt dort? Hat ſich ein Sonnenſchimmer
Verirrt in jenen Saal von Holz gedielt,
Indem er ihn, getäuſcht vom Perlenflimmer
In hundert Locken, für das Weltmeer hielt?

Geſchmückte Damen ſchweben durch die Gänge,
Beſternte Krieger eilen hin und her;
Zum Tanze locken muntre Geigenklänge —
Hier iſt kein Herz, kein Auge thränenſchwer.

Sagt, hat der Sieger an den Pyramiden
Titanerſtark bekriegt das Paradies,
Und deſſen Roſen nach erkämpftem Frieden
Geſchleudert in die alte Stadt Paris?

Dort geht er hin der Mann, aus deſſen Munde
Kein Staubgeborner, nur das Schickſal ſprach,
Und ahnt es nicht, wie nahe ſei die Stunde,
Die ſeine Adler ſtürzt in Staub und Schmach.

Dort geht er hin, der Herr von ſieben Thronen,
An Kraftgedanken reich, an Worten karg,
Und ahnt es nicht, zu bergen hundert Kronen,
Sei groß genug ein weltverlaßner Sarg.

Still, Dichter, ſtill! Was ſollen Schlachtberichte
Im Lied, das einer Mutter Tod beklagt?
Was du zu ſagen weißt, die Weltgeſchichte,
Sie hat es längſt und beſſer noch geſagt.

Am Throne ſteht ein Weib mit Roſenwangen,
Es ſpricht mit Frankreichs ſchöner Kaiſerin,
Und träumt von Tagen, ach, wie lang vergangen,
Von Jugendfreuden, ach! wie längſt dahin.

Iſts doch, als hauche eine rothe Roſe,
Im Schatten einer Palme Duft um Duft,
Der ihr erzählt vom Schmetterlingsgekoſe
Und wie ſo warm im grünen Thal die Luft.

Die Palme aber läßt die Zweige beben,
Als spräche sie: Das ist für mich vorbei!
Was weiß die Rose auch von Palmenleben,
Was Palmenglück, was Palmenunglück sei!

Noch sprechen sie — da schmettert durch die Gänge
Die Schreckenslosung: Feuer! Rettet euch!
Verklungen sind die muntern Geigenklänge,
Und auf den Wangen wird die Schminke bleich.

Zur Pforte stürzt die Schaar der bangen Gäste —
Die Damen — Lilien, sturmzerstreut, geknickt —
Die Krieger — blitzgetroffne Cedernäste —
Im Saal kein Auge, welches muthig blickt.

Dort flattern Shawls, hier brechen Perlenreife,
Dort liegt ein Fächer, hier ein Ordensband —
Dort kündigt seinen Dienst der Fuß, der steife,
Hier dorrt am Knöchel die verkohlte Hand.

Die Wände lodern, Säulen knistern, wanken —
Ist's doch als sei ein Wrack der weite Saal,
Auf dessen halbverbrannten, morschen Planken
Der schwarze Tod vernichtend hält sein Mal.

Nur Einer wandelt marmorruhig, eisern —
Der kleine Korporal — er flüstert leis:
„Kein Feuer schadet meinen Lorberreisern,
„Das sah ich hier. Versuchen wir's mit Eis.“ — —

Es wendet ſich, vielleicht, daß er zur Stunde
Beſchloß den kalten Moskowiterzug,
Der ſeiner arthuskühnen Tafelrunde
Als Grab die Berezinabrücke ſchlug.

Schon tritt ſein Fuß die glutverſengten Stufen,
Da ſchlägt ein Schrei des Jammers an ſein Ohr;
So ſchmerzlich bang, ſo laut vermag zu rufen
Nur eine Mutter, die ihr Kind verlor.

Es iſt das holde Weib mit Roſenwangen,
Pauline Schwarzenberg — nun todtenblaß.
Sie ſtöhnt: „Mein Kind! mein Kind hat ſich vergangen,
Weh! daß ich Mutter meine Pflicht vergaß.“

Sie ringt verzweifelnd ihre kleinen Hände,
Sie wankt, und ſchamroth wird ihr Wangenpaar,
Als ob ſie tief die tiefe Schmach empfände,
Daß ſie ſo lange unentſchloſſen war.

Sie rafft ſich auf, den Nacken vorgebogen,
Wie Einer, der ins Meer ſich ſtürzen will —
Verſchlungen haben ſie die Flammenwogen —
Ein dumpfer Schrei — dann wird es gräberſtill.

O Mutterliebe, heil'ge, makelloſe,
Dich preiſen kann ich, aber ſchildern nicht!
Wer gibt mit Wort und Schrift den Duft der Roſe,
Des Südens Balſamluft, das Sonnenlicht?

Im fernen Morgenlande herrscht die Sage —
Sie mag statt mir ein treuer Dolmetsch sein —
Ein frommer, bleicher Engel starb am Tage,
Als Gott erschuf das erste Mütterlein.

Da weinten alle Engel schmerzbeklommen,
Da nahm der Herr, gerührt durch den Verlust,
Das treue Herz des hingeschiednen Frommen
Und warf es in die erste Mutterbrust.

Der Morgen graut — viel hundert Augen haben
Durchweint den Rest der ewiglangen Nacht,
Der Morgen graut — viel trübe Menschen graben
Versengte Leichen aus dem Kohlenschacht.

Der Morgen graut, und Frankreichs Krieger stehen
Um eine Bahre, drauf Pauline ruht —
Man kann's am Zucken bärt'ger Lippen sehen,
Der Held sei vor dem Menschen auf der Huth.

Doch ruhig spricht ihr Herr, der marmorbleiche:
„Was senkt ihr eure Augen thränenschwer?
„Auf Erden gibt es freilich eine Leiche,
„Im Himmel aber einen Engel mehr!"

Das Ghaſel.

Die Nachtigall aus perſiſchem Geblüte, das Ghaſel,
Die Roſe die am Rocknabade blühte, das Ghaſel —
Was habt ihr ſie verſetzt in dies vom Nord durchſtürmte Land?
Zuſagt nur glutbegeiſtertem Gemüthe das Ghaſel;
Hier dieſen kalten Menſchen ſchien es Schwulſt und leerer Tand,
Wenn flammend der Begeiſtrung Funken ſprühte das Ghaſel.
Sie wußten nie den Demant aus des Liedes tiefſtem Schacht
Zu ſchätzen ganz nach ſeines Waſſers Güte — das Ghaſel.
Stets hat den Blick, der nicht gewohnt des Oſtens Farbenpracht,
Geblendet die zu reiche Blumenblüthe, das Ghaſel;
Hier hätte ſelbſt dein Wunderbecher nie berauſcht, Dſchemſchid.
Was Wunder, daß man kalt blieb, wo es glühte, das Ghaſel.
So ſchlugen geiſtigtodt ſie manchen Dichter und ſein Lied:
Allah vor ſolchen Leſern ſtets behüte das Ghaſel!

In frühern Tagen.

In meinem Herzen war es dunkle Nacht in frühern Tagen,
Da hast du mir als Morgenstern gelacht in schönern Tagen.
Ich war ein schlanker Palmenbaum, entlaubt vom Wetterstrahl;
Als Epheu hast du ihm das Grün gebracht in heitern Tagen.
Ich war ein Rosenstrauch im südlich warmen Gangesthal;
Du hast als Nachtigall ihn treu bewacht in wärmern Tagen.
Ich war ein Lied voll Glut und Kampfbegier, doch rauh und wild;
Du hast's melodisch als Gesang gemacht in mildern Tagen.
Ich lag im langen, tiefen Schlaf, ein steinern Memnonsbild,
Auf deinen Sonnengruß bin ich erwacht in hellern Tagen.
Ich war ein Siegelring aus hellem Gold getrieben ganz,
Da hobst du als Rubin der Fassung Pracht in reichern Tagen.
Ich war ein Meer, zur Sturmeszeit bewegt vom Wellentanz,
Aus dem als Perle Liebe dich gebracht in stillern Tagen.
Ich war in arger Zeit ein Kranker, dem das Glück gefehlt;
Da nahmst als Arzt du liebend mich in Acht in bösen Tagen.
War ein Kometenbrand — Brand einer bahnverschlagnen Welt,
Du warst die Windsbraut, die ihn angefacht in heißern Tagen.
Ich war ein Traum der Märchenzeit — ein Traum aus Ginnistan,
In dem ich dich mir als Peri gedacht in Wundertagen.
Ich war ein Gott, wenn auch dein Sklave und dein Unterthan;
Zu beiden hatte mich dein Kuß gemacht in Liebestagen

Rheinlied.

Aus finſtrer Felſenſpalte
Der Quell ſich furchtſam wagt,
Verſtohlen wie Liebesblicke,
Wie Waiſenthränen verzagt.

Bald ſtört die Waldesſtille
Ein leiſer murmelnder Bach,
Ein Kind, das mühſam die erſten
Noch ſinnloſen Laute ſprach.

Raſch ſtürzt er von Gletſcher zu Gletſcher,
Ei — was er für Sätze wagt,
Ein ſchlittſchuhlaufender Knabe,
Der über die Teiche jagt.

Wildbäche vereinen ſich rauſchend
Mit ſeiner perlenden Flut —
So wächſt die Kraft mit den Jahren
Und mit den Jahren der Muth.

Nun ſtürzt er donnernd und brauſend
Vom letzten Felſengrat —
Ein Jüngling, der ſich lärmend
Hindrängt zur erſten That.

Der See mit kriſtallnen Wogen
Verſchlingt den ſchäumenden Fluß —
So ſtürzt an's Herz der Geliebten
Der Jüngling zum erſten Kuß.

Von weißem Arm umfangen
Vergißt er ſich und die Welt,
Und träumt, daß ſeinem Glücke
Nur bloß die Ewigkeit fehlt.

Da fällt der Regen in Strömen,
Raſch wächſt der Waſſerſchwall;
Vergebens kittet der Dörfling
Aus Steinen den ſchirmenden Wall.

Die Felder bedeckt das Waſſer,
So weit das Auge ſchaut —
Sagt, waren allen Dämme
Auf Weibertreue gebaut?

Syrich, biſt du, raſender Strudel,
Das Bild unzähmbarer Kraft,
Und ſchilderſt im rieſigen Maßſtab
Die menſchliche Leidenſchaft? —

Die Zeit macht alles eben —
Der Fluß wird ruhig und ſtill,
Auf ſeinem Silberrücken
Schifft ſicher, wer ſchiffen will.

Dort zieht in zierlicher Gondel
Ein froher Studentenſchwarm,
Sie haben die Freude im Herzen,
Ihr Mädchen Arm in Arm.

Dort lenken Fruchtverkäufer
Zum Strand ihr ärmliches Floß,
Und preiſen die Süße der Thräne,
Die perlend die Rebe vergoß.

Dampfböte kommen geflogen
Wie Schwalben frank und frei,
Und bringen fremde Waaren
Und fremde Sitten herbei.

Und bringen aus Albions Häfen
Uns Kunde aus fernem Land,
Wo Gummi tropft von den Bäumen
Und Gold ſich birgt im Sand.

Wie ſtolz auf dem Tannenverdecke
Der Maſt, der rieſige, ruht,
Als ob er ſich prahlend rühme:
Ich bin das Zepter der Fluth.

O Mannheit, Epoche des Wirkens,
Die Tage nach Thaten zählt!
Wie ſchade, daß dir an Dauer
Die Kimmung die Wage hält!

Weit fliegen zurück die Ufer,
Der Fluß wird breit, aber flach;
Die Wellen fließen langsam
Wie Stunden der Trauer und Schmach.

Versiegen wie Witwenthränen,
Versickern allmählig im Sand;
Kaum findet das Auge die Welle,
Wo Fluß und Strömung verschwand.

Was sprichst du am Krückenstabe
Geschwätzig wie ein Kind,
Verkümmerter Greis, von Tagen,
Die längst vergessen sind?

Schon pfühlt man dein Sterbelager,
Und schmerzlos schlummerst du ein —
Von Thaten, die du vollbrachtest,
Steht nichts auf dem Leichenstein.

Auf der Alpe.

Um Alpenfirnen wehen kalte Lüfte,
Und ihre Roſen wiſſen nicht um Düfte,
So wie ein Weib, an einen Greis gebunden,
Vergeſſen lernt der Liebe ſüße Stunden.

Kein Vogel ſingt umbrauſt vom Sturm aus Norden,
Die Lerche ſelbſt iſt alpenflüchtig worden,
Und nur ein Wandrer keucht am Wanderſtabe:
Ich habe wohl nicht weit zu meinem — Grabe.

Da drängt der Froſt ſein Blut aus allen Poren —
Er wankt — er ſinkt — dumpf ſchlägt an ſeine Ohren
Der Glockenklang aus fernem grünen Thale —
Ein Trauerlied an einem Leichenmale.

Ich habe, Alpe, viel mit dir gemeinſam:
Ein Leben roſenduftlos, gletſchereinſam,
Und daß mein Blut, aus tiefſter Bruſt entquollen,
Die Menſchen oft für Lieder halten wollen.

Ein Traumgesicht.

In meine Träume tritt in Mitternächten
Ein schlankes Weib, die Wangen fieberheiß,
Doch kreidebleich, als ob sie Kunde brächten
Von einem Schmerz, der keine Tröstung weiß.

Die Stimme schaurig wie das Angstgeflüster
Am Siechbett, drauf ein Menschenauge bricht,
Das blaue Auge träumrisch, thränendüster —
In Veilchenthau gefangnes Mondenlicht.

Ich kenne dich, du warst mein erstes Lieben,
Mein Glück erkrankte, starb an deinem Kuß;
Du hast den Brief der Vehme mir geschrieben,
Dem Leid verfippte mich dein Scheidegruß.

Doch längst vergaß ich, Kind, dein Schmerzvermächtniß,
Dein römisch todeskaltes „Paetus nimm!“
Ans Kreuz geschlagen hab' ich mein Gedächtniß,
Denn schuldig sprach es der Pilatus: Grimm.

Zwar wuschen Thränen, Tröstung mir zu schenken,
Die blut'ge Hand, die streng dies Urtheil schrieb,
Doch Leiche blieb das bittre Deingedenken —
Drum bleibst du ewig todt für mich, mein Lieb.

Drum tritt nicht bettlerkühn in ſtiller Stunde
In meine Träume, thu nicht ſo vertraut;
Des Thales Söhne luden mich zum Bunde,
Und Menſchheit heißt des Dichterlehrlings Braut.

Sie frägt um Roſen nicht, ſie fordert Saaten,
Übt Gärtnerpflicht an einem Rieſenbaum —
Der Baum heißt Wirken, ſeine Frucht ſind Thaten;
Drum nochmals, Weib, hinweg aus meinem Traum!

Du zitterſt nicht? dein Auge blickt voll Hoheit
Und meines bebt wie ein Rebellenknecht,
Der dreiſt geprahlt mit angeſtammter Rohheit,
Und weibiſch zagt beim Rufe zum Gefecht.

Die Stimme früher zaghaft, ach! ſo zaghaft,
Wie kaum ein Sünder fleht am Hochgericht,
Wird plötzlich herriſch, amazonenwaghaft,
Und zürnt mir: „Bleicher Sänger prahle nicht!

„Denn wie der Glut des erſten Sonnenſtrahles
„Im Lenz verpflichtet iſt die junge Saat,
„So bleibſt du mir verſchuldet, Sohn des Thales,
„Denn ewig bleib' ich deine erſte That.

Thalia.

Mit des Sumpfes grünem Schilfe
Flüſtert dumpf der Abendwind,
Faſt als riefe bang um Hilfe
Ein verirrtes, ſcheues Kind.

Und doch will es mich befallen,
Höhniſch ſtrebe Halm und Rohr,
Durch die Welt den Ruf zu hallen:
Midas trägt ein Eſelsohr.

Griechin mit dem bittern Lächeln,
Mit dem Blick halb Spott, halb Schmerz,
Ziehſt du nicht — ein Weſtwindfächeln —
Statt durch Schilf, durchs Menſchenherz?

Spotteſt du nicht tauſendtönig
Der verkappten Eitelkeit,
Und entlarvſt den ſtolzen König
Midas: Unſinn unſrer Zeit?

Lidofahrt.

Die ſchwarze Gondel ſchwankt auf den Lagunen,
Gleich einer Wiege, d'rin ein Säugling ruht;
Der blaſſe Mondſtrahl ſchreibt in Silberrunen
Deutſame Märchen auf die grüne Flut.

Mir iſt, als ſei ich ſelbſt ein Kind geworden,
Das wunderſamen Sagen lauſcht und glaubt;
Mir iſt, als ſchwimme an des Schiffes Borden
Ein naſſes Weib, die Haare ſchilfumlaubt.

Ein goldner Ring ſchmückt ſeinen weißen Finger,
Ein Ring, geſchmückt mit einem Demantſtein,
Wie ihn vor grauer Zeit der Seebezwinger
Vom Bucentauro warf ins Meer hinein.

Ein trübes Lied entbebt dem rothen Munde
Von einem Adler, der zum Meere flog,
Und Südlands weißen Schwan zum Liebesbunde
Aus ſeinem lauen Elemente zog. —

Von einer Braut karthagiſchen Geſchlechtes,
Die weinend grollt dem nord'ſchen Bräutigam,
Der ſeekrank ſich begab des Dreizackrechtes,
Das er durch ſie als Mitgift überkam.

Ich lauſche ſangbezaubert — ein Matroſe,
Dem ſieghaft ſchmachtend die Sirene winkt;
Da wirft der junge Tag die erſte Roſe
Auf Strand und Fluth — das Waſſerweib verſinkt.

Nun taucht die Sonne aus dem Ozeane,
Am Lido ſchießt die Gondel raſch vorbei:
Am Wachthaus ſchwankt die gelb und ſchwarze Fahne,
Ein Dolmetſch für das Lied der Waſſerfei.

Künſtliche Blumen.

(Sage.)

Wolken ziehen, Nebel wallen,
Scheidend läßt der müde Tag
Seinen Purpurmantel fallen
Auf den grünen Rebenhag.

Wiegt ſich ja in ſeinen Beeren
Träumeriſch der König Wein,
Seinen flüſſig goldnen Speeren
Wird die Welt einſt zinsbar ſein.

Weinen — Eva's Schmerzvermächtniß,
Weine — Noah's Goldlegat —
Euer Schlachtfeld, das Gedächtniß —
Seufzer, Lieder eure That.

Doch das Herrſcherrecht im Herzen
Zu ertränken all ſein Glück,
Dies Tirannenrecht auf Schmerzen
Kehrt dir, Thräne, nie zurück.

Raſch verſiegen deine Fluten,
Wenn der Leſetag erſcheint,
Wenn die Kinder Noah's bluten,
Wenn die grüne Rebe weint. —

In dem nächt'gen Thalgefilde
Wandelt ein Wallachenkind,
Lugt wie ſpähend nach dem Wilde
Sich die Falkenaugen blind.

Lieder murmelnd, waghaftkönig,
Hält er wachſam treue Hut,
An der Wiege, drin der König
Schmerzbezwinger ſchlummernd ruht.

„Meine Kugel ſchießt zu Ziele
Wie die Schnuppe durch die Nacht;
Meine Klinge hat ſchon viele
Türkenherzen kalt gemacht.

Meine Arme — einen Bären,
Der mein Schweſterlein bedroht,
Daß es weinte bange Zähren,
Drückten rächend ihn zu Tod.

Und doch ſpottet mein die Dirne,
Nennt mich muthkrank, nennt mich feig;
Angſtſchweiß netze meine Stirne,
Rauſcht des Nachts ein Eſpenzweig.

Böſe Schweſter! Schlechte Späße
Haben meiſtens ſchlechten Grund;
Wenn ich meine Pflicht vergäße,
Schwiege kreideweiß dein Mund.

Aber weil ich treu ſie übe,
Höhnſt du meinen Muth und Stand —
Ärgerlich, daß dir der trübe
Bruder keine Roſen wand —

Roſen, wie ich ſie an Tagen,
Als ich noch vom Dienſte frei,
Pflegte für dich heimzutragen —
Kind, der Lenz iſt längſt vorbei.

Nächſtens will ich kaufen gehen
Blumen, kunſterzeugte zwar,
Will ſie dann beim Wiederſehen
Flechten in dein Rabenhaar.“ —

Alſo murmelt der Walache.
Horch, was pfeift im Rebenhag?
Täuſcht ein ſchlauer Dieb die Wache
Durch vermeinten Wachtelſchlag?

„Halt! wer da!“ — Ein dunkler Schatten
Huſcht geſpenſterhaft herbei. —
„Halt! wer da! Sonſt tränkt die Matten
„All dein Herzblut, falſche Zei!“

„Stehe, ſag' ich! Sei vorſichtig!
„Halt! wer da! zum letzten Mal —
„Nun ſo treffe dich gewichtig
„Meines Rohres Wetterſtrahl."

Donnerähnlich kracht die Flinte,
Nieder ſtürzt das Spukgebild;
„Hab's für deine Geiſterſinte,"
Murrt der braune Wächter wild.

„Bruder hilf mir!" — „Welche Stimme!"
Keucht der Burſche, eilt hinzu:
„Herr des Himmels! blindem Grimme,
„Schweſter, ſankſt als Opfer du!" —

Farblos ſind die kleinen Wangen;
Schlimm bekam dir, Kind, der Schwank,
Für des Bruders Schmerzumfangen
Haſt du fürder keinen Dank.

Treulich hielt er das Verſprechen,
Das er ſich ſo eben gab,
Holde Blumen dir zu brechen —
Für das Haupt? — nein, für das Grab.

Eine Handvoll blut'ger Nelken
Warf er dir ans junge Herz:
Sie verduften im Verwelken
Deinen letzten Lebensſchmerz.

Sinnlos blickt er dir ins bleiche
Lebensmüde Angeſicht,
Greift zum Dolch — an deiner Leiche
Sinkt er hin — ſein Auge bricht.

Sterbend wirft er in die Reben
Dolch und Flinte blutigroth,
Kunde ſeinem Herrn zu geben
Von des letzten Wächters Tod.

Eine Handvoll blut'ger Nelken
Schmückt ſein eignes wildes Herz;
Sie verduften im Verwelken
Seinen letzten Lebensſchmerz.

Heimkehr.

Ich habe ſtolze Schönheit viel gelitten,
Seit mich als Bannſtrahl traf dein letzter Blick,
Nun iſt's vorbei, nun hab' ich raſch durchſchritten
Die Wüſte ſchmerzbeſandet: Mißgeſchick.

Nun kehr' ich heim von meiner langen Reiſe,
Du blickſt mich an, halb grollend, halb gerührt,
Und forderſt nun, daß ich den Paß dir weiſe,
Der ſelbſt Verbrecher in die Heimat führt.

Den bring' ich mit, den hat der Tod geſchrieben,
Der kreideweiß auf meine Lippen ſchlich;
Ich weiß es wohl, du kannſt mich nicht mehr lieben;
Doch weinen, weinen darfſt du über mich.

So wie am Abend ſchüchtern die Gazelle
Hinſtürzt zum Quell am ſtillen Bergesſchacht,
Und Labung findet in der Silberwelle:
So komm' auch ich vor meiner langen Nacht.

So laß' mich ſtürzen durch die blauen Augen
In deine Seele, eh' ich ſcheiden muß,
Von deinen frommen Lippen laß mich ſaugen
Die letzte Öhlung — einen letzten Kuß!

Dichterrache.

Laub bedeckt die Waldesräume,
Und die Nacht wird kühl und lang,
Aber durch der Roſe Träume
Hallt noch oft ein trüber Klang
Bang wie Nachtigallenſang.

Wenn die Nächte kühl und lang,
Schmuggelt in der Roſe Träume
Die Erinn'rung dieſen Klang,
Wenn auch längſt nicht Lied noch Sang
Flüſtert durch die Waldesräume.

Blaſſes Kind, durch deine Träume
Hallt wohl auch ein trüber Klang;
Bang wie Nachtigallenſang
Zieht durch ſtille Waldesräume,
Eh die Nächte kühl und lang.

Kennſt du meiner Stimme Klang,
Meines Herzens trüben Sang,
Der durch ferne Waldesräume
Rauſcht und doch oft Nächtelang
Schreckhaft bebt durch deine Träume?

Bang, wie Nachtigallenſang
Zieht durch ſtille Waldesräume,
Soll durchs Herz dir lebenslang
Wie ein Nachhall böſer Träume
Zittern meiner Stimme Klang.

Camoens.

Wer biſt du, kranker Mann mit hundert Falten,
Mit Wangen, deren Röthe längſt verblich?
Faſt möcht' ich ſie für einen Vehmbrief halten,
Drauf Freude ſchrieb: Hinweg! Ich ächte dich!

Die welke Hand ruht kraftlos auf der Krücke,
Und höhniſch frägt der grübelnde Verſtand:
Iſt dies der Wanderſtab, dem flücht'gen Glücke
Zu folgen über alles Meer und Land?

Die Augen blicken furchtſam und verſtohlen
Wie ein Spion, der kaum der Haft entrann;
Sie ſagten gern der Sonne: Gottbefohlen,
Die ihre Thränen nicht mehr trocknen kann.

Und dennoch ſiehſt du auf die klugen Leute
Verächtlich, wie der kranke Löwe blickt,
Wenn ängſtlich helfernd eine feige Meute
Ihm ſchnöde Drohung aus der Ferne ſchickt.

„Was kümmert euch des Fremden tiefes Leiden
Und ſein verweintes, trübes Angeſicht?
Wer, was er liebte, trauernd mußte meiden,
Den kümmert's wenig, was der Pöbel ſpricht.“

„Ich war ein Dichter in vergangnen Tagen,
Und meine Lieder sang man allerwärts,
Bis mir das Schicksal in der Brust zerschlagen
Das süße Saitenspiel — das warme Herz.“

„Siehst du im Fichtenwalde dort die Eiche,
Noch immer ragt sie hoch und stolz empor,
Obgleich sie schlimmversengt vom Wetterstreiche
Ihr grünes Blut, ihr frisches Laub verlor.“

„Da steht sie nun so freudenlos und einsam
Mit morschen Zweigen, längst vergilbtem Blatt,
Und doch zufrieden, daß sie nichts gemeinsam
Mit jenem schwanken Nadelholze hat.“

Liebesghaseln.

1.

Geſchildert hab' ich ſtets nur kalt dein Bild,
Traf nie, ſo ſehr ich ſelbſt mich ſchalt, dein Bild,
Mir iſt als ſei mein Herz ein tiefer Schacht
Und deſſen reicher Goldgehalt dein Bild,
Es iſt ein Quell, in dem in ſtiller Nacht
Als keuſcher Mond ſich ſilbern malt dein Bild:
Auf eine Flur, auf der im Roſenbeer
Als Blumenfürſtin immer galt dein Bild.
Als Muſchel ſchwimmt es auf der Sehnſucht Meer,
Aus der als Perle ſchillernd ſtrahlt dein Bild.
Es iſt ein Siegelring, dem eingedrückt
Der erſten Liebe Glutgewalt dein Bild —
Ein Altar auch mit Blumen reich geſchmückt,
Dort thront ſtatt Kama's Lichtgeſtalt dein Bild.

2.

Als Lotos blüht' ich einſt im Morgenland;
Du warſt der Mond, dem ich den Duft geſandt.
Auf deinem Altar fern in Hindoſtan
Mein junges Herz als Liebesblume ſtand.
Ich zog als Falter gaukelnd meine Bahn:
Du warſt die Roſe, die den Flatter bann.

War eine Taube, fing zu ſuchen an;
Du warſt der Ölzweig, den ſie jubelnd fand.
Ich war ein Adler, ſchwang mich himmelan —
Sto'z ſah mein Auge deinen Sonnenbrand.
Auch als Delphin im ſtillen Ozean
Umkreiſt' ich treu dich als Korallenwand.
Ich war ein Leu, betrat der Thiere Khan
Dich als Oaſe in der Wüſte Sand.
Als Rajah ſelbſt bezwang ich Guliſtan
Durch deinen Blick, der Liebe mir geſtand.

3.

Kein Märchen iſt ſo wunderbar als reine Liebe;
Die Liebe, die nicht Wunder wirkt, iſt keine Liebe.
Schließt auch den Kelch die Nenufare ſcheu am Tage,
Aufküßt die Schämige im Mondenſcheine Liebe;
Verſtummt aus Schmerz Bülbüls ſo ſchmerzlich ſüße Klage,
Erzwingt durch Roſendüfte, daß er weine, Liebe.
Fern iſt das Meer vom Schacht, die Perle vom Rubine,
Auf Ringen eint mit Perlen Edelſteine Liebe.
Nicht ſcheut der Wüſte Glut und Sand der Beduine,
Ihn labt in der Oaſe Palmenhaine Liebe.
Das Paradies, das nüchtern Keiner noch betreten,
Zeigt dem, der trunken iſt von ihrem Weine, Liebe.
Einſt brachte faſt ein Blick der Anahid zum Beten
Den Ahriman; ſo wirkſam iſt die reine Liebe!
Den Zwieſpalt meines wilden Herzens hat geſchlichtet
Als neuer weiſer Daniel, die ſeine Liebe.

Ghaſelen lieblich, wie Hafis ſie einſt gedichtet,
Soll mich begeiſternd ſingen lehren deine Liebe.

4.

Was frägſt du ſtets? Ich habe keinen Namen,
Was liegt dir auch an dieſem kleinen Namen?
Ich bin kein Held; nur dieſer darf es wagen,
Durch alles Land zu rufen ſeinen Namen.
Schreibſt du Geſchichte? Sängern alter Sagen
Nur können gar ſo wichtig ſcheinen Namen.
Verſtumme ſchwatzhaft Kind! Willſt du mich ſehen,
So brauche nur den allgemeinen Namen
„Geliebter!“ Werde ſtets den Ruf verſtehen.
Einmal da hatt' ich freilich einen Namen —
Weiß keine Sylbe mehr von ſeinem Klange;
Mir ſchrieb ins Herz die Liebe deinen Namen —
Den nannt' ich oft, den las ich da ſo lange,
Bis ich vergeſſen hatte meinen Namen.

5.

Wie Lerchen haßte Feſſelzwang mein Herz,
Bis deiner Locken Netz umſchlang mein Herz.
Als Kahn auf hoher See der Liebe zog,
Vor Sturmgefahr nicht ſcheu noch bang, mein Herz:
Doch deines Flammenblickes Brander flog,
Geentert ward als Kaperfang mein Herz.
Verſchlungen hat der Wonne Meeresſchlund
Als Taucher, der zur Tiefe drang, mein Herz,

Korallenlippe ward dein Nelkenmund —
Wie hing an dieſer Klippe lang mein Herz!
Als Falter zog hinaus zur Blumenwahl,
Den kleinen Fittig raſtlos ſchwang mein Herz,
Da ſchaute deines Buſens Liljenthal,
Da hemmte ſeinen Reiſegang mein Herz.
Ein Heimatloſer zog durch alles Land
Gleich einem, der der Haft entſprang, mein Herz.
Zu deinen Füßen ſeine Heimat fand,
Landſtreicherlieder nie mehr ſang mein Herz.

6.

Weiß Kunde nur von goldnen Banden,
Seit deine Locken mich umwanden;
Von Perlen, ſeit ich ſah die Zähne,
Die ſchillernd dir im Munde ſtanden,
Auch von der glitzernden Falâne,
Seit ich dich traf in Prachtgewanden.
Weiß Kunde auch von Glutrubinen,
Seit Lippen ſich zu Lippen fanden —
Durch deinen Blick von Herzensminen —
Der Ruhe Wall ward da zu ſchanden;
Auch von dem Klang der Nachtigallen
Durch Worte, die ſich dir entwanden.
Woher der Schnee, der friſch gefallen,
Des Buſens Schwäne mir geſtanden.
Bei ſolcher Kunde ſprach ich: Rüſte
Dich, Herzensbarke, raſch zu ſtranden,

Du darfſt an deines Himmels Küſte
In ihrem ſchönen Herzen landen.

7.

Liane hat den Palmenaſt gebunden,
Das Garn den Aar trotz ſeiner Haſt gebunden.
Narziſſe hat durch Duft den Schmetterling,
Der Sommertage flücht'gen Gaſt, gebunden.
Den Demant auf des Shahes Siegelring
Hält Gold wie eine Klammer faſt gebunden,
Zwar bläht der Sturm das weiße Segeltuch,
Doch hält den Kiel des Ankers Laſt gebunden.
Den bleichen Juden hat des Tilgers Fluch
An ſtetes Wandern ſonder Raſt gebunden,
Längſt hat mein Herz dein blondes Seidenhaar
Gleich einem Netz aus feinſtem Baſt gebunden.
So glücklich nie ein Kettenträger war,
Als ich es bin, ſeit du mich haſt gebunden.

8.

Mir brannte Herz und Lippen wund dein Kuß,
Als Siegel ſchloß den Liebesbund dein Kuß.
Des Mondes Wirkung auf des Meeres Flut
Erklärte mir, und gab mir kund dein Kuß.
In meinen Adern ſiedend ſchwoll das Blut,
Als zärtlich drückte meinen Mund dein Kuß.
Gefühle weckte heiß, wie Sonnenglut,
Den Keim, im tiefſten Herzensgrund dein Kuß.

Raſch brachte ſüßen Glückes Perlengut
Als Taucher aus der Lippen Sund dein Kuß;
Wie Wüſtendurſt des Baumes Fruchttribut,
So labte mich der Dattelſund: dein Kuß.
Wie Palmenwein hob meines Geiſtes Muth,
Und machte mich von Harm geſund dein Kuß.
Gleich einer Zauberformel des Marut
Entrückte mich dem Erdenrund dein Kuß;
Wie ſüß am Buſen der Huri ſichs ruht,
Mich lehrt' es dein Umarmen und dein Kuß.

9.

Verſtummſt du Nachtigall im Wald? Du konnteſt mich vergeſſen?
So ruft die Roſe, welkt dann bald — ſie kann dich nicht vergeſſen.
Verklungen iſt des Lieblings Sang und ihr allein zu bang.
Die Sonne ſinkt; da klagt wohl auch „du konnteſt mich vergeſſen?“
Der Sonnenwende letzter Hauch — ſie kann dich nicht vergeſſen.
Sie ſtirbt, weil ohne deinen Tag ſie nicht mehr leben mag.
Auf Erden weint ſo manches Herz: „Du konnteſt mich vergeſſen?“
Doch ich — dies iſt der größte Schmerz — ich kann dich nicht vergeſſen!
Ob du mit Spott die Treue lohnſt, ich liebe dich wie ſonſt.“

Auch du Gülnare, böſes Kind, du konnteſt mich vergeſſen?
Ach, lehr' es mich doch auch geſchwind, ich kann dich nicht vergeſſen!
Mir liegt die Kunſt zu weit, zu fern — ich hatte dich zu gern!

10.

Feenmädchen, das ich liebend meine, lebewohl
Schönſte der Huris, um die ich weine, lebewohl!
Sonne meiner Wege, Leitſtern auf der Sehnſucht Stege,
Roſenfürſtin in des Herzens Haine, lebewohl!
Sina's alte Sage ſchildert ſeiner Tochter Klage
Als Tartarenbraut nicht herb wie meine — lebewohl!
Wie die Bajadere ihren Mahadöh zur Ehre
Stürzte in das Feuer — in das reine, lebewohl!
Rief der Liebe ſchmerzhaft: ruf' ich lächelſt du auch ſcherzhaft:
Schönheit, die ich liebe wie ſonſt Keine, lebewohl!

11.

Du ſtandſt vor mir ſo hell und klar im Traume!
Wie zärtlich warm dein Blick doch war im Traume!
Dies gab mir Muth; ich faßte deine Hand,
Und bat um einen Kuß ſogar im Traume.
Du ſträubteſt dich; doch was kein Wort geſtand,
Sprach deiner Augen Sonnenpaar im Traume.
Mir ſagte liebevoll ihr holder Strahl:
Dein bin ich, bleib' ich immerdar, im Traume.
Da drückt' ich auf der Lippen Roſenmal

Den heißen Mund, der Sinne bar, im Traume.
Der Kuß, wie Sonnenfeuer brannt' er mir
Dein Bild ins Herz, gar wunderbar im Traume;
Allah! nicht neid' ich mehr den Himmel dir,
Seit ich in einem Schönern war im Traume!

12.

Was willst du Herz? — du schlägst so bang? — Zu Ihr
Wo zieht dich hin der Sehnsucht Drang? — Zu Ihr!
Das geht nicht an: die Trennungsstunde schlug,
Verpfählt ist dicht der Rosengang zu ihr.
Nur Adlerflügel führten dich, mein Herz,
Das hoch beim ersten Kusse sprang, zu ihr.
Drum fasse singend deinen Wanderstab —
Vielleicht dringt deines Liedes Klang zu ihr.
Noch einen Seufzer schick' ins Heimatland,
Wo Liebe dir ihr Märchen sang, zu ihr;
Dann pilgre fort, und halte nirgends an —
Durchs Leben zieht der Weg sich lang zu ihr.
Doch tröste dich, du kommst im Himmel einst,
Sobald der Tod die Sense schwang, zu ihr!

13.

Du hast vertraut zu unbedacht mein allzuraſches Herz;
Der Treue Haus steht abgedacht mein heimatloſes Herz.
Die Liebe kam, so kehrt der Lenz ins Blumenthal zurück;
Ihr Sonnenblick hat dir gelacht mein leichtgeblendet Her

Der Lenz iſt kurz, doch kürzer noch der Liebe Luſt und Glück,
Da ward in Dir es freilich Nacht mein ſchmerzzerrißnes Herz,
Was klagſt du bang dein Leid der Welt? die Welt hat kaltes Blut,
Ihr hat noch immer Spaß gemacht, ein gramgebrochnes Herz.
Was ſtaunſt du doch und wunderſt dich, daß ſie nicht theilt die Glut,
Die Liebesküſſe angefacht mein allzuwarmes Herz?
Sei ruhig, poche nicht ſo laut; die Roſen ſind verblüht,
Nicht hoffe, daß Bülbül erwacht, mein wahnbefangnes Herz!
Was lärmſt du ſo? S'iſt lächerlich, wenn man umſonſt ſich müht,
Ich hätte ſtiller mir gedacht, ein todtgeſchlagnes Herz.

Alte Sitte.

Bunte Straußenfederkronen
Schenken Negernationen
Kühnen Häuptern ihres Kraals.
Rajah's, die am Indus thronen,
Winden um den Turban Shwals.
Des Chineſen That belohnen
Mützenknöpfe bunt und hell;
In den ſchneebedeckten Zonen
Ziert als Putz das Rennthierfell.
In dem Wigwam des Huronen
Dient die Scheidelhaut als Schmuck.
Stämme, die in Wüſten wohnen,
Rühmen wie der Mameluk
Bei dem Trank der braunen Bohnen
Ihrer Pfeifenröhre Pracht.
Alte Sitte muß man ſchonen:
Spötter nimm dich d'rum in Acht,
„Orden“ höhniſch zu betonen!

Die Zigeunerfamilie.

Den Himmel räumt die Wolkenkaravane
Dem Beiſpiel folgſam, das die Sonne gab;
Nur eine Wolke prangt als Trauerfahne
In Weſten auf des todten Tages Grab.

Der Vogelſang verſtummt im Waldgefilde,
Im Walde ſchwankt der Eiche Rieſenaſt,
Daß ſich aus Laub die grüne Wiege bilde,
Drin Fink und Meiſe pflegt der nächtgen Raſt.

Im Graſe ſummt ein froher Schwarm Cikaden
Das Lied: „wir leben in den Tag hinein;“
Im Moſe lagern friedlich die Nomaden,
Als wollten ſie Cikadenbrüder ſein.

Die gelbe Mutter kauert vor der Hürde,
Und kocht, was ſie erwarb durch Trug und Liſt,
Und weiſt in Haltung und Geſicht die Würde,
Die alten Blocksbergſchweſtern eigen iſt.

Der jüngſte Bube ſtahl des Vaters Pfeife,
Und ſchmaucht, daß man zu glauben wird verſucht,
Er wiſſe viel von unſrer Jugend Reife,
Die ſchon in Windeln liebelt, raucht und flucht.

Der Vater ſcharrt entſetzlich auf der Geige,
Das Söhnlein bläſt abſcheulich falſch das Rohr,
Und doch befällt es mein Gemüth, als ſteige
Ein kummervolles Lied zu Gott empor.

Zigeunervater, ſtreiche nur die Fiedel,
Und ſprich zu deinem braunen Sohn im Sang;
Wenn du beendet haſt das alte Liedel,
So will ich deuten ſeinen trüben Klang.

Du ſprachſt auf deiner Geige: Keine Bande
Verknüpfen mit der Menſchheit uns, mein Kind,
Wir ziehen heimatlos durch alle Lande,
Wie dürre Blätter treibt im Herbſt der Wind,

Wir haben keine Rechte bei den Blanken,
Nur einen böſen Titel „Galgenbrut,“
Und keine Blume darf das Grab umranken,
Das Grab, in welchem der Zigeuner ruht.

Nur in der Schenke, wenn die Cymbals hallen,
Da blickt man brüderlich den Fiedler an;
Doch neu befällt, ſobald ſie nicht mehr ſchallen,
Die weißen Tänzer der verjährte Wahn.

Vivari, alter brauner Geigenkönig,
Vergeſſen kann dich nimmer dein Geſchlecht!
Nur deine Weiſe, ſüß und wundertönig,
Gibt deinem Volk auf Stunden Menſchenrecht!

Die Obſtverkäuferin.

Du trägſt zur Stadt des Sommers erſte Früchte
Und duft'ge Blumen, tannenſchlankes Kind?
Betracht' ich dich, ſo glaub' ich dem Gerüchte,
Daß Frucht und Roſe deine Schweſtern ſind.

Die Haare weich, doch dunkel wie die Stunde,
In welcher ſich ins Herz die Sünde ſtiehlt,
Die Lippen — trägſt du Nelken in dem Munde,
Sprich, iſt's dein Mund, was ich für Nelken hielt?

Die Wangen, Roſen eben aufgegangen,
Das Auge glühend, wie am längſten Tag,
Der Sonnenſtrahl — die Zähne Perlenſtangen,
Die keuſche Bruſt ein Pfirſichblütenhag.

Mein Kind, mein holdes Kind, du darfſt es wagen,
So viele Kenntniß hab' ich als Blumiſt,
Des Sommers Kinder auf den Markt zu tragen,
Weil du die ſchönſte ſeiner Töchter biſt.

Er mag die Flur mit Safranfirniß malen,
Dein Mund iſt röther, duft'ger bleibt dein Gruß.
Er mag mit Kirſchen und Melonen prahlen,
Sie werden nie ſo ſüß ſein wie dein Kuß.

So wolle sorgenlos die Stadt durchstreichen,
Nur Eines, blöde Maid, vergiß mir nicht,
Das Weib sei deshalb Rosen zu vergleichen;
Weil man sein Herz so leicht wie diese bricht.

Du lächelst, Kind, du meinst, du müßtest lieben!
So theile denn das trübe Weiberlos,
Und wenn der Schmelz der Wangen aufgerieben,
Und gleichst du ganz der Rose Jericho's —

Der gelben Rose, deren Farbenhelle,
Erst wiederkehrt, wenn sie im Wasser ruht;
So frische dein Gesicht im wärmsten Quelle —
Der Quell heißt Auge, Thräne seine Flut!

Erſatz.

Wetterwolken flieh'n am Himmel
Wie ein Heer bedeckt mit Schmach,
Und der Sturm rauſcht ſeine Flüche
Höhniſch den Beſiegten nach.

Tiefe Stille folgt dem Sturme,
Wie der Friede folgt auf Krieg;
Doch man ſieht's auf Feld und Anger,
Blutig ward erkauft der Sieg.

Trübe Waſſerbäche ziehen
Durch die Flur im raſchen Lauf,
Und des Hages weiße Roſen
Schwimmen ſtill als Leichen drauf.

Eine Linde ſchüttelt Tropfen
Auf den knoſpenleeren Hag —
Sind die Tropfen Mutterthränen,
Iſt der Hag ein Sarkofag?

Als ein unumſchränkter Herrſcher
Blickt der Mond herab ins Thal,
Wirft ein heimgekehrter Sieger
Auf die Flur den Silberſtrahl.

Armer Fürſt, mit Silbermünze
Willſt du tilgen Leid und Schmerz,
Leid und Schmerz, den deine Schlachten,
Warfen in ein Mutterherz?!

Der Savoyardenknabe.

Du drückst so fest an deine Brust den Affen,
Als sei er dir ein Freund, ein lieber Gast,
Nicht Spielzeug blos, dir Zehrung zu verschaffen
Auf deinen Wandergängen sonder Rast.

Wie kam in dein Gesicht das frohe Lächeln,
Ins Antlitz, drauf der Kummer Furchen zog,
Dies Lächeln ähnlich einem Westwindfächeln,
Das über eine eis'ge Steppe flog?

Dein Affe nickt und träumt von Dattelzweigen,
Vom Silberquell auf fernem Inselland,
Wo ihm noch frei, dem Menschen nicht leibeigen
Die Jugend wie ein Ammokrausch entschwand.

Wo er mit braunbehaarten Pavianen
Viel Schwänke trieb, durch Palmenwälder lief,
Und Nachts in grüner Wiege auf Platanen
Nach süßem Mandelvesperbrot entschlief.

Das ist vorbei! Im rothen Tressenkleide
Seiltanzend, Sprünge wagend, knutenbang,
Erhält er dich, die Bruderschaft im Leide,
In Durst und Hunger auf dem Wandergang.

Du ſelbſt gedenkſt der grünen friſchen Feigen,
Des Honigſeimes im Chamounythal,
So deine Hand, wie's kühnen Knaben eigen
Aus deines reichen Nachbars Garten ſtahl.

Du denkſt der muntern kleinen Spielgenoſſen,
Die mit dir ſtreitend liefen alpenwärts,
Bis Abends, ſanft vom Mutterarm umſchloſſen,
Der Traum ſein goldnes Glück dir warf ins Herz.

Das iſt vorbei! die Mutter iſt begraben;
Das Silber, das dir fremde Gnade both,
Das Mitleid ſoll's geprägt aus Thränen haben!
Die ſie aus Angſt um dich vergoß im Tod.

Nun irrſt du heimatlos auf fremden Matten
Wie dein Begleiter elend, bettelarm,
Und treu wie er, viel treuer als dein Schatten,
Hält Schritt mit Euch durch alles Land der Harm.

Nun weiß ich mir dein Lächeln zu erklären —
Das ſtärkſte Band, das Herzen binden kann,
Iſt jenes aus Asbeſt verſteinter Zähren,
Das gleicher Kummer, gleiches Elend ſpann.

Himmelsgegenden — Lebensstufen.

Oſt: Kind.

Das „Werde“ tönt: den ſchönen Erdenring
Begrüßt entpuppt der Menſchenſchmetterling;
Der Mutterbuſen iſt ſein Liljenhügel,
Und „Sorgenlos“ ſo nennt man ſeinen Flügel.

Süd: Jüngling.

Die Sonne brennt: ein flammender Komet
Das Jünglingsherz. „Tod dem, der widerſteht!
O daß die Welt noch nicht erſchaffen wäre,
Zu klein iſt jede andre Wirkensſfäre.“

Weſt: Mann.

Die Sonne trinkt bereits des Meeres Schaum;
„Von Roſen hatt' ich einen flücht'gen Traum:
„Doch Abends deckt der Hoffnung grüne Matten
„Gigantiſch der Erfahrung dunkler Schatten.“

Nord: Greis.

S'iſt aus! der Scheitel — einſt gelockt — nun kahl,
Irrwiſch das Auge, ſonſt ein Wetterſtrahl.
Das alte Herz ein ausgebrannter Stern —
Mich dünkt, es flüſtert dumpf: Ich bräche gern.

Treue.

Einſt ſtand ein Palmenſproſſe
Auf einem Felſenkamm,
Bei ihm als Spielgenoſſe
Ein hoher Cedernſtamm.

Stolz rauſchten ihre Zweige,
Dies Rauſchen ſagte klar:
Auf ſteilem Felſenſteige
Steht treu ein liebend Paar.

Braust wild am Felſenhange
Der Sturm, der Wälderfeind,
Die Palmenbraut, die bange,
Beſchirmt ihr Cedernfreund.

Dem Schützer ſendet dankbar
Die Palme Duft um Duft,
Sobald für Düfte gangbar
Und ruhig wird die Luft.

So ſtehn ſie froh im Walde
Durch Jahre Aſt in Aſt;
Doch endlich ſchwankt die Halde
Wie müde ihrer Laſt.

Der längſt ihr Glück beneidet,
Der Felſen ſpaltet ſich,
Und breiter Abgrund ſcheidet,
Was keinem Sturme wich.

Doch fruchtlos bleibt die Tücke —
So breit die Kluft auch iſt,
Aus Zweigen eine Brücke
Wölbt raſch der Liebe Liſt.

Der ſchlanken Stämme jeder
Folgt ſeinem alten Trieb,
Und rauſchend küßt die Ceder
Wie ſonſt ihr Palmenlieb.

Das Kaiserwort.

An des Kerkers Eisenpforte
Trostverlassen, kummerblaß,
Lehnt ein Sträfling, der die Worte
„Frei und glücklich“ halb vergaß.

Auf der Stirn die düstern Falten,
Trotz des Auges Flammenglut
Möcht' ich sie für Gräber halten,
Drinnen todt die Hoffnung ruht.

Eine blitzverkohlte Eiche,
Der kein Blatt als Zeugniß blieb,
Daß sie vor dem Wetterstreiche
Einen Wald von Blüten trieb.

An der Straße kauert traurig
Eine Magd im Bettlerkleid,
Und von ihren Lippen schaurig
Tönt das Lied von Noth und Leid.

Armes Weib! die blassen Wangen
Gleichen einem Blatt Papier,
Drauf der Kummer schrieb: Vergangen
Ist ein Schönheitsfrühling hier!

Eine junge weiße Roſe,
Die ein Sturm vom Stengel ſchlug,
Und aus ihrem Bett vom Mooſe
In den Staub der Straße trug.

Trübes Weib, um deinen Gatten
Klagſt du, der in Ketten weint,
Und dir folgt der Schmerz als Schatten;
Wenn auch keine Sonne ſcheint.

In Milano's Rieſendome
Steht ein Fürſt; ſein Kaiſerwort
Rauſcht gleich einem Gnadenſtrome
Durch Italiens Thale fort:

„Landverräther und Rebelle,
„Welchen Stolz zum Fall gebracht,
„Meiner Gnade Strahl erhelle
„Deines Kerkers Mitternacht.

„Straflos magſt du heimwärts wallen,
„Schmiede dort ein neues Glück;
„Denn was mir anheim gefallen,
„Deine Hütte nimm zurück.“

Raſſelnd ſpringt die Eiſenpforte,
Und zur Hütte weit entfernt,
Stürzt der Sträfling, der die Worte
„Frei und glücklich“ neu erlernt.

Schluchzend dankend dem Geſchicke
Sinkt er an des Weibes Herz,
Und in ſeinem naſſen Blicke
Schwimmt ein Meer von ſüßem Schmerz.

Liebe zahlt verſäumte Zinſen —
Küſſe ſind ja Münzen gleich —
Und das ſchlichte Dach von Binſen
Deckt ein ganzes Himmelreich.

Cythere.

Wer biſt du Weib? die eingeſtürzte Wange
Macht aller Welt ein tiefes Elend klar;
Doch ſeh' ich auch an deinem ſtolzen Gange,
Daß keine Bettlerin dir Mutter war.

Zwar ſchwärzt dein Antlitz jene dunkle Schichte,
Die Folge iſt von Wind und Sonnenbrand;
Doch was an Schnee zerſchmolz im Sammtgeſichte,
Glänzt doppelt weiß auf deiner kleinen Hand. —

Zwar ſchrieb der Gram mit mancher tiefen Falte
Auf deine Stirn das Mal der Dürftigkeit;
Doch um die Lippen zuckt noch ſtets das alte,
Vornehme Lächeln aus der Cröſuszeit.

Aus deinem Auge trüb und eingefallen
Strahlt jene angeborne Majeſtät,
Die mit dem Blick rebelliſche Vaſallen
Zum Zittern bringt, und heißes Blut verräth.

Verlumptes Weib, woher du ſtammſt, verkünde!
Vergilbt, verfallen iſt dein Angeſicht,
Und blieb doch ſchön wie eine Jugendſünde,
Von der man noch als Greis mit Wonne ſpricht.

„Ich komme her aus einem fernen Lande,
Die eignen Sklaven haben mich verbannt;
Sie stahlen mir des Nachts die Goldgewande,
Und haben meinen Tempel abgebrannt.

Verloren hat ihr Diadem Cythere,
Ihr Dach ist jetzt das blaue Himmelszelt,
Und landesflüchtig, eine Bajadere,
Durchirrt sie heimatlos die weite Welt.

Ich klopfte bettlerscheu an manche Pforte,
Doch immer traten kluge Leute vor,
Und sagten luthernüchtern mir die Worte:
Daß Liebe längst ihr Heil'genrecht verlor.

Da steh' ich nun im abgerissnen Kleide,
Das Herz verzagt, das Auge thränenvoll,
Und nimmst du zärtlich Theil an meinem Leide,
So flüst're mir, was ich beginnen soll.“ — —

Der Geist des Wuchers herrscht in unsern Tagen,
Gestürzte Göttin, richte dich darnach;
Aus deinen Küssen lasse Münzen schlagen,
Und stelle Wechsel aus auf Weh und Ach.

Laß dich beschneiden, Griechin, werde Jude,
Und feilsche Thron und Purpur dir zurück —
Das Menschenherz sei deine Schacherbude,
Und deine Waare heiße Lebensglück.

Aufgegebene Freiheit.

Vöglein klagt im goldnen Bauer um der Freiheit Glück,
Iſt gefangen — all ſein Bangen, ſein Verlangen
Drückt es aus im Lied der Trauer um der Freiheit Glück.
Schmerzlich ſeufzt der Negerſklave nach der Freiheit Glück,
Seine zage, düſtre Klage, ſpricht am Tage,
Und er träumt wohl ſelbſt im Schlafe von der Freiheit Glück.
Mancher ſtarb auf ſeinem Schilde für der Freiheit Glück,
Hat ſein Leben ohne Beben hingegeben
Auf dem blut'gen Schlachtgefilde für der Freiheit Glück;
Ich nur bin — ſonſt pochend immer auf der Freiheit Glück —
Nicht aus Schlingen, die mich fingen, loszuringen;
Schönheit, dich vergeß ich nimmer, leicht der Freiheit Glück.

Der Scheidebrief.

Du ſchriebſt mir kalt mit wohlbekannter Hand: „Wir ſind geſchieden,
„Zerriſſen iſt das duftgewobne Band — wir ſind geſchieden!
„Zerſtoben iſt der wundervolle Traum, der mich berückt,
„Und dichte Aſche deckt den Flammenbrand — wir ſind geſchieden!
„Die Blumen, die ich einſt in wärm'rer Zeit für dich gepflückt,
„Gib mir zurück; was ſoll der Treue Pfand, da wir geſchieden?“ — —
So ſprach dein Brief. Wohl haſt du recht; ich fühlte ſelbſt es tief,
Todt ſei das Herz, ſo ſpricht nur der Verſtand, wenn man geſchieden.
Wenn, Flatterhafte, das Gefühl in deiner Bruſt entſchlief,
Was ſoll mir der Erinn'rung duft'ger Tand, da wir geſchieden?
So nimm es immer hin, des kurzen Frühlings welkes Kind
Das heimlich deine Liebe mir geſtand, eh' wir geſchieden.
Sein ſüßer Duft iſt jahrelang bereits verweht im Wind.
So wie dein Schwur, der nicht fürs Leben band, da wir geſchieden

Doch gib mir auch zurück, was ich — o namenloser Schmerz! —
An dich verlor, und nimmer wieder fand, wenn auch geschieden;
Denn sage mir, was hat die Sünnatur, mein heißes Herz,
Bei dir zu thun im winterlichen Land?! Wir sind geschieden!

Der Steuermann von Belle poule.

(Belle poule hieß das Schiff, bestimmt die Asche Napoleons zu holen.)

Der Lärmschuß hallt vom Strande,
In Osten graut der Tag;
Ein Schiff stößt rasch vom Lande,
Drauf schwankt ein Sarkofag.

Sagt an ihr grünen Wellen,
Wer schläft in diesem Sarg?
Nennt mir ihr Schiffsgesellen,
Wer drin sich bergen mag?

Gefärbt vom Morgenrothe
Erglänzt die Meeresflut —
Gewiß vergoß der Todte
Viel Blut, viel rothes Blut.

Doch herrscht kein trübes Schweigen
An seiner schwanken Gruft;
Matrosenlieder steigen
Wie Lerchen in die Luft.

Sie ſingen von dem Adler,
Gereiſt durch alles Land,
Der viele ſchlimme Tadler,
Doch mehr Bewundrer fand.

Der Marſch zur Guillotine
Beginnt den wilden Sang,
Drein ſchmettert der Beduine
Sein Allah, ſchreckensbang.

Drein donnern die Kanonen,
Bläſt der Trompetenchor,
Drauf ſprengen die Schwadronen
Im Eiſenpanzer vor.

Dann naht die alte Garde
Mit braunem Angeſicht —
Ach Gott! die alte Garde —
Sie ſtarb, ergab ſich nicht!

Da ſchallt es, hoch der Kaiſer,
Von Rom der König hoch! — —
Vertraten Lorberreiſer
Des Kleinen Wiege doch!

Die frohen Lieder ſteigen
Wie Lerchen himmelan;
Was ſoll dein trübes Schweigen,
Du bleicher Steuermann.

Zwei große Thränen treten
An deiner Wimpern Rand,
Du falteſt wie zum Beten
Die alte welke Hand.

Du weinſt: Wo ſind die Kronen,
Verſchenkt wie dürres Laub?
Uns blieb von ſeinen Thronen
Nur eine Handvoll — Staub!

Die graue Schweſter.

Gewitterwolken kämpfen mit den Winden,
Die Nacht iſt ſchwarz, daß ſelbſt ein Mutterherz
In ihr verlieren könnte ſein Empfinden,
Und fruchtlos ſuchen würde allerwärts.

Der Todesengel Peſt zieht durch die Lüfte,
Und Leichen dielen rings den Straßenzug,
Und Moderdunſt erſetzt die Roſendüfte,
Die ſonſt der grüne Lenz nach Lüttich trug.

Als Vehmling iſt die Liebe fortgezogen,
Die blaſſe Furcht ſchrieb ihr den Ächtungsbrief,
Und mancher Nabob um ſein Glück betrogen
Stirbt hilflos, wie kein Bettler noch entſchlief.

Wer aber ſchreitet durch die nächt'ge Stille,
Wer iſt das Weib im grauen Bußgewand?
Es ſchreitet furchtlos wie ein feſter Wille,
Der weder Opfer ſcheut, noch Widerſtand.

Die fromme Schweſter iſt's vom grauen Bunde,
Die mutterängſtlich zu den Kranken eilt,
Und Tröſtung flüſternd bis zur Todesſtunde
Am Siechenbett der Weltverlaßnen weilt.

Die graue Schweſter iſt's, die wlaſtaherzhaft
Den Rosmarin ins Haar der Todten flicht,
Und an der Bahre ſchmerzhaft, ach! wie ſchmerzhaft
Das letzte fromme Vaterunſer ſpricht.

Einſt war ſie nicht vom Bund der Hoffnungsloſen,
Ihr Antlitz lachte heiter, jugendfroh,
Als hätte drauf der Mai viel hundert Roſen
Geſtreut, und dort vergeſſen, als er floh.

Da trat ſie in die alte Wechſelſtube,
Drin Liebe viel von ihren Zinſen ſpricht,
Und willig ſchrieb der blinde Götterbube
Den Freudenwechſel zahlbar gleich nach Sicht.

Doch ſagt er niemals ſeinen blöden Kunden,
Daß er giriren darf auf Trug und Liſt,
Daß Nachſicht noch kein Menſchenherz gefunden,
Sobald der Liebeswechſel fällig iſt.

Dies ſtrenge Wechſelrecht beſorgt die Treue;
Wenn ſie den Liebeswechſel proteſtirt,
Dann naht als Pfänder ſchonungslos die Reue,
Und ſpricht, aufs Neue ſei ein Herz fallirt.

Doch wolle armes Herz nur ruhig brechen,
Dem Unfall endet auf der Todtenbahr,
Und drüben wird ein milder Vater ſprechen:
Ich will für dich ſaldiren, Kridatar!

Doch ſchlimmer noch iſt's, Jungfrau, dir ergangen:
Gedenkſt du noch an deinen Hochzeittag?
Den Liebſten hielt dein Schwanenarm umfangen,
Wie ſich an Quadern ſchmiegt ein Pfirſichhag. —

Die Eltern gaben weinend dir den Segen —
Da brach ein blut'ger Räuberſchwarm ins Schloß;
Wie Blumen ſinken im Gewitterregen,
Fiel deine Liebe ihrem Mordgeſchoß.

Gedenkſt du noch des Mörders, der den ſchlanken,
Geliebten Freier traf mit ſchwerer Hand —
Die Haare ſchwarz, wie ſünd'ge Nachtgedanken,
Das Auge lodernd wie ein Flammenbrand?

Sein blut'ges Bild wird ewig dich umſchweben,
Ein Schatten, welchen deine Seele warf,
Ihr alſo treu, daß ſie durch alles Leben
Nur ſchmerzlich weinen, nie mehr lächeln darf.

Verzweiflung hielt dir oft in frühern Tagen
Ihr letztes blut'ges Schweißtuch: Selbſtmord vor;
Du aber haſt es gläubig ausgeſchlagen
Des Herrn gedenkend, der noch mehr verlor.

Auf ſeinem Pfad genas die blaſſe Waiſe,
Sie, ſelbſt ein Bettler, ſchlug am Krankenpfühl
Dem ſiechen Bruder für die letzte Reiſe
Aus Thränenthau das Silber: Mitgefühl.

Auch heute hat ſie durch die nächt'gen Straßen
Zum Lazareth den raſchen Schritt gelenkt —
Ein fremder Wandersmann will dort erblaſſen,
Und harrt auf Troſt, den nur der Glauben ſchenkt.

Sie ſchwebt mit Troſt und Balſam zu dem Kranken,
Doch raſch entſinkt der Becher ihrer Hand —
Die Haare ſchwarz wie ſünd'ge Nachtgedanken,
Das Auge lodernd wie ein Flammenbrand.

Allmächt'ger Gott! das ſind des Mörders Züge!
Scheintoten gleich erwacht ihr alter Schmerz,
Und tauft das Sprichwort eine ſchnöde Lüge,
Es heißt „Vergeßlich wie ein Weiberherz."

Und dennoch zaudert ſie nicht pflichtvergeſſen,
So dringend Zorn und Rache ſie verſucht;
Doch muß ſie feſt aufs Herz die Hände preſſen,
Aus Vorſicht, daß es nicht dem Räuber flucht.

Und ob auch krampfhaft ihre Lippen beben,
Sie müſſen dennoch ſtammeln das Gebet:
Vergib uns ew'ger Gott, wie wir vergeben,
Vergib dem Sünder, der um Gnade fleht!

Und wie ein Seraf lullt die graue Schweſter
Den blaſſen Sohn der Schuld in ſüßen Schlaf,
Und drückt die blutbeſpritzte Hand noch feſter,
Die ihre Liebe einſt zu Tode traf.

Umſonſt! die Todesſtunde hat geſchlagen.
Er fährt empor, ſein Blick wird hell und klar;
Das Zittern ſeiner Glieder ſcheint zu ſagen,
Er wiſſe, wer ſein letzter Engel war.

Da wirft die Reue eine fromme Zähre
In ſeinen Blick, er ſenkt das Haupt und ſpricht:
„O daß ich nicht ſo tief gefallen wäre!“ —
Ein Seufzer noch — ſein wildes Auge bricht.

Die graue Schweſter ſinkt am Lager nieder,
Und ſeufzt: „Der Kelch iſt leer. Es iſt vollbracht!“ —
Sie rafft ſich auf, ſie ſinkt, erhebt ſich wieder,
Und wankt und ſchwankt todmüde durch die Nacht,

Betrachtet ihre kreideweißen Wangen,
Ihr Puls fliegt fieberhaft — ſie athmet ſchwer,
Als ob das matte Herz ſein letztes Bangen
Bekämpfen wolle — aber dann nichts mehr.

Doch wenn ſie auf den Friedhof ward getragen,
Dann ſoll ein Marmorſtein auf ihrem Grab
Mit goldnen Lettern jedem Wandrer ſagen,
Daß ſie dem Mörder eine Thräne gab.

Und wenn der Herr der Welt am jüngſten Tage
Die Lippen öffnen wird zum Richterſpruch:
Dann ſinkt die Thräne in des Mörders Wage,
Und bis zum Himmel fliegt ſein Schuldenbuch.

Der sterbende Grieche.

Die Schlacht ist aus, die breite Brust durchstochen
Von sieben Speeren liegt ein starker Held,
Der kühn den türkischen Phalanx durchbrochen,
Als sei ein Lanzenwald ein Garbenfeld.

Die linke Hand ruht auf dem weißen Banner,
Auf das sein warmes Herzblut purpurroth
Geschrieben hat die Losung der Spartaner:
Fürs Vaterland hinein in Kampf und Tod.

Der Mund ist stumm, der schlachtenfroh gesungen:
Mir nach! der Freiheit einen offnen Weg!
An seiner Seite liegt das Schwert zersprungen,
Das oft zum Sieg aus Leichen schlug den Steg.

Am Himmel glänzt des Mondes volle Scheibe,
Sein Licht bestrahlt des Todten Angesicht,
Als ob er drauf mit Silberlettern schreibe:
Vom Lorbeerbaum die Blätter welken nicht!

Im Himmel selbst versammelt sich die Runde,
Die Thermopylengarde eilt herbei,
Und freudig tönt's von ihres Königs Munde,
Daß „Missolunghi" die Parole sei.

Schiller.

Die Krittler ſtürzten deinen Tempel nieder,
Und haben deinen Lorberkranz zerrauft;
Noch lebt ein Kluger, welcher deine Lieder
„Verklärten Katzenjammer hat getauft.“

Sie haben dir ein Monument gegründet,
Was aber nützt der kalte, todte Stein,
Wenn das lebend'ge Wort voll Hohn verkündet:
Ein Dichter dürfe nie ein Schwärmer ſeyn.

„Schmach dem, der wünſcht, daß ewig grünen bliebe
„Der erſten Liebe märchenhafte Zeit!
„Noch keiner nahm an Körper zu durch Liebe,
„Und nur im Fettſein liegt Behaglichkeit.“

Schlaf ruhig fort! dem Thoren ſei vergeben,
Der ſchmähend deinen Leichenſtein umſchleicht,
Fortklingt dein Lied, und wird unſterblich leben,
Bis einſt die Welt aus ihren Angeln weicht.

Schlaf ruhig fort, die Nachwelt wird erkennen,
Warum man deinen Lorberkranz zerriß.
Sie wird dich nur den weiſen Sultan nennen,
Den ein verrücktes Volk vom Throne ſtieß.

In ihren Tagen werden ſich Touriſten
Zu Schiff begeben in Botany-Bai,
Und ſchwer bepackt mit Karten, Reiſeliſten,
Aufmachen nach Europa's Wüſtenei.

Sie werden ſich zu uns nach Deutſchland wagen,
Und auf den Trümmern einer alten Stadt
Ein geographiſch Wörterbuch befragen,
Wie weiland dieſe Stadt geheißen hat.

Da werden ſie den Namen „Weimar“ ſehen,
Und wie viel Häuſer einſt umſchloß ihr Wall;
Mit Golddruck aber wird am Schluſſe ſtehen:
„Hier ſchlug die letzte deutſche Nachtigall.“ —

Der Elfe.

(Iriſche Sage.)

Tiefe Stille in dem Haine
In der Frühlingsnacht,
Nur der Mond mit blaſſem Scheine
Hält am Himmel Wacht.

Auf die ſchlafverſunkne Erde
Fällt der kühle Thau,
Daß er Roſenperle werde
Auf der ſtillen Au.

Ihren weichen Liebespſalter
Schlägt die Nachtigall,
Und die Roſe wiegt den Falter
Wie ein Kind den Ball.

Mächtig rauſcht die ſchlanke Fichte,
Wie ein Herold lärmt,
Den bei einem Siegsberichte
Muntres Volk umſchwärmt.

Seine Botſchaft iſt die Kunde,
Daß der Reif zerfloß,
Als der Lenz in warmer Stunde
Ihn mit Duft beſchoß.

Freude ſcheint im grünen Thale
Wirth und Gaſt zu ſein,
Nur des Kirchhofs Leichenmahle
Blicken ernſthaft drein.

Seine ſchwarzen Kreuze ragen
Mahnend himmelwärts —
Klauſner, welche warnend ſagen:
Denk ans Sterben, Herz!

In den Schatten ſeiner Linden
Weilt ein hoher Mann;
Weiß der Mann kein Dach zu finden,
Wo er ſchlummern kann?

An der halbzerfallnen Mauer
Irrt er auf und ab,
Seine Locken ſchwarz wie Trauer
An der Liebe Grab. —

Seine Wangen, blaß wie Kreide,
Roth der Mund und ſchmal,
Und die Augen funkeln beide
Wie der Wetterſtrahl.

Bau und Wuchs vom Eichenſchlage,
Stolz und feſt der Gang,
Weich wie Nachtigallenklage
Seiner Stimme Klang.

Schöner Fremdling, laß mich hören,
Was dich herbeſchied.
Soll den Schlaf der Todten ſtören
Ein Beſchwörungslied?

Kamſt du her, dich auszuweinen,
Hält dich Schmerz zurück?
Suchſt du unter dieſen Steinen
Ein begrabnes Glück?

Oder warſt du hergetrieben
Durch ein Blatt Papier,
Drauf die Liebe hat geſchrieben:
Komme Nachts zu mir!?

Horch, ſchon rauſchen leiſe Schritte
Durch den ſtummen Hain —
Das ſind keine Männerſchritte —
Würden ſchwerer ſein.

S'iſt ein Weib, das ängſtlich ſchaudernd
Zu dem Friedhof ſchleicht,
Wie ein Reh, das furchtſam zaudernd,
Durch das Dickicht ſtreicht.

Blondes Haar umwallt die Stirne
Dieſer Prachtgeſtalt —
Eine ſchneebedeckte Firne,
Drauf die Sonne ſtrahlt.

Ihre kleinen Wangen ſchimmern
Wie ein Blütenhag,
Drauf die Morgenröthe flimmern
Läßt der junge Tag.

Schämig hat das fromme, blaue
Auge ſich geſenkt,
Fürchtend, daß der Blick vertraue,
Was die Seele denkt.

Zartes Weib, wie kannſt du's wagen,
Um die Mitternacht
Auf dem Kirchhof nachzufragen,
Ob die Liebe wacht? — —

Glänzt die Sonne Nachts als blaſſer
Sternengeneral,
Schleppt der Leu in Schläuchen Waſſer
Für den Negerkraal? —

Wird der Palmenſchaft zum Schilfe,
Schnee und Lilje roth,
Brüllt der Wolf verzagt um Hilfe,
Wenn ein Reh ihm droht? —

Bleibt bei Sturm und Ungewittern
Wolkenlos die Luft:
Dann erſt wird ein Weib erzittern,
Wenn die Liebe ruft.

Ella, ſchönſtes Kind des Thales,
Kennſt du auch die Hand,
Die den Knoten deines Shawles
Nicht unlösbar fand?

Frägt der Baum von Sonnenhitze
Ausgedörrt den Bach:
Sprich aus welcher Felſenritze
Deine Quelle brach?

Forſcht die Roſe, wo geboren
Sei die Nachtigall?
Ihren Stammbaum hat beſchworen
Längſt der Wiederhall.

Zu dem Friedhof eilt das warme,
Lieberglühte Weib,
Schlingt die Alabaſterarme
Um des Fremdlings Leib.

Mich bedünkt es faſt, ſo ranken
Sich zwei Lilien ſchlau
Um den Schirmpfahl, um den ſchlanken,
Als ein Blumenhau.

Tannennachbarin zu werden
Iſt bei Blumen Brauch —
Schützling ſein iſt hier auf Erden
Weiberſchickſal auch.

„Schöner Freund, du biſt ſo düſter,
„Künde mir dein Leid!
Frägt mit zärtlichem Geflüſter
Die bethörte Maid.

„Kennſt du Weib, das Wörtchen: Scheiden,
Seufzt er faſſungslos,
Mädchen, einen Himmel meiden
Iſt ein bittres Los.

Sieh, ich habe dich belogen,
Bin kein Waldesſohn,
Der dem Waidwerk nachgezogen
Um geringen Lohn.

Bin ein Fürſt, und ſolchen König
Trug die Erde nie —
Geiſter ſind mir unterthänig,
Elfen nennt man ſie.

Meine Heimat ließ ich gerne
Blankes Weib um dich,
Würde gern auf euerm Sterne
Länger raſten mich.

Doch mich zwingt des Schickſals Tücke,
Bannt ein hartes Muß,
Und mir bleibt von meinem Glücke
Nur dein letzter Kuß.

Wolle dieſen Kuß noch geben
Warm und zärtlich mir
Und ſodann für alles Leben
Scheid' ich, Kind, von dir!" —

Ella hält ihn zwar mit Zagen,
Doch gefaßt zurück;
Ihre naſſen Augen ſagen:
Ohne dich kein Glück!

Krämerangſt iſt fremd der Liebe,
Wie das Wort „Vergiß,"
Und für einen Kuß verſchriebe
Sie ein Paradies.

Denn das Herz iſt keine Bude,
So die Liebe hält,
Und darin als Schacherjude
Zins und Wucher zählt.

Muthig ruft das Weib das blaſſe:
Was mein Los auch ſei,
Jüngling, wenn ich dich verlaſſe,
Bricht mein Herz dabei.

Freudig laß' ich diese Zone,
Diese Welt voll Schmerz,
Theile dort mit dir die Krone
So wie hier dein Herz.

Krampfhaft preßt der Fürst die Stirne
An den Lindenast,
Zu erdrücken im Gehirne
Die Gedankenlast.

Schmerzlich blickt er ihr ins schöne,
Bleiche Angesicht —
Seufzer werden seine Töne,
Denn die Stimme bricht.

„Unerschrocknes Weib, vergebens
Ist dein zärtlich Fleh'n;
Soll im Mai schon deines Lebens
Sonne untergeh'n?

Wisse, jener Reiz der Jugend,
Der an mich dich band,
Nimmer hat der Reiz der Jugend —
Dauernden Bestand.

Jahre kommen und verrauschen
Und wir altern nicht;
Doch auf einmal, plötzlich tauschen
Wir das Angesicht.

Heute noch der Palme gleichend,
Grünend wie ihr Reis,
Morgen ſchon am Stabe ſchleichend,
Ein verwelkter Greis —

Leben wir von dieſem Tage
An ein bittres Sein —
Weißt du Mädchen, was es ſage,
Ewig alt zu ſein?“ —

Farblos, wie aus Stein gehauen
Steht das ſchöne Weib,
Ein geheimnißvolles Grauen
Schüttelt Geiſt und Leib.

Wollen, Ella, deine Wangen
Sich nicht färben mehr?
Ja das Alter zu umfangen
Fällt der Jugend ſchwer.

Mich bedünkt es da, als hätte
Sich der Winter ſchlau
Auserwählt zur Lagerſtätte
Eine Maienau.

Doch die Roſen treten wieder
Ihr ins Angeſicht;
Leben kehrt in ihre Glieder,
Und die Treue ſpricht:

Nimmer macht die Liebe zittern
Solch ein Mummenſcherz —
Mag dein Antlitz auch verwittern,
Bleibt doch grün dein Herz.

Und wer weiß durch wie viel Jahre
Noch die Stunde ſchleicht,
Welche raſch die ſchwarzen Haare
Dir zu Silber bleicht.“ —

Doch der Elfe blickt noch trüber,
Seufzt dann bitterlich:
Dieſe Hoffnung iſt vorüber —
Ella höre mich:

Einen Tag bevor auf immer
Unſre Jugend flieht,
Um zurückzukehren nimmer,
Weißt du was geſchieht?

Sieh, da altern unſre Hände,
Werden dürr und fahl —
Deine Jugend geht zu Ende,
Spricht dies Greiſenmal.

Drum betrachte mich genauer,
Wende dich nicht ab —
Meine Locken ſchwarz wie Trauer,
An der Liebe Grab. —

Meine Wangen blaß wie Kreide,
Roth der Mund und ſchmal,
Und die Augen funkeln beide
Wie der Wetterſtrahl.

Bau und Wuchs vom Eichenſchlage,
Stolz und feſt der Gang,
Weich wie Nachtigallenklage
Meiner Stimme Klang. —

Aber ſind dies Jünglings-Hände?
Welk und dürr und fahl —
Meine Jugend geht zu Ende,
Spricht dies Greiſenmal!“ — —

Sie entfärbt ſich, bleicher nimmer
War der Tod zu ſchau'n.
„Seine Jugend flieht für immer,“
Spricht ihr ſtilles Grau'n.

Und ſie wendet ſich mit Beben —
Nein, ſie kehrt zurück;
„Ohne dich, was ſoll das Leben,
Ohne dich kein Glück!“

Auf der Erde nichts mir theuer,
Was ich laſſen muß —
Nur ein Tag — doch Sonnenfeuer
Kälter als dein Kuß:

Einen Tag an dieſem Munde
Noch, und dann den Tod! —
Ja, wärs auch nur eine Stunde —
Dieſe — dann den Tod!“ —

Und in ſeine Arme glühend
Stürzt ſie raſch hinein —
Da — der Himmel ſcheint ein ſprühend
Feuermeer zu ſein.

Da erbebt im tiefſten Grunde
Die erſchrockne Flur;
Von der blonden Maid zur Stunde
Fürder keine Spur.

Tiefe Stille in dem Haine,
In der Frühlingsnacht,
Nur der Mond mit blaſſem Scheine,
Hält wie früher Wacht.

Im Nebel.

Der Schiffer findet nicht die Bucht im Nebel,
Sein Schiff zerſchellt die Felſenwucht im Nebel.
Der Wandrer ſtößt die Stirn ſich wund am Aſte,
So ängſtlich er den Weg auch ſucht im Nebel;
Der beſte Hengſt bleibt ſtecken im Moraſte,
Wie ſehr der bange Reiter flucht im Nebel.
Am Lebensbaum ſteht mancher dicht im Leben,
Und bricht vom Upasbaum die Frucht im Nebel;
Von keuſcher Glut ſchwatzt mancher viel, der eben
Der Bajadere Kuß verſucht im Nebel.
Da ſey dein Vorbild, Jüngling, ſtets der Adler,
Zur Sonne richtet er die Flucht im Nebel.
Doch ſtill! ſchon nannte dies Ghaſel ein Tadler
Beitrag zur neuen Kinderzucht im Nebel.

Entbehre.

Jüngling nie den Rücken kehre,
Ob der Feinde Zahl ſich mehre;
Nie verliere deinen Muth,
Drückt dich auch des Schickſals Schwere.
Wage, opfre Gut und Blut
Unter dem Panier der Ehre.
Horche, wenn die Sünde ſpricht,
Nimmer der Sirenenlehre;
Paradieſe blühen nicht
An der Bruſt der Bajadere.
Wenn das Laſter dich verſucht,
Früchte reichend girrt „Verzehre!“
Wirf ſie weg die Upasfrucht,
Denn die Tugend heiſcht: „Entbehre!“

Lea.

„Du ſiehſt ſo blaß," ſo fragen meine Feinde?
Ich bin von Cäſars vierter Legion,
Bin von des Schmerzes ſchluchzender Gemeinde,
Ein trüber Held, und Thränen ſind mein Lohn.

Wenn Roſen welken, und an ihren Dornen
Verbluten ſoll ein armes Menſchenherz:
Da braucht kein Tagsbefehl zum Sturm zu ſpornen
Die alte, vierte Legion im Schmerz.

Dann werden unſre Seufzer Schlachtgeſänge,
Te Caesar morituri grüßen wir!
Dann ſtürz' ich als der Erſte ins Gedränge
Ein Thränentuch in Händen als Panier!

„Wie aber kommſt du," hör' ich weiter fragen,
Der du im Glück ein andrer Größus warſt,
„Zur hohen Ehre, das Panier zu tragen,
Als jüngſtes Glied im ſchmerzergrauten Harſt?" —

Ein ſchönes Weib hielt ſchmeichelnd mich umſchlungen,
Und ſang ein Lied ſo weich, ach Gott! wie weich!
Da ward das Herz mir aus der Bruſt geſungen,
Und meine Roſenwange ſehnſuchtsbleich.

Doch als ich um die ſtolze Schönheit freite,
Vermorſchte mumiengleich ihr ſchlanker Leib;
Gegeben hatte mir das Brautgeleite
Ein abgelebtes, thränenblaſſes Weib.

Dumpf ſprach dies Weib, dies welke, frühverblühte,
Wie Blumen, die ein gift'ger Wind berührt:
„Du warſt ein Jacob, der für Rachel glühte,
„Und haſt die bleiche Lea heimgeführt.“

Doch fordert nicht, daß ich die Namen künde,
Mein Herz verbirgt ſie wie ein Todtenſchrein.
Die ſtolze Schönheit war vielleicht die Sünde,
Und Reue hieß gewiß ihr Schweſterlein.

Perſiſche Liebeserklärung.

Sonnenauge, wie der Falke
Keines hat zu ſeinem Raube!
Lächeln, halb entborgt dem Schalke,
Halb geſtohlen einer Taube!

Auge, gib von Gnade Kunde,
Wenn du lieſeſt die Ghaſele,
Lächeln, fliehe nicht vom Munde,
Wenn ich auch ein Wort verfehle.

Wangen roth, wie ſich beim Kuſſe
Eines Falters Liljen färben,
Dunkler werdet nicht beim Gruße,
Kündend liebendes Bewerben.

Einen Löwen ſah ich träumend —
Feſt verſtrickt in goldnen Netzen,
Doch den Schah der Thiere ſchäumend
Hört' ich nicht die Zähne wetzen.

Auf den zahmen Mähnenträger
Schwang ſich eine Jungfrau ſittig,
Und den zartgebauten Jäger
Trug der Leu wie Zelter rittig.

Dieſen Traum dir deuten will ich,
Fühl' ich auch die Zunge ſtocken:
Ich, der Leu, verſing mich willig
In dem Goldnetz deiner Locken.

Sicher, gleich den frömmſten Eltern,
Sanft in mein Serai dich trag' ich
Aus der Hürde deiner Eltern —
Willſt du, ſprödes Kind, ſo frag' ich?

Perſiſche Liebeswünſche.

Ich wäre gern der Staub zu deinen Füßen,
Von deinen Sohlen käm' ich nimmer weg —
Ich wäre gern der Weſt, dich zu begrüßen
Mit moſchusduft'gem Hauche liebesteck.

Ich wäre gern ein Ring, als Treue Zeichen
Zu wachſen feſt an deine weiße Hand —
Ich wäre gern dein Schatten, nie zu weichen
Von dir durchs Leben und durch alles Land.

Ein Roſenblatt auch würd' ich gern zur Stunde,
Auf deiner Schneebruſt ſchimmernd morgenroth;
Nur dürft' ich werden nie zu deinem Munde —
Ich küßte glühend ja mich ſelbſt zu Tod!

Letztes Mittel.

Ein heimatsmüder Deutſcher ſang ein Lied,
Das ſchmerzlich klang wie eines Sünders Reue;
Noch tönt dies Lied, nur mit dem Unterſchied,
Daß es gehaltlos ward wie Weibertreue.

Nachahmer tauchten auf wie Sand am Meer,
Und ſeufzten zierlich an der Liebe Grabe:
Mein Auge weint, mein Herz iſt hoffnungsleer,
Mein Mädchen floh mich — weil ich Schulden habe.

Ein Denker ſchrieb ein bilderreiches Buch,
Drin manches Körnlein Wahrheit ſich gefunden;
Auch ſeine Fabeln traf ein gleicher Fluch,
Sie ſtimmen flau wie Katzenjammerſtunden.

Nachſudler griffen eilig um den Kiel,
Und ſtellten kritiſch feſt die Muſterregel:
Nur der erreicht der Dichtkunſt letztes Ziel,
Der in gereimte Jamben bringt den Hegel.

Ein Bannerherr begann ein Lied voll Glut,
Das wie ein Ruf zur Freiheit war erklungen;
Da ſchöpften hundert Lumpe friſchen Muth,
Und haben's kannegießernd nachgeſungen.

Sie griffen, ſtatt zur Klinge, zum Pennal,
Und machten den Parnaß zum Unterhauſe,
Und fanden nichts am Adel ſo fatal,
Als ſeine weiße Hand und Spitzenkrauſe.

Ein alter Meiſter warf den Forſcherblick
Auf meilenferne, ſangberühmte Lande,
Verdeutſchte Perſerlieder mit Geſchick,
Und heimiſch ward Bülbül am Donauſtrande.

„Weſtöſtlich“ hieß alsbald das Feldgeſchrei;
Man reimte „ſtehlen“ auf „Gedanken fehlen,“
Und wiederholte wie ein Papagei,
Und nannte dieſen „glatten Miſt“ Ghaſelen.

Dies Beiſpiel hat auch mich vertraut gemacht
Mit Liederſchnörkeln, ſeltſam fremden Reimen,
Doch hab' ich weislich früher dran gedacht,
Den überflüß'gen Mund mir zu verleimen.

Denn nur das Neue hat der Menge Gunſt,
Drum üb' ich täglich dreimal meine Ferſe,
Wie meine Zehen in der Redekunſt,
Und die Cachucha bring' ich dann in Verſe.

Indiſche Liebestrauer.

Wärſt du eine Rieſenpalme,
Könnt' ich als Liane ranken
Meine immergrünen Halme
Weich um deinen Stamm, den ſchlanken.

Wenn als Nachtigall du lebteſt,
Könnt' ich werden eine Roſe,
Daß du zärtlich mich umſchwebteſt
Trotz des Falters Schmachtgekoſe.

Wärſt du Hirſch, ſo könnt' ich graſen
Dir zur Seite als Gazelle,
Und auf duft'gem Blumenraſen
Theilen deine Lagerſtelle.

Wärſt du Felsblock, könnt' ich rauſchen,
Nachbarlich als Quelle ſchäumen;
Könnte deinem Echo lauſchen,
Süß in deinem Schatten träumen.

Doch jetzt trennen uns die Kaſten,
Und des Rajah Goldgewande
Darf nicht wagen zu betaſten
Das verſtoßne Kind der Schande.

Meinen ſchmachbedeckten Scheitel
Drückt des Bramafluches Schwere;
Selbſt die Hoffnung wäre eitel,
Dein zu ſein als Bajadere.

Pannonia.

(Sonnettenkranz.)

1.

Pannonia ſo reich an edlen Reben,
Doch auch an Herzen, die noch edler ſchlagen,
Ich will mein Schwert, das Lied für dich erheben,
Und am Parnaſſe deine Banner tragen.
Des Islam Grenzſtein ward dein altes Theben
In längſtversunknen, blutbefleckten Tagen;
Da hatteſt du als Volk vollbracht dein Leben,
Und wurdeſt Stoff zu Thermopylenſagen.
Du lagſt ein Phönix in dem Aſchengrabe,
Da kam die Zeit, der weiſe Arzt, geſchritten
Mit Lebensbalſam aus dem Oriente;
Er weckte dich mit ſeinem Moſesſtabe,
Und neidiſch tauften dich die ſtolzen Britten:
Neuengland auf dem alten Continente.

2.

Das ſchöne Deutſchland hat zwei Silberarme,
Den reichen Freier Handel zu umfangen —
Den linken Arm, den Rhein — mit welchem Harme
Die Franken ſeinen grünen Strand verlangen.

Schon ringen ſie mit jenem Plänklerſchwarme,
Der ſtets dem Heer zur Schlacht iſt vorgegangen —
Die Dichter ſind's, laut klingt ihr Lied, das warme,
Ein ſcharfes Schwert, zu tödten fremde Schlangen.
Der rechte Arm iſt frei, iſt unbezwungen,
Und ſichert kraftvoll Brautſchatz und Verkündung —
Nur deutſche Wimpel flattern auf dem Iſther:
Doch ſeine Finger haben ſich verſchlungen,
Ein fremdes Volk bewacht die Donaumündung —
Auf Öſtreich! Samſon! über die Philiſter!

3.

Erwacht bei dieſem Donnerruf, Magyaren,
Die Bande, Samſon, mit dem Schwerte ſpalte!
Ein ſchönes Weib mit ſchwarzgelockten Haaren,
Mit Augen hell, als ob der Blitz drin walte,
Mit Händen weißer, als die Flocken waren,
Die uns im Herbſt gebracht der Nord, der kalte,
Mit Lippen — kein Blumiſt noch hat erfahren,
Ob es im Mund vielleicht nicht Roſen halte:
Dies ſchöne Weib buhlt liſtig mit dem Volke,
Und möcht' es gern in tiefen Schlummer wiegen
Durch ſüße Küſſe, duftig weiche Rede.
In Oſten aber ſteigt die Wetterwolke —
Auf Ungarn! Wollt ihr kämpfen, wollt ihr ſiegen,
So flieht die Delila, die Landtagfehde!

4.

Beachtet nicht die donnernden Zeloten,
Die Furcht im Herzen, Trotz im Munde haben,
Und ſelbſt die Tauben, dieſe Friedensboten,
Verläſtern möchten als des Unheils Raben.
Im Zeitenſturme wählt euch zu Piloten
Die hellſten Köpfe, tragen ſie auch Schwaben,
Nicht die Gewohnheit, dieſen Urdeſpoten,
Der, was ihm Neu, verketzernd will begraben.
Was frommen jetzt lateiniſche Pandecten,
Die Frucht von eurer Väter bangem Sinnen,
Als die Mongolenreiter ſie erſchreckten.
Aus ihrem Schimmel mögen ſich gewinnen
Die freie Zehrung klebrige Inſecten —
Ihr braucht den Geiſt der Zeit — der iſt nicht drinnen!

5.

Das Handelsrecht iſt jetzt der Koran worden,
Dran alle Völker feſt zu glauben ſchwuren,
Und ſein Geſetz, ſchon längſt befolgt im Norden,
Kam blattweis an auf euern grünen Fluren.
Den Neuprophoten, wollt ihn nicht ermorden!
Er findet leicht verborgner Übel Spuren,
Und machte bettelnde Nomadenhorden
Zum reichen Volk durch ſeine Wunderkuren.
Er wird verzinſen euer Pfund genauer;

Drum eilt auf ſeinen Pfad mit raſchem Schritte,
Und Aſtorfindig wird der ärmſte Bauer.
Dann wird durch Senſarie nicht reich der Britte,
Und Ungarn bleibt auch ohne China's Mauer
Europa's großes, ew'ges Reich der Mitte!

6.

Was nützen euch des Gama Wellenpfade,
Zu viele Meilen hat der Weg zum Nile;
Laßt Britten meſſen ferne Breitegrade,
Und lenkt nach Trapezunt die ſchwanken Kiele.
Drum ſcheut euch nicht vor einem kalten Bade,
Ein kühner Seemann kommt zuletzt zum Ziele;
Doch ſtreng bewacht die Handelsbundeslade:
Den Donauſtrom durch Schiffe ſchnelle, viele.
Zur Werfte eilt, als jage euch die Knute,
Fällt raſch die Eichen, nagelt feſt die Scheiter,
Und dann ins Meer hinaus mit kaltem Blute!
Erklimmt getroſt die ſtrickgeflochtne Leiter —
Ein Schiff, Magyar, iſt doch die ſchnellſte Stute!
Hinauf! Warſt ſtets ein bügelfeſter Reiter!

7.

Im Hafen Saida's halten Brittenſchiffe,
Des Sultans Recht beweiſend mit Kanonen,
Und Türkenbarken rudern durch die Riffe —
Ihr Lootſe iſt das Glück, die Fracht ſind Kronen.

Der Bootsmann ruft zum Sturm mit hellem Pfiffe,
Und Turbans fallen wie im Herbſt die Drohnen;
Prinz Fritz erfaßt mit zrinikeckem Griffe
Den Aar, das Bild von Öſtreichs Nationen.
Da jubelt laut der Britte, Türke, Druſe,
Doch bleibt er ihrem Lob ein ſtummer Danker,
Und lugt ins Meer — vielleicht nach einem Wracke?
O nein, er frägt der Weltgeſchichte Muſe:
Geht an der Donaumündung bald vor Anker
Ein Linienſchiff mit gelb und ſchwarzer Flagge?

Warnung.

Was quälſt du mich mit ſchlimmen Liebesklagen,
Daß ich dein Bild aus meiner Bruſt verwies?
Ich habe das Vertrauen durchgeſchlagen,
Dies Legegeld ins Liebesparadies.

Um Einlaß fleht umſonſt an ſeinen Thoren,
Wer ſelbſt im Himmel noch den Teufel ſucht;
So ging das Recht an Liebe mir verloren,
Als ich genoß des Zweifels Schirlingsfrucht.

Was hofſſt du noch? Zwar meine Blicke brennen
In Deine warm und hell wie Sonnenlicht;
Doch möcht' ich ſie bekannte Lügner nennen,
Die keinen Glauben haben vor Gericht.

Was hängſt du gläubig an dem welken Munde?
Er hat den Nelkenfirniß eingebüßt,
Und längſt verlernt die träumeriſche Kunde,
Wie man der Welt entflieht, indem man küßt.

Was ſinkſt du mir ans Herz? Es iſt vergebens —
In dieſem kalten Leichnam ſtrömt kein Blut!
Was alſo ſuchſt du, grünes Kind des Lebens,
Auf dieſem Friedhof, drin die Liebe ruht?

Vielleicht weil dir dein Schweſterlein, die Roſe,
Von jener trüben Sage Kunde gab,
Die Blume blühe doppelt ſchön im Mooſe
Auf einem tiefen, weltverlaßnen Grab!

Der Uhu.

Der Morgen graut, die Sterne ſind verſchwunden,
Die Morgenröthe küßt den Alpengrat —
Ein Freudenfeuer, weithin zu bekunden,
Daß heute dieſe Gegend Kirmeß hat.

Die Blumenflur im Thal und auf den Firnen
Harrt ungeduldig auf den Morgenwind;
Iſt's doch, als ſpähten ſchlanke Bauerndirnen,
Ob flinke Tänzer in der Tenne ſind!

Der Falter gaukelt koſend auf und nieder,
Und fällt dufttrunken in die Kelche ein;
So ſchlingt den Arm um ſeiner Liebſten Mieder
Ein junger Burſch, berauſcht von Tanz und Wein.

Der Gimpel jubelt auf den grünen Zweigen,
Um welche ſüße Blütendüfte weh'n;
Nicht lauter ſtreichen Fiedler ihre Geigen,
Nach welchen luſtig ſich die Dörfler dreh'n.

Im Freudenrauſch ſcheint Berg und Thal zu ſchweben,
Nur einer zagt, ihn drückt die Sonne heiß —
So macht des Richters Blick den Sträfling beben,
Der ſich im tiefſten Herzen ſchuldig weiß.

Ein Uhu, überrascht vom jungen Tage,
Fliegt halbgeblendet durch das frohe Thal,
Hart hinter ihm mit raschem Flügelschlage
Ein Rabenschwarm, dem er die Jungen stahl.

Die schwarzen Häscher folgen stets verwegner
Und schwirren kreischend um den Waldessaum;
Von Ast zu Ast sinkt matt ihr blinder Gegner,
Und stürzt sturmhastig in den hohlen Baum.

Ein Räuber auf der Flucht vor raschen Schergen,
Der lauscherspäht die finstre Höhle sucht,
Und todtenblaß auf seinen öden Bergen
Hinstürzt und seinem schwarzen Schicksal flucht.

Am Lethe.

Ich traf auf einer weltverlaßnen Halde
Auf einen Pfahl, der eine Tafel hielt;
Drauf ſtand: Ein Quell entſpringt in dieſem Walde,
Der jedem Zecher das Gedächtniß ſtiehlt.

Ein Pfad, deß Gras ſchon lang kein Fuß zerknittert,
Kroch furchtſam durch die grüne Blätternacht
Zu einer Eiche, kahl und halb verwittert —
Ein Invalide auf der Gartenwacht.

An ihren Rieſenwurzeln floß die Quelle —
Mir war, als rauſche ſie: Zurück! zurück!
Ein weißes Bahrtuch iſt die Silberwelle,
Und d'runten liegt die ſchöne Leiche: Glück!

Hat Liebe ſich die Augen ausgeriſſen
Und hier verborgen tief im Felsgeſtein?
So blaß, ſo bleich, wie dieſe Wellen fließen,
Kann nur der Liebe Scheidethräne ſein!

Was kümmert's mich? Raſch vorwärts kühner Zecher,
Der nicht ſein Gold, nein ſein Geſchick vertrinkt!
Was zitterſt du? Die Hand gekrümmt zum Becher,
Wie kommt es, daß ſie kraftlos niederſinkt?

Was willſt du, Weib, auf meinem dunklen Wege?
Die Hand vom Mund! Ich weiß, warum du weinſt,
Und was du denkſt: Auf dieſem Roſenſtege
Sprach meine Seele mit der Deinen einſt.

Das iſt vorbei! Was ſoll dein Leben lügen?
Mir liegſt du längſt ſchon auf der Todtenbahr,
Und drum vertrink' ich jetzt mit raſchen Zügen
Den Schmerz, daß meine Liebe ſterblich war!

Die Nachtwache.

(Am 20. April 1836, dem Todestage des Feldmarschalls Lichtenstein.)

Um mitternächt'ge Stunde
Versammelt sich zur Runde
Walhallas alte Garde.
Wer führt die alten Krieger?
Man hieß ihn Max, den Sieger,
Den Theuerdank der Barde.
Auf schlägt der „letzte Ritter“
Jetzt rasch des Helmes Gitter:
„Wer ist der Bannerträger,
Mit schwertzerstücktem Schilde?“ —
„Auf Stillfrieds Mordgefilde
Hielt Jagd der blut'ge Jäger,
Der Tod, um ihn nicht frug ich,
Kühn Östreichs Banner trug ich
Zum Sieg der guten Sache.“
„Stets ehrt ich kühne Leute,
Stillfried sei drum für Heute
Parole unsrer Wache,“
Sprach laut der mächt'ge Kaiser.
Doch Lichtenstein frägt leiser:

„Wie ſoll die Loſung ſchallen?“ — —
„Wer da?!“ — die Hellebarde
Streckt vor ein Mann der Garde —
Man hörte Tritte hallen.
„Wer da?!“ — „Ein wackrer Streiter,
„Ein bügelfeſter Reiter,
„Hoch Öſtreich! meine Loſung?“ —
„Der kam zur rechten Stunde,
Ruft Max, brecht auf zur Runde:
Marich! „Aſpern“ iſt die Loſung.“

Das Stelldichein.

Die Nacht iſt ſtill, die Nacht iſt warm und heiter,
Der Mond blickt freundlich in das ſtille Thal,
Als flecht' er magiſch eine Silberleiter
Aus Thau und Duft und ſeinem bleichen Strahl.

Mir aber iſt, als ſeh' ich Nebel ſteigen —
Warf Liebe ihn als Schleier himmelwärts
Aus Furcht, die Sterne möchten nicht verſchweigen.
Was hier dem Herzen hat vertraut das Herz?

Ein Troubadour umſchlingt mit ſtarken Armen
Ein blondes Kind. Glaubſt du dein ſchlankes Lieb
Dadurch ſo feſt ummauert, daß dem Harme
Kein ſichres Ziel für ſeine Pfeile blieb?

Dein Blick ruht ſengend auf der weißen Stirne,
Drin ein Gedanke lebt, und der biſt du,
Als brennteſt du aus ihrem trunknen Hirne
Den letzten Traum von Schmerz, doch auch von Ruh'.

Die Cither ſchweigt. Wozu auch Liebesklagen?
Was ſoll das alte trübe Lied von Ach,
Wenn man mit Händedrücken weiß zu ſagen,
Was man in Reimen unbeholfen ſprach?

Wer brütet lang auf ſüße Schmachgedichte,
Wenn Liebe Lippen feſt an Lippen warf,
Wenn dann ein einz'ger Kuß die Weltgeſchichte
Von Menſchenſeligkeit erſchöpfen darf?

Glück auf! und möge euch das ganze Leben
Verfliegen wie der Liebe erſter Kuß,
Und möge nie von euerm Munde beben
Der letzte, froſtig kalte Scheidegruß.

Denn nicht wie Blumendüfte froſtvertrieben
Aufs Neue kehren bei erwärmter Luft,
Ach! nein, für immer flieht das erſte Lieben,
Der Roſe: Seele wunderſamer Duft!

Der walachiſche Weinhüther.

Du lugſt ſo wachſam, ſtämmiger Walache,
Als ſei ein Purpur deiner Huth vertraut,
Du blickſt ſo ernſt, wie bei der Waffenwache
Ein junger Held das Gottesbild beſchaut.

Du ſpannſt das Feuerrohr — die ſchwanke Weide
Zerſpellt auf hundert Schritte noch ſein Blei —
Im Gürtel ſteckt der Dolch — daß ſeine Scheide
Doch bald der Buſen eines Türken ſei!

Verzierte deine Bruſt die goldne Kette?
Der ſchöne Ehrendank für Gardenmuth,
Du könnteſt Wache ſtehn am Wiegenbette,
Drin ſanft der Erbe einer Krone ruht.

So iſt es auch. Den du bewachſt, er lebe,
Und möge königlich ſein Leben ſein!
Iſts doch der ſtarke Ritter von der Rebe,
Der ewig junge Noahide Wein.

Noch ſchläft er ſtill in grüner Beerenwiege,
Doch ſchon im Herbſte bricht er ſeine Haft,
Und zieht hinaus zum unfehlbaren Siege,
Sein Blut verſpritzend, ſeinen goldnen Saft.

Dann künden hundert Lieder jubeltönig,
Im Blut ertrank der Uſurpator Schmerz;
Auf Lorbeern ruhend, jauchzt der junge König:
Frei iſt mein Königreich: das Menſchenherz.

Ich ſchreibe mit den flüſſiggoldnen Lettern
Auf jede Stirn ein heitres Lenzgedicht,
Daß, wer es lieſt, trotz Schnee, trotz Sommerwettern,
Vom Mai und ſeinen tauſend Roſen ſpricht.

Drum juble Volk! Mit Dithyramben ſollen
Die Dichter feiern meinen Krönungstag;
Erſt wenn der Himmel wird der Menſchheit grollen,
Verſinkt mein Thron, der grüne Rebenhag.

Wird dann der letzte Tropfen Wein verflogen,
So wie die letzte Rebe ſich verſteint,
Wird auch im Blick nie mehr als Perle liegen
Die Thräne, die ein Herz aus Freude weint.

Darum Walache, halte wachſam Runde,
Ein junger König ſchläft in deiner Huth,
Der tauſend Herzen, welke, todeswunde
Vereinſt geneſen läßt — in ſeinem Blut.

Im Seraile.

Uns trennen tauſend Parasangen,
Doch Heimat, dich vergeß ich nicht:
Um dich einſtürzten meine Wangen,
Um dich verblaßte mein Geſicht.

Mir dienen palmenſchlanke Dirnen,
Tief beugt den Nacken der Eunuch;
Die Demuth lügt von ihren Stirnen,
Doch tief im Herzen rauſcht ein Fluch.

Zwar ſchalt gleich einem trägen Sklaven
Daheim die ſtrenge Mutter mich.
Doch mochten auch die Lippen ſtrafen,
Warm ſprach das Herz: Ich ſegne dich!

Hier kitzeln den verwöhnten Gaumen
Scherbet und weißes Honigbrot,
Doch ſüßer waren jene Pflaumen,
Die mir dein Baum im Herbſte bot.

Rubinen ſchmücken, ſchimmern reicher,
Und herrlich läßt ein Goldgewand:
Doch deine Roſe, wenn auch bleicher,
Im ſchwarzen Haare ſchöner ſtand.

Hier ſchildern ſie wohl ſchön und ſinnig
Im Lied der Liebe Luſt und Weh,
Doch keines rührt das Herz ſo innig
Wie, Heimath, deine Kaſſide.

Den Leib, die Lilje, die gepflückte
Umſchlingt auf weichem Divan hier
Der reiche Bei, der ſinnberückte —
Ihr Duft: mein Herz iſt noch bei dir!

Dichterberuf.

Weltſchmerzler, eure grübeltiefe Klage
Von einem Leid, an dem die Menſchheit krankt,
Ergötzt mich gleich der ſchildaſchlauen Frage:
Was fehlt dem Baum, dem Laub und Frucht umrankt?

Die Menſchheit blüht im Süden wie im Norden,
Ihr Arzt, die Zeit, erhielt ſie friſch und heil;
Ihr aber ſeid bedeutend krank geworden,
Und ſiecht am böſen Schwindel Vorurtheil.

Belauſcht den Finkenſchlag im grünen Forſte,
Der laut die Roſenamme: Mailuſt preiſt —
Die Möwe nur ſitzt ſtumm im Felſenhorſte —
Ein Barometer das auf „Windſtill“ weiſt.

Erſt wenn am Himmel ſich die Wolken ballen,
Und Wetterſchwüle liegt auf Meer und Land;
Dann jauchzt das Mövenvolk, die Lieder hallen
Als Sturmſtreich wild herauf vom Felſenſtrand.

Dies Bild bedenkt, und ſingt das Lied der Finken
Vom Mai der Kunſt und ſeinem Blumenhort;
Erſt wenn die Sicheln fremder Schnitter blinken,
Und faßt ein Feind die Roſe: freies Wort. —

Wenn dann das Recht, die Freiheit geht zu Grabe,
Verſtumme frohe Finkenmelodie —
Dann Dichter ſchwingt wie einſt der Judenknabe
Die alte Davidsſchleuder: Phantaſie!

Die Schleuder ſtürze kühne Kraftgedanken
Ans ſtolze Haupt dem Neuphiliſter: Zwang —
Wo Lützows Reiter und ihr Skalde ſanken,
Dort lernt den alten Varusgrabgeſang!

Die Koptin.

(Scene aus Egypten.)

Schlanke Dirne, Bajadere
Mit der marmorweißen Bruſt,
Nie genoß ich, meiner Ehre,
Solche ſüße Nacht der Luſt.

Schwarz wie Kohlen deine Augen,
Sonnenſtrahlig ihr Email —
Würdeſt Dirne prächtig taugen
In des Padiſchah's Serail.

Deine Haare weich wie Seide —
Eins nur ſtimmt mich trüb und bang:
Antlitz, Lippen blaß wie Kreide —
Dienſt verbotner Luſt wohl lang?“

Alſo ſpricht der junge Franke,
Küßt der Koptin blaſſe Stirn;
Plötzlich fliegt ein Schreckgedanke
Schwindelnd durch ſein bebend Hirn.

Fieber ſchüttelt ſeine Glieder,
Und er fährt entſetzt empor;
Doch die Koptin zieht ihn nieder,
Flüſtert höhniſch ihm ins Ohr:

„Haſt getrunken, wackrer Zecher
Durſtig einen Doppelwein —
Tod und Wolluſt ſchloß der Becher
Meiner welken Lippen ein!“

Da verſucht er zu entrinnen,
Doch ſie hält ihn küſſend feſt,
Wirft hinweg die weißen Linnen:
„Deine Buhlſchaft war — die Peſt!“

Kama.

(Indiſche Mythe.)

Die Täuſchung lag auf weichem Lotoskiſſen
Am Gangesſtrande ſchmachtend hingeſtreckt;
Der Himmel von den Reizen hingeriſſen,
Die Bajaderenſchlauheit nie bedeckt,

Verhing der Mond mit einem Wolkenſchleier —
Ein Bräutigam der keine Ampel mag —
Und ſtille brünſtig all ſein Sonnenfeuer
Im Schnee, der auf den Buſenhügeln lag.

In eines grünen Ambrabaumes Schatten,
Trat wenig Monden ſpäter an das Licht,
Wozu ſich Kuß und Schaum verkörpert hatten
In ſtiller Nacht, die nie das Schweigen bricht.

Der Herzerſchütt'rer Kama grüßte lächelnd
Die Welt, nun bald ſein knechtiſch Paſhalik;
Auf Ambrablüten ſanft ihm Kühle fächelnd
Fiel hell des jungen Gottes erſter Blick.

Seit dieſem Blicke ſchießt er auch als Pfeile
Die weißen Knoſpen roſenroth geſpitzt
Auf Rajah's, weich ſich pfühlend im Seraile,
Auf Paria's, von Laſt und Müh erhitzt.

Wie auf den kaſtenſtolzen Weisheitspflanzer,
Der heuchelnd den Pagodendienſt beſtellt,
Und keine Bruſt bedeckte noch ein Panzer,
Den nicht ſein unfehlbarer Pfeil zerſpellt.

Der Todeskuß.

Schon ſtürmt die Gänge zum Seraile
Ein kampferhitzter Krankenſchwarm;
Mir nützen weder Schwert noch Pfeile,
Denn ſchußzerſchmettert iſt mein Arm.

Ich kann dich nicht, Suleikha, retten,
Verſinke Sonne meines Mai's —
Vergiß den Mann in Sklavenketten,
Den Siegern gib die Reize preis.

Was fleht, ich ſoll den Tod dir geben,
Des ſchwarzen Auges feuchter Strahl?
Ich kann nicht eine Dattel heben,
Und ſchwerer wiegt als ſie der Stahl.

Doch halt! Sieh! dieſe goldne Doſe
Birgt Gift und kurzen Todesſchmerz:
So wie der Glühwind eine Roſe,
Verſengt es raſch dein junges Herz.

Von dieſem Gifte will ich nippen —
Schon brennt es wund die Lippen mir —
So ſtürze — ſchnell — an dieſe Lippen —
Am — letzten — Kuſſe — ſterben — wir.

Opiumlied.

Sterne blinken, Nebel wallen,
Und der Thau ſinkt perlend nieder;
Im Harem, im Garten ſchallen
Schmachtgeſänge, Liebeslieder.

Auf dem Pfühl aus Pantherfellen
Schmauchend ſitzt der Bei, der ſtolze;
Blaue Ringelwolken quellen
Aus dem Rohr von Roſenholze.

Mokkatrank aus goldner Schale
Schlürfend, ſchaut er frohen Blickes
Auf die nächtlich ſtillen Thale
Seines grünen Paſchalikes.

Auf den zierlichen Divanen
Wiegt die Odaliske lächelnd
Ihren Leib, den palmenſchlanken,
Mit dem Shawl ſich Kühlung fächelnd. —

Mit dem Shawl, dem reich bepalmten,
Schmachtend dem Gebieter winkend,
Auf den Rasen, den enthalmten,
Als die letzte Rose sinkend.

Thränende Eunuchen bilden,
Daß sie fabelos möge tanzen,
Einen Wald belaubt mit Schilden,
Einen Wald gepfählt mit Lanzen.

Auf den Mandelbäumen singen
Nachtigallen, laubverhüllte,
Und gleich Pflanzenschmetterlingen
Nicken Blumen, mohngefüllte.

Mohngefüllte Blumen schicken
Ihre moschusreichen Düfte,
Eh' sie Menschenhände knicken,
Durch die lauen Sommerlüfte.

Sklaven in des Pascha Solde
Schneiden mit der Sichelklinge
Tiefe Narben in die Dolde,
Daß der Quell des Schlafes springe.

Spellt die Knospe nur ihr Sklaven,
Denkt, auf weichem Blumenkissen
Sei ein künftiger Traum entschlafen,
Der vom Glück wird Kunde wissen.

Eilt euch mit der Mohnſaftleſe,
Braut das Opium, das ſtarke;
Denn der lüſterne Chineſe
Harrt bereits der Schmugglerbarke —

Feilſcht nicht lang mit den Matroſen,
Welche ſich trotz Zank und Fehde
In der Nacht, der ſternenloſen,
Hingewagt auf Kantons Rhede.

In des Nadelholzes Schatten
Stopft der kleine Mann die Pfeife,
Auf des Strandes ſtillſten Matten,
Daß kein Häſcher ihn ergreife,

Schmaucht in langen, durſt'gen Zügen —
Auf des Rauches blauer Schichte
Gaukeln wunderſame Lügen,
Wunderſame Traumgeſichte.

Und im Traume lenkt der wilde,
Trunkne Raucher ſeine Schritte
In das grünſte Theegefilde
In dem alten Reich der Mitte.

Seinen kahlgeſchornen Schedel
Deckt der Schmuck der Mandarine,
Sklaven mit dem Pfauenwedel
Tragen ſeine Palankine.

Krieger, welche dem Gedränge
Mit den Bambusröhren wehren —
Dumpfes Flüſtern — leiſe Klänge —
Gelbe, ſchlanke Bajaderen.

Soll im Traume der Chineſe
Schauen mit dem innern Blicke,
Was zur Zeit der Mohnſaftleſe
Sich begab im Paſchalike?

Oder iſt dem Bey, vertrieben
Aus des Mohnes Vaterlande,
Nur dies Strandaſil geblieben
An des ſtillen Weltmeers Strande?

Nein, der Traum wird ſchwarz und ſchrecklich:
Aus den Thalen, von den Bergen,
Bambusröhre ſchwingend kecklich,
Stürzen ſangbereite Schergen.

Stöbern Rüden gleich im Walde
Nach Verbrechern, nach Rebellen,
Finden auf der ſtillen Halde
Den betrunkenen Geſellen.

Zitternd ſtöhnt der Raucher: Hilfe!
Und — erwacht aus ſeinem Traume.
Horch! was regt ſich dort im Schilfe?
Sieh! wer lauſcht am Waldesſaume?

Fangbereite Häſcher binden
Raſch den kleinen Mann mit Stricken,
Der umſonſt an Tamarinden
Feſt ſich hält mit irren Blicken.

Hat der Herr des Drachenthrones
Doch verpönt das Kraut, das ſtarke
Aus dem ſüßen Saft des Mohnes,
Zehrend an des Volkes Marke.

Straft doch ſchnelle Todesſtrafe
Traum und Rauſch von Mohnſaftqualme:
Darum blickt der bleiche Sklave
Ängſtlich nach der nächſten Palme.

Plötzlich leuchtet Flammenröthe
Kriegverkündend von den Bergen;
Brittiſche Kanonenböte
Donnern auf die feigen Schergen.

In den Grund gebohrt, verſunken
In des Meeres wilde Brandung
Sind die Mandarinendſchunken,
Und erzwungen iſt die Landung.

Auf den Wogen treiben Wracke,
Stöhnen Schwimmer, bleiche, matte,
Und die blaue Georgsflagge
Flattert ſtolz auf der Fregatte.

China, deine Riesenmauer,
Tausendjährig, wankt und zittert.
Haben Stürme, Regenschauer,
Blitz und Hagel sie verwittert?

Nein, aus einem Pfeifenrohre
Stieg des Rauches blaue Wolke,
Sprengte deine Felsenthore,
Freiheit geben deinem Volke.

Freiheit einem Volke gebend,
Einem Volk von Sklavenhorden,
Das versteinert, nicht mehr lebend
Seine eigne Leiche worden.

Möglich zwar, daß Diplomaten
Schlau dein Leichentuum bewahren —
Sei's, dann schlummre ohne Thaten,
Wie bereits vor tausend Jahren.

Tausendjähr'ges Kind, dein Schnarchen
Zeigt von wenig Lust zum denken,
Wird zu Peking dem Monarchen
Viele frohe Stunden schenken.

Aber trotz dem tiefen Schlafe
Sucht die Zeit für dich die Amme —
Sei's nun Britte oder Slave,
Sei's ein Kind vom Yankenstamme —

Wer es ſei, er mag ſich rüſten:
Flieht der Schlaf von deinen Augen,
Wirſt du aus der Amme Brüſten
Gern die Milch: Aufklärung ſaugen!

In ein Stammbuch.

Zur Erde ſinkt der Thau in nächt'ger Stunde,
Die Muſchel öffnet willig ihren Schoß,
Und Perle wird am ſtillen Meeresgrunde
Die Thräne, die vom Antlitz: Himmel floß.

Am Hochzeitstage glänzt im Seidenhaare
Der jungen Braut das reiche Perlenband —
Ein Bild, daß ſie als Perle am Altare
In Gattenarmen ihre Muſchel fand.

Doch ſelbſt das ſchöne Kind der grünen Wogen
Verfälſcht der Menſch mit ſchnöder Schacherluſt,
Und mancher Bräutigam ſchlingt glanzbetrogen
Das Bild der Falſchheit um der Liebe Bruſt.

Sind nicht auch Wünſche Perlen zu vergleichen?
Als Muſchel dient das Buch „Gedenke mein.“
Doch ſelbſt ins ſchönſte, reichſte Album ſchleichen
Sich falſche Perlen, falſche Wünſche ein.

Auch dich erwartet morgen oder heute,
Eh' du's vermeinſt, der Täuſchung bittrer Schmerz,
Nur Eines glaube — daß auf dieſer Seite
Sich ausgeſprochen hat ein treues Herz.

Räubertod.

Flinke Reiter, raſche Schergen
Stöbern durch den Waldesgrund;
Zu den hohen, ſtillen Bergen
Flieht der Räuber todeswund.

Kugeln pfeifen, Hörner ſchallen
Durch den aufgeſchreckten Hain;
Der Verfolger Flüche hallen
Wie Gebell der Rüden d'rein.

Über Gräber, über Quellen,
Über Hecken, durch die Schlucht
Stürzt der Räuber — ſelbſt Gazellen
Überholte ſeine Flucht.

Auf dem höchſten, ſteilſten Gipfel
Hält er, ſtürzt er todesmatt;
Von der morſchen Eiche Wipfel
Fällt auf ihn ein welkes Blatt.

Tiefe Stille herrſcht im Walde,
Und der Räuber blieb allein;
Seine Seufzer klagen: Balde
Wird es hier noch ſtiller ſein.

Auf der kreideweißen Stirne
Stockt der Blutquell und verſiegt —
Eine ſchneebedeckte Firne,
Drauf der Sonne Purpur liegt.

Rabenſchwarze Locken ſchwanken
Um das ſtarre Angeſicht —
Sind's verkörperte Gedanken
An des Himmels Zorngericht?

Selbſt das ſonſt ſo kühne Auge
Trotzt nicht länger dem Geſchick;
Denn des Schmerzes Thränenlauge
Wuſch den Muth aus ſeinem Blick.

Zu der Sonne blickt es traurig,
Die ihm nicht mehr leuchten will;
Von den Lippen tönt es ſchaurig:
„Vater unſer!“ — dann wird's ſtill.

Unerreichbar dem Gewehre,
Hoch in Lüften ſchwebt ein Aar —
Gibt er dem die letzte Ehre,
Der im Leben ehrlos war?

Indiſche Liebeserklärung.

Du kennſt mich nicht? Sagt deines Herzens Beben
Nicht eidgewiß: „wir kennen uns ſchon lange?“
Wir waren Herzverſippt durch ſieben Leben,
Und ſind es auf dem achten Wandergange.

Die Perle lag im Meer, das Gold im Schachte —
Da kam ein Taucher, kam ein Schmid gezogen;
Der Taucher war es, der die Perle brachte
Zum Ringe, den der Schmid aus Gold gebogen.

Einſt fiel ein Blitz aus regenſchwangern Lüften,
Und laublos war ein Palmenbaum zu ſchauen,
Und eine Roſe gab's — auf ihren Düften
Zog palmenwärts ein neues Lenzvertrauen.

Auf einer Lilje träumte die Talaine,
Da flog ein Glühwurm durch die Nacht, die ſchwüle,
Und ſank herab, wie eine goldne Thräne
Zu ſchimmern auf dem Nachbarblumenpfühle.

An einem See im Tamarindenforſte
Hielt einſt ein Schwan — er kam, weiß Gott von wannen;
Da ſang die Nachtigall im Roſenhorſte,
Und nimmer zog der weiße Schwan von dannen.

Ein weißer Hirsch strich durch die öde Halde,
Als sei mit Phantasie sein Lauf beschlagen,
Und zärtlich flog aus nahem grünen Walde
Ihm nach die Hindin, wie vom Wind getragen.

Die Löwin jagte Nachts im Thalreviere,
Und sank in Balsamstauden in die Falle;
Da kam der Leu, der stolze Scheikh der Thiere,
Und riß das Netz entzwei mit scharfer Kralle.

Hart an der Mündung sprang aus seinem Flusse
Der Nix ans Land, und schlief auf grüner Matte,
Und träumte von der Meerfei und dem Kusse,
Den sie zur Flutzeit ihm gegeben hatte.

Drum schönes Kind, was soll dein blödes Zittern,
Als sei dein Herz so schüchtern wie Mimosen?
Trotz Zeit und Raum, trotz Sturm und Ungewittern
Sind unverwelkt geblieben unsre Rosen.

Laß' unsre Herzen treu den alten Gluten
Das untrennbare Liebesbündniß schließen,
Bis sie wie Ströme, die ins Weltmeer fluten,
Sich einstens in das Urherz: Gott ergießen!

Stammbuch-Blätter.

1.

Ein Böſewicht erkor — ſo ſpricht die Sage —
Ein Crucifix zu ſeines Schuſſes Ziel;
Der Heiland neigte wie am Todestage
Das Haupt — und nur die Dornenkrone fiel.

Das Glück hat ſeine Roſen dir gewunden,
Und duftend ſchmücken ſie dein ſchwarzes Haar;
Doch Roſen blühen nur durch kurze Stunden,
Und ach! das Glück iſt falſch und wandelbar.

Drum wenn das Unheil droht mit ſeinem Pfeile,
So ſchirme Gott dein ſchönes, bleiches Haupt,
Daß jener Pfeil in ſeiner blinden Eile
Nur Dornen dir, doch keine Roſen raubt!

2.

Ich las bei einem wilden Sturme
Auf einer alten Sonnenuhr,
Auf einem moosbewachs'nen Thurme:
„Die heitern Stunden zähl' ich nur!"

So soll auch dich das Glück umschweben,
Dir bleibe ewig fremd der Schmerz;
Ein Tag des Lenzes sei dein Leben,
Und eine Sonnenuhr dein Herz!

Zum Herrn.

Zerbricht der Tod die Scheidewand des Herrn,
Zerfällt der Leib, dies Staubgewand des Herrn,
Was weint ihr um den Todten, der aus Nacht
Und Stürmen zum Geſtade fand des Herrn?
Drum werft euch nicht in ſchwarze Trauertracht,
Doch ſorgſam nehmt den Leuchtthurmbrand des Herrn,
Das helle Todtenlicht am Sarg in Acht.
Bedenkt, der Friedhof iſt der Strand des Herrn;
Zu dieſem führt der Tod die Seelenfracht,
Und ſchifft ſie aus am grünen Land des Herrn.
Dort halten fromme Engel treue Wacht,
Als wären ſie der Zöllnerſtand des Herrn,
Und fragen jeden, der die Fahrt gemacht:
Wo iſt das anvertraute Pfand des Herrn?
Wohl dem der feſten Glauben mitgebracht,
Den Paß geſchrieben von der Hand des Herrn!

Natur.

Hadert nicht, daß meine Blicke
Ewig ſind von Thränen naß,
Daß ich weichend dem Geſchicke,
Längſt das Lied vom Glück vergaß.

An dem Grab der Liebe trauernd
Pflog' ich treu ihr Kind, den Gram,
Der wie eine Wolke ſchauernd
Über meine Seele kam.

Alles folgt dem Trieb, dem innern —
Luſtig ſchäumt der Waſſerfall,
Doch ein ſchmerzliches Erinnern
Rauſcht im Sang der Nachtigall.

Freundlich grünen Waldesräume,
Und kein Lenz iſt blumenleer,
Aber bang wie ſchwere Träume
Ziehen Stürme übers Meer.

Duft iſt Pflicht dem Roſenvolke;
Pflicht der Sonne, daß ſie ſcheint
Und ſo iſts Natur der Wolke,
Daß ſie ſich zu Tode weint.

Fruchtloſer Wunſch.

Der Himmel blaut — ein junges Angeſicht,
Das nie verdüſtert hat ein finſtrer Kummer,
Die Falter ſchwärmen froh im Mondenlicht
Und ſtören Roſen kußgewandt im Schlummer.

Nur eine Wolke — ein verirrtes Kind —
Hält ſtill und raſtlos auf dem blauen Pfade,
Und frägt umſonſt um ihren Freund, den Wind,
Ob er ſie tragen will zum Meergeſtade.

Ein Wunſch, für den es nicht Erfüllung gibt —
Du weinſt dich langſam todt, die Falter ſcherzen,
Wie oft ein bleicher Menſch, den niemand liebt,
Allmählig ſtirbt an Einſamkeit im Herzen!

Der wahnſinnige Dichter.

Ich ward ſo arm durch Schmerz, daß ſelbſt die Thräne
Nicht länger mehr ſein Dollmetſch wollte ſein —
Unheimlich klang mein Lied, als lullten Schwäne
Sich bang zur Raſt, die ewig dauert, ein.

Man hieß mich toll — wild drohten bleiche Schergen —
Ich ſprang ins Meer lautſchäumend, weit beriſſt,
Und fand das Glück, den wundervollen Fergen,
Der über Thränen raſch ins Lächeln ſchifft.

Nun bin ich Herr im größten Paſchalike,
In dem die Sonne niemals untergeht;
Eunuchen lauſchen zitternd meinem Blicke,
Und Palmenſchweſtern reichen mir Scherbet.

Wie lieg' ich jetzt ſo weich auf duft'gen Roſen —
Mein Ohr berauſcht ein ſeltſam ſüßer Schall —
Dank Allah dir, du haſt dem Harfenloſen
Ins Herz geſchleudert eine Nachtigall.

Die Favorite naht — ſie blickt ſo heiter,
Neigt raſch das Haupt — ein Wunder wirkt ihr Kuß
Ich bin Juſuf auf ſeines Vaters Leiter —
Als Schatten hängt die Luſt an ihrem Fuß.

Ich kenne dich, du warſt mein erſtes Lieben;
Komm, ſetze dich und trage Märchen vor.
Wo ſind wir geſtern Abends nur geblieben?
Dein Wort iſt Silber, gern ſein Dieb mein Ohr.

Was ſoll der Lärm? die Bajaderen gaukeln
Falänenluſtig beim Patolaklang.
Nur nicht ſo raſch — wozu dies tolle Schaukeln?
Gebt Eis, gebt Wein — mir wird ſo ſchlimm, ſo bang

Wie, ſeh' ich recht? Ihr tanzt nicht mit den Beinen?
An jedem Fuße hängt mein eignes Haupt,
Und tanzt und ſpringt, und raſt, faſt ſollt' ich meinen,
Daß es Gedanken auf den Raſen ſtaubt!

Ein Neger naht mit raſchem Schritt auf Stelzen,
Und trägt die grüne Seidenſchnur herbei.
Was griff ich auch nach ſchwarzen Zobelpelzen,
Die nur der Sultan trägt, ich frecher Dei?

Er ſtürzt auf mich — ich zittre wie die Eſpe —
Nein Schwarzer zittre ſelbſt — ich bin ſehr ſtark!
Nun wird er klein — verſchrumpft — und kriecht als Wei
Mir tief ins Hirn — wie Feuer brennt das Mark.

Fort Leila, fort! die alten Schergen drohen,
Berauben dich mit ſtarker Fauſt des Shawls —
Zum bunten Stricke drehen ihn die Rohen —
Er wird zur Schlange — Scheitan hilf! — mein Hals!

Warum.

Aus dem grünen Moſe
Zieht der Duft der Roſe
Wie ein Liebesgruß,
Wie ein erſter Kuß.

Auf der Tamarinde
Sanft gewiegt vom Winde
An dem Waſſerfall
Schlägt die Nachtigall.

Im vergilbten Moſe
Welkt die junge Roſe —
Eine trübe Maid,
Blaß durch Liebesleid.

Durch die ſchwülen Lüfte —
Der um ihre Düfte
Früher betteln ging —
Flieht der Schmetterling.

Auf der Tamarinde
Sanft gewiegt vom Winde
Nachtigall, warum
Gar ſo plötzlich ſtumm?

Im Traume.

Ein grüner Anger — drauf ein Mandelbaum —
Die Sonne brennt — gewitterſchwül die Luft —
Ein Blitz — entſchlief die Nacht? war dies ihr Traum? —
Der Donner rollt — drauf Stille einer Gruft.

Das Wetter floh — der Mandelbaum entlaubt —
Ein Freier ſchien der Blitz nach ſeiner Glut —
Und hat doch alle Blüten ihm geraubt —
O Jünglingsübermuth — o heißes Blut!

Ein öder Anger — kahl der Mandelbaum —
Die Schwalbe flog — wie eiſigkalt die Luft! —
Der Schnee, ein Bahrtuch, deckt den Waldesraum —
Die weite Erde — eine ſtille Gruft —

Der Frühling naht — der Mandelbaum erwacht —
Ein Todtengräber ſchien der Schnee zu ſein —
Und hat doch neue Blüten ihm gebracht —
O Männerachtung kalt, doch feſt wie Stein.

Verſtehſt du Weib, den Träumer, ſein Gedicht? —
In deinem Buſen früher tiefes Weh —
Und jetzt — noch thränennaß — dein Angeſicht? —
Du kennſt den Blitz — bin ich vielleicht der Schnee?

Reiſeſehnſucht.

Kühn die Perſerharfe ſchlag' ich,
Und mich ſelbſt belauſchend frag' ich:
„Sind aus Morgenland dies Klänge?"
Doch mir ſelbſt als Antwort ſag' ich:
„Nie des Sproſſer Glutgeſänge
Lernen Spechte!" — da verzag' ich,
Und die fremde Wunderharfe
Fürder nicht zu ſchlagen wag' ich,
Fürchtend die Kritik, die ſcharfe:
Aber warm im Herzen trag' ich
Dich Hafis; die Zauberweiſe,
Die du ſangſt, nur hören mag ich;
Daß ins Perſerland die Reiſe
Gar ſo weit ſei, dies beklag' ich.

Geheiligt werde dein Name!

Der Blitz, der gaukelnde Irrwisch am nächtigen pfadlosen Himmel,
Der den Donner verlockt, den laut aufsluchenden Wandersmann,
Dieser Blitz, des Sommers verarmende, fürstliche Lichtverschwendung —
Die Sterne, die freundlichen silbernen Träume der dunklen Nacht.
Und die Sonne der Stolz des schönen, meerentsliegenen Tages,
Ihn blendend, daß er verachtet sein schwarzes, thauweinendes Weib —
Der unsichtbare Schakal, der wogengewiegte, flüchtige Seesturm,
Verfolgend die Wolke, das weiße, schnaubende, zitternde Reh —
Ja selbst die Alpe, die eisumstarrte, verkörperte Hoffarth,
Die keine andere Größe erkennt als sich ganz allein —
Die Flüsse, die Hände, die Völker aus fernen Landen sich reichen,
Sanft zu wiegen den Handel, diesen neuen Findling am Nil —

Der Regen, die Muttermilch aus des Himmels vornvollem Busen,
Zu erquicken die Erde, das arme, halbverschmachtete Kind —
Die Düfte der Blumen, die wortlosen, doch schönsten Gedichte
Und das Nachtigallied, dieser klingende Rosenduft —
Die Menschenherzen, die räthselhaft wogenden rothen Meere
Mit der Fluth der Liebe, mit der traurigen Ebbe Menschenhaß —
Und ihre Thränen, dies letzte Almosen des höhnenden Unheils,
Eine Gabe des Urias, ihm selbst am Ende ein tödtliches Gift —
Der Gedanken, die göttliche Unterschrift am fertigen Menschen
Zum Zeichen, der Herr selbst schrieb dies episch-tragische Lied:
Die strahlen und brausen, duften und weinen, beten und preisen?
Wie ein Kind seines Vaters gewaltigen, wiegendem Arm:
Geheiligt, geheiligt werde dein Name!

Am Grabe Krufft's.

Ich ſtand an einer alten Kirchhofsmauer —
Auf fahle Wieſen, erntereife Saat
Fiel dicht des Wetters letzter Regenſchauer
Wie Thränen über eine böſe That.

Spätſommer war's. Verwelkte Blumen lagen
In ihren Beeten ohne Schmelz und Duft,
Die letzte Nachtigall zog, ſturmgetragen,
Ein ſcheuer Wandrer durch die ſchwüle Luft.

Ich ſtarrte düſter auf die öden Thale,
So wie mein eignes Herz, des Grünens ſatt;
Die Bäume weinten auf die Leichenmale
Als bleiche Zähren ihr vergilbtes Blatt.

Noch war es nächtig auf der Friedhofſtätte,
Doch auf die Berge ſank das Morgenroth,
Als ob ſich dort der Lenz verblutet hätte,
Als ihm der Sommer raſche Flucht gebot.

Was aber duftet dort im grünen Mooſe,
Am eingeſunknen alten Leichenſtein?
Sprecht, warf der Frühling ſeine ſchönſte Roſe
Auf eines lieben Freundes Todtenſchrein.

Sprecht, hat er ſie auf ſeiner Flucht vergeſſen?
Vergeſſen, rief der ferne Wiederhall;
Da wußt' ich klar, es ſei das Grabmal deſſen,
Der weiland hieß „die deutſche Nachtigall.“

Ganimed.

Ein Grieche ruht im Traum in ſtiller Nacht;
Vom duft'gen Roſenbaum in ſtiller Nacht
  Singt bang die Nachtigall das Lied vom Schmerz,
Wie eine Waiſe kaum in ſtiller Nacht
  Beweinen noch das todte Mutterherz.
Was ſucht im Waldesraum in ſtiller Nacht
  Der blitzverſippte Aar, der Fürſt der Luft?
Er trägt zum Wolkenſaum in ſtiller Nacht
  Den Jüngling, der erwacht um Hilfe ruft
Muth, Kinn bedeckt mit Flaum, in ſtiller Nacht!
  Zum Halbgott wird der Erde blöder Sohn
Berauſcht von Nektarſchaum in ſtiller Nacht;
  So trägt ein Dichterherz zu Gottes Thron
Begeiſtrung wie ein Traum in ſtiller Nacht!

Auf der Redoute.

Maske, wunderliche Larve,
Blicke mir ins Angeſicht —
Trüber noch, als meiner Harfe
Schall durch Mitternächte bricht,
Künden ſeine Faltenlettern,
Daß mein Frühling nimmer kehrt.
Wie der Hall von Sommerwettern
Einer Blume Welken ehrt,
Sage dir mit Donnerklange
Meiner Seele Jammerſchrei,
Daß die Roſe: Liebe lange
Ach! wie lang geſtorben ſei.
Glaube meinen trüben Zügen,
Und des Herzens Perlenſchrift,
Will ſie dir Empfindung lügen,
Meine Thräne taufe Gift.
Wie das Upasgift auf Java
Sengt ſie dir das grüne Herz —
Ein Vulkan wälzt heiße Lava,
Aber heißer weint der Schmerz!
Aus der tauſendjähr'gen Schichte,
Grub der Menſch Pompeji auf;

Aber, Weib, die Weltgeſchichte
Seit der Sonne erſtem Lauf,
Dürfte dir zu nennen haben
Keinen Tag, an dem ein Glück
Unter Thränen tief begraben
In die Seele kam zurück!
Drum mein Kind, für alles Leben
Lebewohl! Du zitterſt nicht?
Willſt dich nicht von dannen heben —
Maske weg vom Angeſicht!
Prägte dir ſein Malerzeichen
Drauf der Meiſter Kummer ein,
Darfſt du mir die Hände reichen,
Meine letzte Liebe ſein!
Zärtlich magſt du mit mir koſen —
Deine Seele nehm' ich hin,
Eine Braut zwar nicht mit Roſen,
Doch bekränzt mit Rosmarin.
Uns wie Brüder zu vereinen,
Stürzen wir den Bechern zu,
Und im ſtärkſten Wein — im Weinen
Trinken wir auf du und du!

Im Hafen von Calais.

Die Nacht war schön, war still wie eine Mutter,
Die ihres ersten Kindes Schlaf bewacht;
Geräuschlos flog durchs Meer der leichte Kutter,
Als sei verschämte Armuth seine Fracht.

Ein Lootse stieß, zum Hafen uns zu leiten,
Vom sichern Strand, bald lagen wir im Port;
Da gab es auf dem Schiff ein Drängen, Streiten —
So lärmen Buben aus der Schule fort!

Mein Nachbar reichte sinnend mir die Hände,
Er dachte still „dem Himmel sei's geklagt!
„Wenn englisch dieses deutsche Blut verstände,
„Ich hätte gern was Liebes ihm gesagt!“ — —

Ich dachte trüb wie er „so gerne brächte
„Mein Herz dir seinen warmen Abschiedskuß!“
Da flog wie Wetterschein durch Mitternächte
Auf meinen Mund der schönste Scheidegruß.

Da rief ich „Byron“ meine Thränen rannen —
„Grillparzer“ ſprach der Dritte feierlich.
Verſchiedne Böte trugen uns von dannen,
Doch unſre Seelen, die verſtanden ſich!

Siwa und Kama.

(Indiſche Mythe.)

Betrachtend ruht am grünen Waldesſaum
Der Herr der Welt auf thaubenetztem Boden;
Der Balſamſtrauch, der Tamarindenbaum,
Umfrieden ihn als grüne Laubpagoden.

Da naht der Liebesgott mit ſtolzem Blick:
Gegründet hab' ich meinen Thron auf Erden,
Der Himmel ſei mein zweites Paſchalik,
Sein Herrſcher träumt — er ſoll mein Sklave werden.

Er ſpannt des Bogens Bienenflügelſeil,
Und wie der Zitterblitz vom Wetterſcheine
Fliegt raſch an Siwa's ew'ges Herz der Pfeil,
Und in die weißen Händchen ſchlägt der Kleine.

Da trifft ihn ſengend des Allmächt'gen Blick,
In Flammen ſteht das Kind, das waglich raſche,
Und durch die Welt — ſein erſtes Paſchalik —
Verweht wie Blumenduft der Weſt die Aſche.

Und wo ſie ſinkt, durch alle Wälder geht,
Durch alle Anger hallt ein trübes Klagen
Wie Seufzer durch des Büßers Nachtgebet —
Da ſpricht der Ew'ge ſanft: Was ſoll dein Zagen?

Um deine Schönheit, Kama, weine nicht —
Unzreifbar iſt aus Nachtigallenkehlen
Der ſüße Klang, des Mondes keuſches Licht —
Was willſt du mehr, du Klang, du Licht der Seelen!

An den Maler Franz Hayez.

„Wie Paris tödtlich haß' ich dich, Achilles,"
Sprach zornerfüllt am Granikus Iskender,
„Homer iſt todt, der blinde Lorbeerſpender,
„Und ſeine Harfe birgt ein Grab, ein ſtilles.

„Was ich vollbracht, in Verſe bringen will es
„Mein Hofpoet der feile Lobverſchwender,
„Gedankenräuber, freche Bildentwender;
„Doch bleibt ſein Sang ein Rabenlied, ein ſchrilles." —

O wärſt du jetzt am Leben, ſtarker König,
Du klagteſt nicht, daß ungefeiert ſtarben
Seit Trojas Fall die kühnſten Kapitani!

Zwar hallt kein Lied aus Hellas wundertönig,
Doch ſchrieb ein Künſtler griechiſch klar mit Farben
Die neue ſchöne Ilias: Piſani.

Am Sarge der letzten Blondine.

Nie blickt das letzte blaue Auge wieder —
Dies Veilchen, drin ein ganzer Himmel Raum
Gefunden hätte, decken blaße Lider,
So wie die Sonne ſchlingt der Wogenſchaum.

Das blonde Haar — ſprecht, warf ein erſtes Lieben
Auf dieſen Scheitel all ſein goldnes Glück?
Sagt, iſt der Erde ſonſt kein Schacht geblieben,
Und nahm ſie deßhalb dieſes Gold zurück?

Der zarte Buſen weich, ſchneeüberzogen —
Nie hatte Keuſchheit einen ſchönern Pfühl —
Nun liegt er flach, nie fürder macht ihn wogen
Die Ebbe Schüchternheit, die Fluth Gefühl!

Verweinte Mädchen knien an der Bahre,
Bis auf dies Weinen lautlos wie der Tod;
Um ihre Stirnen flattern ſchwarze Haare,
Von ihren Wangen ſtrahlt's wie Morgenroth.

Sie war zu ſchön — dies könnt ihr nicht verſchmerzen,
Drum ſchminkt ſo roth das Antlitz euch die Scham;
Doch weil ihr ſie geliebt im tiefſten Herzen,
So färbt ſo ſchwarz die Locken euch der Gram.

Die Lilje ſtirbt, umrankt von hundert Roſen,
Drauf fällt der Thau wie Thränen bleich und ſchwer,
Als ſchluchzten leis die Nebenbuhlerloſen:
Noch mancher Lenz, doch keine Lilje mehr!

Nichts Neues unter der Sonne.

„Nichts Neues unter der Sonne,
So ſprechen die Weiſen am Belt,
So fabeln die Dichter im Süden —
O Lüge alt wie die Welt!

Ich ſah im Herbſte ein bleiches,
Verwelkendes Liljenbeet;
Zwar wurde keines der Blätter
Vom Sturme aus Norden verweht —

Doch floß aus den zitternden Kelchen
In Strömen das warme Blut;
Beim blutigen Tode der Liljen,
Wie ward mir ſo ſeltſam zu Muth!

Unplötzlich flog aus dem Beete
Ein Adler ſchnell wie der Blitz;
Die höchſte Alpe im Süden,
Sie wurde ſein Königſitz.

Drauf zog er über die Meere,
Als ſei die See ein Forſt.
Am Nile dienten ihm willig
Die Pyramiden als Horſt.

Am Abend zog nach Norden
Mit ſtolzem Fluge der Aar:
Doch ach! im Brand einer Weltſtadt
Erſtarrte ſein Flügelpaar.

Daß Lilien wie Menſchen verbluten,
Wie kommt es natürlich mir vor,
Bewein' ich den blitzſchnellen Adler,
Der mitten in Flammen erfror!

„Nichts Neues unter der Sonne,"
So ſprechen die Weiſen am Belt,
So fabeln die Dichter im Süden —
O Lüge alt wie die Welt!

Tulpenfrage.

In grauer Zeit verhauchten Tulpenkelche
Den ſüßen Duft, der Roſen eigen iſt;
Doch eine böſe Fee — gleichgiltig welche —
Gewann die Roſenſchweſterſchaft durch Liſt.

Ihr Zauber ſtahl der Tulpe Nachts die Düfte,
Und als es kund ward, daß ſie duftlos ſei,
Zog ſelbſt der ſchöne Don Juan der Lüfte,
Der Falter ohne Kuß an ihr vorbei.

„Ein ſtolzes Weib, zwar ſchön und ſtuartreizend,
Doch ohne Geiſt und Herz, wer liebt es lang?“
So ſprach ich höhniſch, nie mit Bildern geizend,
Auf einem mitternächt'gen Wandergang.

„Viel lieber ſterben als dies Leichenleben,
Was iſt ein Blumendaſein ohne Duft?“
Da fühlt' ich plötzlich tief mein Herz erbeben,
Als ſtänd' ich an des eignen Glückes Gruft —

Als früge jede Tulpe mich, den Blaſſen:
Ich weiß mein Duft: der Sang der Blumen ſchied,
Doch wirſt du Menſch, das ſchöne Leben haſſen,
Wenn du geſungen haſt dein letztes Lied.

Liebesabſchied.

Der Herbſtwind zieht gleich Worten tiefer Reue
Um ein verſcherztes Glück durch Wald und Flur,
Vielleicht als Seufzer um gebrochne Treue —
Brach doch der Lenz der Erde ſeinen Schwur!

Der Nebel lagert dicht im öden Thale,
Wie eine Witwe ſich in Trauer hüllt;
Die Sonne mahnt mit ihrem feuchten Strahle
An Blicke, welche Gram mit Thränen füllt.

Nur wenig Vögel ſcheuen angſtbeklommen
Die Fahrt, die längſt die Mehrzahl unternahm,
Wie nur die guten Kinder tröſten kommen,
Wenn Schmerz und Leid ins Herz der Mutter kam.

Die Anger blumenleer — kein Laub am Baume —
Was will die Roſe dort im fahlen Moos?
Sie warf gewiß der Lenz vom Alpenſaume,
Und riß ſich dann mit leichterm Herzen los.

Iſt's doch, als müßten ſich zwei Menſchen meiden —
Der Jüngling wandert ohne Liebe fort,
Und flüſtert doch, eh' ſie für ewig ſcheiden
Aus Mitleid noch das letzte ſüße Wort.

Die arme Erde möchte fröhlich ſcheinen,
Doch iſt's umſonſt, daß ſie nach Faſſung ringt;
Denn ihre Augen, ihre Quellen weinen
Das trübe Lied, das ein Verlaßner ſingt.

Wahn.

Müde lagern die Kabylenhorden
In der Wüſte an des Atlasſaum.
Sprecht, iſt hier ein Meer zum Bettler worden
Durch den Glühwind, unbekannt im Norden,
Der ſtatt Silber ſtiehlt den Wogenſchaum?

Hart an einer halb verdorrten Palme
Schlägt das Wandervolk das weiße Zelt,
Und erzählt bei blauem Pfeifenqualme
Wie zu Memfis einſt die kluge Alme
Sagen aus der todten Märchenwelt.

Abend wird's, die Sonne ging zur Rüſte,
Und die Sterne funkeln wunderbar;
Biledulgerid, nach deiner Küſte
Gilt in raſcher Flucht das Schiff der Wüſte,
Zieht in ſchnellem Trab das Dromedar.

Eine Dirne ſchlank wie eine Ceder,
Sonnenäugig gießt die Waſſerfluth,
Auf die Palme aus dem Schlauch von Leder;
Brummend ſchilt ihr weiches Herz der Rheder,
Der bereits am Bord, im Sattel ruht.

Staunend ſtreckt der Baum des Nachts die Zweige,
Wie ein Behmling ſtumm die Hände ringt,
Und die Arme bang am Trennungsſteige,
Drauf ſein Glück für immer geht zur Neige,
Um den Nacken der Geliebten ſchlingt.

Palme, fruchtlos ein gefangner Frommer,
Pochſt du auf dein Mairecht glaubensſtark,
Spielſt umſonſt den frohen Haftentkommer —
Ach! am Morgen bohrt der ew'ge Sommer
Dir wie ſonſt den Sonnenſpeer ins Mark.

Und ſo gleichſt du einem Liebeskranken,
Den unrettbar nennt der Arzt Verſtand,
Und doch Thränen, die aus Mitleid ſanken,
In der Überzeugung machen ſchwanken,
Daß er keine Gegenliebe fand!

Einer Hoffnungsloſen.

Du biſt gewiß ſehr elend, biſt ſehr krank,
Doch ſpricht dein blaß Geſicht zu viel von Tagen,
Wo Schnee auf ſeine jungen Roſen ſank —
Du biſt ein Menſch, — und Menſchen müſſen tragen.

In Thränen ſchwimmt dein Blick in ſtiller Nacht,
Wie Sterne durch des Herbſtes Nebel ſcheinen
Halb überdrüſſig ihrer langen Wacht —
Du haſt ein Auge — Augen müſſen weinen.

Du ſchickſt die bittre Frage himmelwärts,
Warum dein Lenz ſo grauſam ward zertreten?
Dein ew'ger Vater ſandte dieſen Schmerz —
Du biſt ſein Kind — und Kinder müſſen beten!

Doch hoffnungslos, das biſt du, Ärmſte, nicht —
Wer blöd im Schmerz unmöglich nennt die Wonne,
Der müßte ſagen, fällt der Regen dicht:
An Wettertagen gibt es keine Sonne!

So lang das Herz in deinem Buſen ſchlägt,
Iſt ſchnöde Lüge dieſes Gottbefohlen
An alles Glück, das unſre Erde trägt —
Denn Hoffen iſt des Herzens Athemholen!

Im Lenze.

An Alexander Julius Schindler.

Der Lenz iſt da, und Silberquellen ſpringen,
Und ſtürzen ſchäumend in die Felſenkluft,
Dem fernen Meer den ſüßen Troſt zu bringen:
Der Lenz iſt da, und Wärme, Licht und Duft!

Der Lenz iſt da, und muntre Kinder jagen
Durch Feld und Wald luſttrunken, jugendkühn,
Und alte Menſchen küſſen ſich und ſagen:
Der Lenz iſt da, und Thal und Herz wird grün!

Auch du vermagſt nicht länger einzupferchen
In deine Bruſt zum Frühlingslied den Drang;
Du ſchwärmſt, du ſingſt, als hätten tauſend Lerchen
Dir erblich hinterlaſſen Ton und Klang.

Ich blicke ſinnend auf den heitern Bruder,
Den frohen Sänger mürriſch wie ein Greis,
Der plätſchern hört im Geiſte Charon's Ruder,
Und Sonnenſtrahlen hält für goldnes Eis.

Erwärmt ſich doch das Herz nicht mehr im Buſen,
Ein todter Hekla ward es kalt und hart —
Kaſſandralieder ſingen dumpf die Muſen —
Es ſieht die Zukunft in der Gegenwart.

Schon lauſcht der Sommer in der Wetterwolke
Wie ein Bandit, der ſicher morden will;
Bald wird die Kunde laut im Blumenvolke,
Gefallen ſei der Frühling, ſein Achill!

Verſtehſt du jetzt den alten Thetiskummer,
Der wie ein Traum durch meine Seele flieht;
Obgleich erwacht aus ſeinem langen Schlummer
Der Blumenkönig durch die Thale zieht?

„Vorüber ſind die kaiſerloſen Tage,“
So jubelſt du, und bieteſt Oden feil;
Ich aber rüſte mich zur Trauerklage:
Ach! Paris: Sommer tödtlich traf dein Pfeil!

Troſt.

Der Abend kam, die Sonne ging zur Rüſte! —
Wie trauervoll ihr Strahl das Meer beſcheint!
Hat ſich der Himmel in der Waſſerwüſte
Um ihren Tod das Auge roth geweint?

Am Strande rauſchen dumpf die Lorbeerbäume,
Und welke Blätter zittern durch die Luft
Wie ſchöne, aber unerfüllte Träume
Von Ruhm und Glück an eines Jünglings Gruft.

Und ſchwärzer wird die Nacht. Die Sterne haben
Als böſe Zahler ihr erborgtes Licht,
Dies Glanzgeſchenk im Regenſtrom vergraben,
Der aus des Himmels offnen Schleußen bricht.

Die Wolken drängen ſich vom Sturm getrieben,
Und beben durch die Nacht in blinder Flucht;
Denn Scheelſucht lernt erſt dann das Große lieben,
Wenn es an ſeinem — Grabe Hilfe ſucht.

Mit diesem Bilde tröstet euch, Verkannte:
Das längste Menschenleben ist nicht lang,
Und jede Sonne, die im Herzen brannte,
Beweint die Welt — nach Sonnenuntergang!

In den eliſäiſchen Feldern.

Am Leichenſtrande wandelt, den Kronenreif im Haar,
Gehüllt in Goldgewande der todten Fürſten Schaar,
Von welchen die Geſchichte auch nur die kleinſte That
Aus ihrem ew'gen Buche der Welt zu künden hat.

Darunter mancher Söldner, einſt namenlos im Heer,
Bis ſeinen Stammbaum giltig auf Lorbeern ſchrieb der Speer,
Bis Menſchenblut als Purpur auf ſeine Schultern ſank,
Sein Scheitel bittre Thränen als Krönungsſalbe trank.

Drum ſenkt ſo mancher König vor ihm das Augenlied
Und denkt: Handwerker warſt du, wenn gleich ein Kronenſchmied,
Sardanapal, geſtorben den kaiſerlichſten Tod,
Dem Bettler auf Karthago noch nie die Hände bot.

So wandeln ſie auch heute am Strom verſchiedne Bahn
Und lugen, gleich Spionen, nach Charon's ſchwarzem Kahn,
Der langſam zieht wie Nächte, im bittern Leid durchwacht,
Als ſei in dieſer Stunde ein Weltheil ſeine Fracht.

Drin ſitzt olivenfärbig ein kleiner fremder Gaſt —
Das Auge unbeweglich — vergaß ein Blitz die Haſt?
Er kreuzt auf ſeinem Rücken die Hände ernſt und ſtill,
Man ſieht's, daß er ſein Hütchen zum Gruß nicht ſchwenken will.

Am Ufer ſchreiten Griechen als Wachen hin und her,
Erblicken ihn und donnern: Spartaner, ins Gewehr!
Dort naht des Sieges Schoßkind; mit ihm verſank ein Thron,
Wie Gletſcher hoch und einſam — es iſt Napoleon!

Da jubeln tauſend Heere, ein Wald von Speeren neigt
Sich vor dem todten Kaiſer, der ſtumm ans Ufer ſteigt;
Die Adler Roma's flattern wie Falken zahm durchs Thal —
Naht doch ihr zweiter Herrſcher, der kleine Korporal.

Der Korſe muſtert lächelnd den brüderlichen Kreis,
Umſchlingt doch ſeinen Scheitel das grünſte Lorbeerreis,
Drauf fällt Rubinenſchimmer — doch nein, ſo glänzt kein Stein,
Es ſcheint die blut'ge Sonne von Auſterlitz zu ſein.

Und ſieh, die alten Fürſten vergeſſen Rang und Groll,
Sie denken, ihn betrachtend: Ein Fürſt ein jeder Zoll.
Und Marius, der Krieger, der Herr von Babylon,
Sie neigen ſcheu wie Kinder ſich vor Napoleon.

Ein Mann nur grüßt den Korſen zwar höflich, aber kalt,
Wie Einer, der den Ärger bemeiſtert mit Gewalt;
Er ſpricht: „Willkommen, Dichter der kühnſten Ilias,
Die je im Sonnenlichte ein Menſchenauge las.

„Homer verbrannte ſchämig ſein epiſches Gedicht,
Als du am Nil diktirteſt den erſten Schlachtbericht,
Als dir zum kühnſten Schluſſe am Pharaonengrab
Die höchſte Pyramide das Ausrufzeichen gab.

„Drauf ſperrte dir zum Ruhme ein Meer aus Eis den Weg,
Da ſchlugſt du kühn aus Gletſchern den ſchwindelndhohen Steg,
Und wieder ward das Märchen vom Afrikaner wahr,
Der, ewig Rom zu haſſen, geſchworen am Altar.

„Bald ward der Sieg dein Sklave, erfüllt dein ſtolzer Traum,
Die Erde zu beſchatten als hoher Lorbeerbaum —
Die Blätter goldne Kronen — ein Scepter jeder Aſt,
Die Wurzeln Königsthrone — ein Purpurkleid ſein Baſt.

„Da kam ein Sturm aus Norden und brach den Stamm entzwei:
Nun ſah die Welt erſt ſtaunend, wie groß der Rieſe ſei;
Hat doch der Sturz des Kaiſers, der Sieg in einer Schlacht
Unſterblich einen Reiter und ſeinen Freund gemacht.

„Doch warſt du nicht blos Feldherr, warſt auch als Herrſcher groß,
In deinem Geiſte ruhte, — ein Kind im Mutterſchoß,
Das einſt erwächſt zum Rieſen — des Handels freies Recht,
Nie ſei ein Volk auf Erden des Meeres Knebelknecht!

„Rein frei wie durch die Lüfte der Vogel ſchwebt und fliegt,
Soll werden jede Flagge, die ſich auf Wogen wiegt;
Drum ſperrteſt du die Häfen, drum ſieht am Lethe hier
Noch immer blaß dein Antlitz beim Namen Abukir.

„Du bauteſt wie Titanen, du ſchriebſt, Propheten gleich,
Den unfehlbaren Koran der Themis für dein Reich.
Du liebteſt tief im Herzen, trotz deinem Weiberhaß,
Die ſchönſte Maid auf Erden, die Griechin vom Parnaß.

„Drum will die Welt vergeben, was ſie durch dich erlitt;
Wohlthätig — ein Gewitter — war dein Gigantenſchritt.
Drum reicht auch jetzt, vergeſſend, wo deine Wiege ſtand,
Ein Bruder ſeinem Bruder die kaiſerliche Hand.

„Dann aber heißt es ſcheiden für alle Ewigkeit.
Wir haben nichts gemeinſam — du warſt der neuen Zeit
Ein Blitz durch Mitternächte — ich war ihr Sonnenlicht,
Drum acht' ich nur den Heros, den Menſchen acht' ich nicht.

„Die Menſchheit war mein Lieben; du haſt um ſie gebuhlt,
Durch Gold zur Meſſaline die reine Magd geſchult;
Mir war ſie werth und heilig, wie eine keuſche Braut, —
Ihr wurdet im Seraile, wir am Altar getraut.

„Du warſt ein Arzt, der ruhig in ihre Wunde ſchnitt,
Ich blieb als Arzt noch Vater, der mit der Kranken litt;
Du drückteſt ihre Roſen, nie ihren Dorn aus Herz,
Ihr Glück war auch das meine, doch mehr noch mein
ihr Schmerz.

„Du gabſt ihr Wundenmale, drum ſchmückten Kreuze dich,
Mir brach ſie Schwur und Treue, ich nahm ihr Kreuz auf mich;
Du ſchriebſt ein Blatt Geſchichte, wie es kein zweites gibt;
Mir gilt die kurze Zeile: Er hat ſein Volk geliebt.

„Doch hieß uns beide ſchuldig der Mitwelt Schiedsgericht;
Du haſt ſie nicht verſtanden, doch mich verſtand ſie nicht.
Ich bin zu früh gekommen, du aber kamſt zu ſpät,
Und ſo verdarb die Ernte, von meiner Hand geſät.

„Drauf kam die Weltgeſchichte, die Magd der Ewigkeit,
Und ſchrieb zu meinem Namen: der Leuchtthurm ſeiner Zeit:
Und rief, als du verlaſſen den blut'gen Lebenspfad:
Er war die ſcharfe Sichel zur Zeit der Völkermahd.

„Wir beide ſind geſchieden, wir hatten nichts gemein,
Ich wollte Landesvater, du wollteſt Kaiſer ſein!"
So ſpricht der Kronenträger und ſcheidet ohne Gruß,
Und unter ſeinen Schritten verſiegt — der Letheſluß.

„Wer iſt," ſo frägt der Fremde „der kluge, ſtolze Thor!"
Drauf ſpricht der Römerkaiſer, der keinen Tag verlor:
„Es iſt der zweite Joſeph." Da wird der Korſe bleich.
Warum? was ſpricht die Menſchheit? Was ſagt mein Öſterreich?

Inhalt.

	Seite
Die Eiche	1
Sonnenaufgang	2
Der Traum (nach einem Gemälde von Amerling)	4
Still	6
Noch immer	7
Unmöglich	8
Ahnungen	9
Die Rose von Jericho	10
An die Dichter meiner Zeit	11
Wohin	13
Höhe und Tiefe	14
Der Leichnam von Zalun	16
Blumenmythe	17
Abschied vom Vaterhause	18
Zu spät	19
Am Nil	20
Nachtreise	22
Quelle und Baum	24
Sonnenblume	25
Die Sternschnuppe	26
Weine nicht!	27
Die schlimmste Nacht	29
Die schlafende Buhlerin	30
Im Frühling	33
Sonnenuntergang	34
An Uhland	36
Die Nachtigall im Käfig	38
An eine Kokette	40
Medschnun's Abschied	41

Seite

Eine alte Geschichte 44
Lüge und Wahrheit 46
Der Nachtsturm 47
Herbstlied 49
Selam 51
Bedam 52
Der Wald 54
Lebewohl 55
Glaube, Hoffnung und Liebe 57
Weßwegen 59
Minnegericht 61
Miß Rebena Anna Laidlaw 70
An Guttenbergs Denkmal 72
Die Klage der Paria. (Sonnettenkranz) 73
Dichterpflicht 78
Am Meere 79
Duft und Lied 81
Die Nacht 82
Das Gewitter 84
Die bösen Augen 86
Rhaever 88
Palme und Birke 92
Die junge Morgenländerin (nach Amerlings Bild) . . 93
Abschied 95
Im Gebirge 96
Herbstlandschaft 98
Auf dem Friedhofe 100
Die Schwimmer 102
Die Schlacht 103
Wahre Prophezeiung 105
Frühlingstod 106
Seemannssage 108
Pauline Schwarzenberg 110
Das Ghasel 115
In frühern Tagen 116
Rheinlied 117
Auf der Alpe 121
Ein Traumgesicht 122
Thalia 124
Lidofahrt 125
Künstliche Blumen. (Sage) 127
Heimkehr 132

	Seite
	133
Dichterrache	135
Kamoens	137
Liebesghaseln	146
Alte Sitte	147
Die Zigeunerfamilie	149
Die Obstverkäuferin	151
Ersatz	153
Der Savoyardenknabe	155
Himmelsgegenden — Lebensstufen	156
Treue	158
Das Kaiserwort	161
Cythere	163
Aufgegebene Freiheit	164
Der Scheidebrief	166
Der Steuermann von **Belle poule**	169
Die graue Schwester	174
Der nervende Grieche	175
Schiller	177
Der Elfe. (Irische Sage)	189
Im Nebel	190
Entbehre	191
Lea	193
Persische Liebeserklärung	195
Persische Liebeswünsche	196
Letztes Mittel	198
Indische Liebestrauer	200
Pannonia. (Sonnettenkranz)	205
Warnung	207
Der Uhu	209
Am Lethe	211
Die Nachtwache	213
Das Stelldichein	215
Der walachische Weinhüther	217
Im Seraile	219
Dichterberuf	221
Die Koptin. (Szene aus Egypten)	223
Kama. (Indische Mythe)	225
Der Todeskuß	227
Opiumlied	234
In ein Stammbuch	235
Räubertod	237
Indische Liebeserklärung	

Seite

Stammbuch-Blätter 239
Zum Herrn 241
Natur 242
Fruchtloser Wunsch 244
Der wahnsinnige Dichter 245
Warum 248
Im Traume 249
Reisesehnsucht 251
Geheiligt werde dein Name! 252
Am Grabe Kruft's 254
Garmed 256
Auf der Redoute 257
Im Hafen von Calais 259
Siwa und Kama. (Indische Mythe) 261
An den Maler Franz Hayez 263
Am Sarge der letzten Blendine 264
Nichts Neues unter der Sonne 266
Alpenfrage 268
Liebesabschied 270
Wahn 272
Einer Hoffnungslosen 274
Im Lenze 276
Trost 278
In den elisäischen Feldern 280

Wien,

wie es war und iſt.

Federzeichnungen

von

Heinrich Ritter von Levitſchnigg.

Peſt und Wien.
Hartleben's Verlags-Expedition.
1860.

Vorwort.

Der Verfaſſer dieſer Federzeichnungen weiß und fühlt, daß er dem Titel „Wien, wie es war und iſt“ leider nicht vollkommen Genüge geleiſtet habe. Neu-Wien namentlich hätte eine reichere Ausbeute liefern können. Das geiſtige Treiben der Gegenwart würde ſehr ſchauenswerthe Silhouetten ermöglicht haben. Die Ungunſt der Zeitverhältniſſe veranlaßte jedoch den Autor, derlei Spiegelbilder für einen zweiten Theil dieſes Buches aufzubewahren, falls anders raſcher Abſatz die Garantie bieten ſollte, die Leſewelt habe dieſe Federzeichnungen nicht ganz ungünſtig aufgenommen.

Wien, am Tage des heiligen Marentius 1859.

1. Der Prater und ſeine letzten Mohikans.

Es war eine Zeit, wo ſich die Bewohner von Wien eine Reſidenz gar nicht zu denken vermochten, falls ſie anders keinen Prater aufzuweiſen hatte. Wie der Aelpler in der Niederung bei dem Klange des Kuhreigens vom Heimweh befallen wird, blickte der Wiener in der Fremde düſter und trübe, wenn er im fernen Lande der glänzenden Praterfahrt am erſten Mai gedachte.

Das Donauwäldchen zerfiel ſchon damals, und es zerfällt auch jetzt noch in zwei ſtreng geſchiedene Luſtgebiete. Darf man Stadtviertel mit Auen vergleichen, ſo möchte ich ſagen, die Hauptallee im Prater gleiche dem vornehmen Pariſer Faubourg Saint-Germain; der Wurſtelprater aber ſei ein Abbild der luſtigen, wenn auch etwas ungeſchlachten Vorſtadt Saint-Antoine mit ihren zahlloſen Schänken und Eſtaminets, mit ſo mancher dunklen, aber weithin bekannten Chaumière.

Die Hauptallee im Prater iſt auch jetzt noch für das lebensluſtige Wien, was der Korſo für das heilige Rom, der Boulevard für das leichtſinnige Paris, Zarskoe-Selo für das prächtige Petersburg, das Schloß Windſor für das phlegmatiſche London, der Prado für das verliebte Madrid, der Thiergarten für das philoſophiſche Berlin.

Leider währt die Glanzzeit dieser Allee kaum durch drei Monate.

Im März beginnen die Nachmittagfahrten. Das ist das Frühjahr des Praters. Wenige Wochen verstreichen, der Ostermontag kommt, und mit ihm gelangt man zur Generalprobe der großen Galla-Oper im Freien. Das ist der Tag der Blüthe. Am ersten Mai aber findet die erste Vorstellung statt. Der Prater gleicht einem Théâtre paré im Grünen. Die wappengeschmückten Wagen ersetzen die Logen ersten Ranges; Miethkutschen vertreten die erste Gallerie, Fiaker nehmen die Zuschauer im zweiten und dritten Stocke auf, die Komfortables aber sind die Zufluchtsstätte der Bewohner des sogenannten Olympes. Das ist die Zeit der Frucht. Gleich darauf beginnt der lange Herbst. Die Hauptallee mahnt an eine morgenländische Schönheit, reif, üppig, entfaltet schon in frühen Jahren, aber eben so rasch verblühend, eine Matrone vor der Zeit der Falten, eine Greisin, lang bevor ihr die dunklen Locken ergrauten!

Was liegt daran?

Ihr Mairecht blieb unverkümmert.

Schlimmer ist es mit dem sogenannten Wurstelprater bestellt, mit jenem Tummelplatze der unteren Volksschichten, mit seinen hundert Wirthshäusern, mit seinen Schaubühnen, Karoussels, Kegelbahnen, Wachsfiguren-Kabineten, Schaukeln und Panoramen.

Neuwien verträgt sich nicht mit dem Pajazzo.

Ein Stück Wiener Volksleben liegt seit vielen Jahren im Wurstelprater vergraben. Dieser Lustort verlor bereits an Zulauf, als das Wettrennen der herrschaftlichen

Schnellläufer mißliebig geworden. Dieſen Läufern erging es wie den Alttürken. Man behandelte ſie wie den „kranken Mann“ am goldenen Horn; man ſtellte ſie gegen ihren Willen unter eine ſtrenge Vormundſchaft, die aus Sorge für die Geſundheit ihrer Mündel den Gebrauch der Gebeine und Lungen beſchränkte.

Die Kultur ſchritt weiter.

Das Ringelreiten wurde durch die Dampfroſſe des berühmten Fulton verdrängt, der Hanswurſt ging unter die Journaliſten, und ſchrieb über Volksbildung in den Kreuzerblättern, die Kegelbahn wurde bei dem Anblicke der Kurszettel vergeſſen, die Wachsfiguren debutirten in den Poſſen, der Aktienſchwindel erſetzte die Schaukeln, und ſtatt Panoramen zu betrachten, lieſt man jetzt lieber die Rubrik „Gerichtshalle“ in der Tagespreſſe.

Und doch iſt der Prater nicht ausgeſtorben.

Er beſitzt ſeine letzten Mohikans.

Es ſind die Biermanen.

Fürchte nicht, lieber Leſer, daß ich dich nach dem fernen Aſien entführe, und wohl gar beabſichtige, dir von Sitten und Gebräuchen des kriegeriſchen Volkes der Birmanen am Irawaddyfluſſe zu erzählen. Sieh nur ſchärfer hin!

Die Orthographie iſt verſchieden.

Die Mohikans des Praters ſchreiben ſich: Biermanen.

Es ſind Freunde des Gerſtenſaftes, Unterthanen des alten galliſchen Königs Gambrinus; wir haben von der weitverzweigten Bruderſchaft in cerevisia zu ſprechen. Ein Fremder vermag es gar nicht zu begreifen, wie es

kam, daß in Wien, mitten zwischen fruchtbaren grünen Rebenhügeln gelegen, das Budget an Gerstensaft eine so fabelhafte Höhe erreichen konnte. Die Wiener Biertheuerung wird in künftigen Tagen von so manchem ungläubigen Thomas als eine lächerliche Mythe bezeichnet werden. Es ist leider bereits Thatsache, daß ein sparsames Wiener Stadtkind lieber nach einem Becher Wein, als nach dem Bierkrug zu greifen pflegt.

Weintrinken heißt bei uns Oekonomie betreiben; ja so manche arme Sippschaft könnte behaglich von dem Heidengelde leben, was so mancher reiche Zecher das Jahr über an Bier durch die Kehle jagt, in die Binde gießt. Das Silber steht in Wien seit langem hoch im Kurse, aber das meiste Agio wandert einfach nach den Brauereien.

Doch zurück zu dem Prater!

Was ist es mit seinen Mohikans?

So lange der Winter währt, wohnen und hausen unsere Biermanen in verschiedenen Ländern an der Donau, nächst der Ballgasse, an der Wien, in Fünfhaus, in der Nachbarschaft der Schmelz. Dort gibt es manchen glänzenden Tempel des Gambrinus, hoch, luftig, so viele halbgeöffnete Schwebefenster weisend, daß man in der Schweiz zwischen Schwyz und Zug zu weilen glaubt, wo nach der Angabe eines alten Postbüchleins Rheumatismus, Husten und Schnupfen heimisch zu sein pflegen. Sonst herrscht daselbst, wie gesagt, den Winter über gemüthlicher Frohsinn.

Anders im Frühling!

Wenn die Mailuft weht, dann beginnt eine Völker-

wanderung in Taſchenformat. Dann ziehen Karawanen durſtiger Pilgrime nach dem Donaugeſtade. Ihr Mekka ſind die Bierſchenken im Prater. Schon im April, kaum daß die wilden Kaſtanienbäume auszuſchlagen beginnen, zeigen ſich einzelne ſpürnaſige Wandersleute am äußerſten Saume der Jägerzeile.

Es gibt Kundſchafter, wie ſie einſt Joſua nach dem gelobten Lande Kanaan entſendete; doch ſteht ihr Gelüſte nach einer friſchen Tonne Märzenbier, nicht etwa nach einer ſchnöden, wenngleich rieſigen Weintraube.

Andere Zeiten, andere Sitten!

Die Zahl dieſer Kundſchafter mehrt ſich mit jedem ſonnigen Tage. Bald rückt ein ſtattliches Heer nach dem „Biernamwalde“. Das iſt die Zeit der Ernte oder Leſe für die Schenken im Prater.

Das Heer zerſplittert ſich in „Fähnleins“.

In den beſſeren Schenken bildet man förmliche Hauptquartiere von Stammgäſten, und wie es Patriarchen unter den Bäumen des Praters gibt, ſo findet ſich auch hier ſo mancher Neſtor aus dem Reiche des Gambrinus. Sein Wort iſt heilig, Niemand darf Einſprache gegen ſeinen Schiedsſpruch erheben.

Er iſt der große, furchterliche Mann,
Der Gerſtenſaft hoch rühmen, wie verdammen kann!

Hat er doch die Statiſtik des Wiener Bieres im kleinen Finger ſitzen, gilt er doch als Leibhiſtoriker alles deſſen, was ſich ſeit einer langen Reihe von Jahren im Donauwäldchen ergeben. Hat er doch jene holde Helena gekannt, welche weiland den Herrn von Vogltuber derart

bezauberte, daß er den Sattel mit dem Kutschbocke, die Feder mit der Peitsche vertauschte.

Hoch der Nester der Biermanen!

Gläubig lauscht die jüngere Generation seinen schlichten Worten, wie es sich für Laien schickt, wenn der Altmeister zu sprechen beginnt; nur die „Eingeweihten" nicken beistimmend mit dem Haupte, falls er die Geschichte irgend einer alten Schaubude, irgend eines verwitterten Wirthshausschildes erzählt.

Es herrscht da eine eigenthümliche Terminologie.

Man möchte sie das Rothwälsch oder schöner gesagt, das Sanskrit des Praters nennen. So heißt ein Wirthshaus, das jetzt ein ganz anderes Schild führt, unter den Eingeweihten statt „zur Elster" nie anders als „Nachtigallenbauer", denn dort wohnte einst ein paar Sommer über M. G. Saphir, der Humorist, welcher die Lieder an die wilde Rose gesungen.

Eine andere bekannte Schenke führt seltsamer Weise den Titel „König Ottokars Glück und Ende". Dort verzechte ja der obgenannte Herr von Vogelhuber eine glänzende Habe, um später mit grünem Hute und gelbseidenem Halstuche im drappfarbigen Mantel als Fiaker vom Bock herab die raschen „Jucker" zu peitschen.

Noch abenteuerlicher klingt die Bezeichnung einer etwas abgelegenen Schenke. Man nennt sie „il Pirata". Du darfst aber dabei, geneigter Leser, ja nicht etwa an die gleichnamige Oper von Bellini denken; sondern es handelt sich hier um den wackern Schwimmer und Taucher Mangeni, der häufig in dieser Schenkstube einzusprechen pflegte. Zur Aufklärung diene, daß ein böswil-

liges, natürlich erlogenes Gerücht behauptete, jener Mann sei in seiner frühen Jugend Seeräuber gewesen. Friede seiner Asche!

An der Seite des Nestors der Tafelrunde sitzt gewöhnlich der Lustigmacher der Gesellschaft. Er hat die Pausen im Gespräche durch Ränke und Schwänke auszufüllen. Auch liegt meist ein treffliches Körnlein Witz und Humor in seinen lustigen Tischreden. Darüber ließe sich jedoch ein eigenes Kapitel niederschreiben; hier wollte ich dir, lieber Leser, blos berichten, was man sich im Prater erzählt, und was da zu bedeuten haben seine

„letzten Mohikans."

2. Die Muſiknoth.

Motto:
Das iſt die Noth der ſchweren Zeit.
Das iſt die ſchwere Zeit der Noth
Das iſt die ſchwere Noth der Zeit.
Das iſt die Zeit der Schwerenoth!
Chamiſſo.

Das Land Egypten wurde bekanntlich in der Vorzeit zur Strafe der Hoffart und Halsſtarrigkeit ſeines Königs oder Pharao von zehn ſchweren Plagen heimgeſucht. Das Waſſer des Nilfluſſes verwandelte ſich in Blut, dann erſchienen Froſche, Läuſe und anderweitige läſtige Inſekten in zahlloſer Menge: die Peſtilenz wie die ſchwarzen Blattern rafften Tauſende von Opfern dahin, und ein unerhörtes Hagelwetter vernichtete die Hoffnung auf eine geſegnete Ernte.

Pharao gab nunmehr zwar ſcheinbar nach, ſpielte ſich aber bald wieder auf den Eiſenfreſſer. Da kamen Heuſchrecken, um den letzten Reſt Saat auszurotten, Finſterniß herrſchte drei Tage über im Lande, und endlich ſtarb in einer Nacht jegliche Erſtgeburt ſowohl von den Thieren als von den Menſchen, vom König bis zum Sklaven herab.

So ward der Stolz des Pharao gebrochen!

Jene Landplagen ſind es nun freilich nicht, welche

das Weichbild von Wien heimſuchen, aber eine Stadtplage gibt es, welche die Bewohner der Reſidenz ſchon ſeit vielen Jahren zu einem heimlichen Klagelied bewogen.

Es iſt: die Muſiknoth!

Dieſe entſetzliche Noth muß Stück für Stück durchgegangen, geſchildert werden, auf daß die Welt doch einmal erfahre, wie Unrecht einſt Grillparzer gethan, als er die Kaiſerſtadt an der Donau

das Kapua der Geiſter

benannte.

Ach, dieſe Noth iſt ein Leiden, welches ſelbſt das Sansſouci eines Nabob zum Marterpfuhl umgeſtaltet, da es nicht blos in den Vorſtädten wüthet, ſondern auch in der inneren Stadt herrſcht, und nicht blos den Taglöhner, ſondern auch den Gentleman allmälig als Opfer dahinrafft.

Man höre!

Die Tortur wurde zwar abgeſchafft, und doch gibt es noch Folterwerkzeuge in Hülle und Fülle, welche in Wien am helllichten Tage ſchonungslos zu unleidlichem Henkerdienſte verwendet werden. Derlei Marterwerkzeuge heißen im gewöhnlichen Leben einfach: muſikaliſche Inſtrumente.

Den Reigen derſelben eröffnet — das Klavier.

Der Flügel vertritt im Reiche der Töne alle jene Inſtrumente der Qual, welche im Mittelalter zur Zeit der Tortur als Fingerpreſſe, eiſerne Handſchuhe, Pechknauel und ſpaniſche Kappe zu einer ſo traurigen Berühmtheit gelangten. Auf der Folterbank liegen oder neben

einem Klavierſpieler wohnen, ſind bereits gleichbedeutende Dinge geworden.

Ein Freund von mir geht noch weiter.

Er iſt auch dazu berechtigt, da er als kundiger Arzt gilt.

Sein Ausſpruch lautet:

„Das Klavier iſt kein muſikaliſches Inſtrument mehr, es iſt ein Unglück, eine Krankheit, eine Seuche, die in Wien namentlich zur Sommerszeit, der offenen Fenſter halber, epidemiſch auftritt, und die geſammte Nachbarſchaft an gelinder Verzweiflung langſam verkümmern macht.“ —

Der Mann hat Recht.

Das Klavier hat es zwar noch nicht bis zur Cholera, aber doch längſt zur Cholerine gebracht, denn es gibt hierlandes eine Klavierine, die meiſt durch die Hände junger Mädchen abgeht, und die Umgebung allmälig dahinbringt, entweder eine Stube im Taubſtummen-Inſtitute zu miethen, oder wohl gar nach Bedlam, nach dem Irrenhauſe zu wandern.

Das iſt keine Uebertreibung!

Schreiber dieſer Zeilen zählt nachſtehende muſikaliſche Nachbarsleute. Im Hauſe ſelbſt, auf die Gaſſe heraus wohnen zwei verſtimmte Fortepianes und ein alter, gichtbrüchiger Flügel. Im Hinterhofe domizilirt ein ABC-Schütze auf der Flöte, eine heiſere Violine, eine waſſerſüchtige Zither und eine lungenkranke Sängerin, welche bereits drei Ratten und ſieben Mäuſe zum raſchen Selbſtmorde bewogen.

Das iſt aber lange noch nicht Alles!

In dem Hauſe gegenüber lauert abermals ein greiſer, taſtenlahmer Flügel, eine ſiebzigjährige Physharmonika und ein Säugling von einer Harfe. Man denke ſich nun meine Folterexiſtenz als Anſiedler in dieſem Tonchaos.

Die drei Männer im feurigen Ofen ſchliefen dagegen auf Roſen gebettet.

Und erſt das muſikaliſche Repertoire!

Sämmtliche ausübende Künſtler ſpielen faſt durchwegs dieſelben weißköpfigen oder doch wenigſtens in Ehren ergrauten Stücke. Die Arie „Brüderlein fein“ aus Raimund's bekanntem Zauberſtücke „der Bauer als Millionär“, der unermüdliche „Karneval von Venedig“, ein paar Walzer, welche ſchon vor dreißig Jahren volljährig geworden, bilden das Alpha und Omega der muſikaliſchen Hochgenüſſe, die mir vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend beſchieden werden. In neueſter Zeit hat ſich noch obendrein jener obenerwähnte Säugling von einer Harfe in den Deſſauermarſch verliebt, und die bruſtkranke Dame kann ſich Abends nicht früher zu Bette begeben, als bis ſie durch das Lied „holder Mond, nur du ſollſt wiſſen“ den grämlichen Hofhund dahinbringt, daß er die Hinterfüße in die Ohren ſtülpt, und auf den Vorderpfoten in die nächſte Kneipe humpelt, um ſeine Todesangſt in Fuſel zu ertränken.

Man nennt Wien: die muſikaliſche Stadt.

Das iſt eitel Trug und Lüge!

Es herrſcht daſelbſt nur wenig Sinn für das wahrhaft Schöne und Ewige in der Tonkunſt. Man zählt

eine Masse abgeschmackter Musikanten, aber nur eine geringe Menge wirklicher Tonkünstler.

Dies erhellt schon aus der Art und Weise, wie der Unterricht in der Musik betrieben wird. Unter hundert Mädchen lernt kaum eines wirklich Klavierspielen; den andern Kindern werden nur drei bis vier „Stückleins" eingetrichtert, welche sie trotz tausendfältiger Uebung täglich schlechter herableiern, so daß man nicht weiß, ob das Fortepiano plötzlich den Krampfhusten bekommen habe, oder ob seine Töne im vergangenen Winter eingefroren seien, und jetzt wie die Klänge von Münchhausen's Waldhorn in Folge der Sommertemperatur zum Schrecken der Umgebung allmälig von selbst losgehen.

Und deshalb Schlafräuber und Ohrenmörder!

Zum Unglück ist das Klavier noch oberdrein ein lediges Instrument. Kaum daß sich die eingefleischteste Klavierspielerin verheiratet, so wird auch schon der Deckel des Flügels für Zeit ihres Lebens geschlossen. Da aber nicht jedes holde Kind mit sechzehn Jahren unter die Haube kommt, so währt es meist ein Decennium, ehe die grausame Tastenpaukerin endlich Frieden schließt, und die Nachbarschaft nicht länger bei klanggewordenem Feuer langsam zu Tode röstet. Wäre es nicht angezeigt, daß sich die junge Männerwelt vereinigen und einstimmig erklären sollte: Mein Fräulein, wenn Sie die Komödie „am Klavier" nicht augenblicklich aufgeben, so werden auch wir ein Lustspiel aufführen, welches da den Titel trägt: „Ich bleibe ledig!"

Glücklich die Taubstummen!

Wohl denen, die ohne Trommelfell auf die Welt kommen!

Steht aber das Gehör tiefer als der Sinn des Geſichtes oder des Geruches? Hat es nicht dasſelbe Recht eine Injurienklage einzuleiten, und auf die Beſtrafung des Maleſikanten zu dringen? Die Wiener mediziniſche Wochenſchrift drang einmal auf den Bau gewiſſer ſtiller Hütten und Hürden. Thäte es nicht dringender Noth, „öffentliche Klangpiſſoirs“ zu errichten, wohin Eltern, welche durchaus muſikaliſche Kinder beſitzen wollen, ihre Kleinen zu ſenden hätten, auf daß wenigſtens die Nachbarſchaft nicht länger durch die Befriedigung dieſer Tonbedürfniſſe gequält werde?!

Es gäbe noch einen anderweitigen Ausweg.

Die Hausinhaber müßten verhalten werden, falls in ihren Gebäuden muſikaliſche Stümper wüthen, am Thor eine Warnungstafel des Inhaltes aufzuhängen: „Hier graſſiren die Klavierblattern“ oder „hier wird man in das Irrenhaus gegeigt!“

Am zweckmäßigſten dürfte jedoch der Befehl ſein, jeder, der muſikaliſche Studien betreibt, habe auch im Sommer die innern wie die äußern Fenſter während der Dauer ſeiner Uebungen verſchloſſen zu halten. Wer ſich in glühender Julihitze „klavierblaß“ paukt, bei dem werden drei oder vier Grade Wärme mehr blutwenig verſchlagen. Die Nachbarſchaft aber würde am Tage der Publikation dieſes Befehles zum erſten Male friedlich entſchlafen, und am nächſten Morgen, aus Dank für die Rettung aus ſo entſetzlicher Gefahr, zweifelsohne eine Kollekte veranſtalten, auf daß auch jener alte Leiermann

vor dem Karolinenthore penſionirt, oder doch wenigſtens mit einem neuen Inſtrument verſehen werde; denn ſein gegenwärtiger Leierkaſten iſt ja doch nichts weiter als ein muſikaliſches Seitenſtück zu jenem mittelalterlichen Torturverfahren, bei welchem dem Gefolterten ſiedendes Oel oder Pech in die Ohren gegoſſen wurde.

Auch er iſt ein Mehrer der Wiener Muſiknoth!

3. Zigarre und Handschuh.

Zigarre und Handschuh erlebten in Wien ein ganz eigenthümliches Schicksal. Der Glimmstengel machte sein Glück, der Handschuh aber mahnt an ein verblüfftes Schooßkind, das ganz unerwartet in Ungnade gefallen. Die inländische Zigarre namentlich gleicht einem Parvenu, einem armen Handelsmanne, der mit Nichts angefangen, und doch die Kundschaften der ältesten Firmen an sich gerissen.

Was die ausländischen Glimmstengel, besonders die braunen Kinder der neuen Welt, anbelangt, so braucht hinsichtlich ihres Sieges nicht die mindeste Verwunderung aufzukommen, denn Wien bezieht ja seine Moden am liebsten aus der Fremde und die Amerikaner beginnen überhaupt das große Wort auf den Stappelplätzen von Europa zu führen.

Einst aber, ehe die duftigen Dons aus der Havanna an dem Gestade der Donau heimisch wurden, spielte die Tabakspfeife in Wien eine gewichtige Rolle. Meerschaumpfeifen schön anzurauchen war ein Verdienst, eine Kunst, welche zu den Lieblingsstudien der damaligen Jugend gehörte, gleichviel ob die jungen Leute zu den Dandys von Gold oder von Messing gerechnet wurden.

Graf P., zum Theil in Wien anſäſſig, ward durch die Pracht ſeiner Pfeifenſammlung in ganz Europa bekannt, und verdunkelte ſelbſt den Ruf jenes Kaffeeſieders in Preßburg, deſſen Vorliebe für Meerſchaum faſt zum Fetiſchdienſt ausartete.

Auch ältere Männer ſchwärmten für die Tabakspfeife. Es war ihre letzte Liebe. Es gab ferner eine ganz eigenthümliche Sippſchaft, eine förmliche Species von leidenſchaftlichen Tabakrauchern. Der Wiener Witz nannte ſie:

Quaden.

Man meinte aber dabei keineswegs jenes gleichnamige kriegeriſche Volk, das in der grauen Vorzeit ſo umfangreiche Ländereien im jetzigen öſterreichiſchen Kaiſerſtaate beſeſſen. Es handelte ſich einzig um einen Spitznamen. Wollte ein Fremder raſch erkunden, was ein Quade ſei, ſo brauchte er ſich nur an einem heiteren Sommernachmittag vor dem Müller'ſchen Gebäude aufzuſtellen.

Damals ſtand die Stadtmauer noch.

Man muß ſich ferner hiebei erinnern, daß zu jener Zeit das Tabakrauchen in der innern Stadt ſtreng, bei Strafe verboten war. Kam nun ein Mann, der haſtig bei dem Schanzelthor hinauseilte, und noch unter dem Durchgang eilig Feuer ſchlug, um ſeine Meerſchaumpfeife, einen ſtattlichen Ulmerkopf, anzubrennen, dann wußte der Fremde, was jener Spitzname bedeute; denn ein echter Quade ging nie durch die Laurenzergaſſe, nie durch das große Rothenthurmthor, nein, es trieb ihn mit zauberhafter Gewalt nach dem Müller'ſchen Gebäude,

blos um ſeine geliebte Tabakspfeife achtzig bis hundert Schritte früher in Dienſtleiſtung zu verſetzen.

Das iſt lang vorüber!

Die Quaden ſind ausgeſtorben.

Der Glimmſtengel hat die Tabakspfeife aus dem Feld geſchlagen, obgleich ſich ein jetziges Zigarrenrohr zu einem ehemaligen ſtattlichen Rákóczykopf nicht viel beſſer verhält, als ein jetziger Chevalier zu den Rieſengeſtalten der alten Ritterzeit.

In neueſter Zeit ſcheint jedoch in Kaffeehäuſern und Schenken die ſogenannte »geſtopfte Pfeife« wieder zu Anſehen, zu Ehren kommen zu wollen.

Die Zigarre kam, ſah und ſiegte.

Ein moderner Cäſar!

Dampf iſt ja die Loſung des neunzehnten Jahrhunderts.

Es lebe der Glimmſtengel!

Ein ſchlimmeres Geſchick ereilte den Handſchuh. Der franzöſiſche Wahlſpruch »bien ganté, bien chaussé« war auch einſt die Parole eines Wiener Gentleman. Es gab keinen jungen Mann, falls er nur halben Anſpruch auf Eleganz machen wollte, der nicht blos im Salon, ſondern auch im Freien anders als in netten Glacéhandſchuhen erſchien. Der Glacéhandſchuh war damals der Stempel der Mode, der Freipaß durch das high life, das Freimaurerzeichen des Stutzerthums.

Es hieß: le gant c'est l'homme!

Der Handſchuh war der Mann.

Die Wiener Handſchuhe waren aber damals auch berühmt in aller Welt. Der Name Jaquemar tönte

auch von den Lippen der Pariſer Stutzer; man ſagte damals von ihm wie jetzt von dem berühmten Faguer-Laboulée in der franzöſiſchen Hauptſtadt, ſeine weißen Handſchuhe ſeien eigentlich nur eine neue Epidermis über der natürlichen Haut.

Auch das ging vorüber.

Die Wiener Handſchuhmacher erfreuen ſich zwar noch ihres alten ſchönen Rufes, aber der Glacéhandſchuh iſt kein Bedürfniß mehr in Wien, ſobald nämlich die wärmere Jahreszeit begonnen. Im April endet ſeine Herrſchaft. Er verſchwindet, ſo wie ſich die letzte Salonthür geſchloſſen.

Armer Handſchuh!

Die eigentliche Jeunesse dorée bleibt ihm zwar getreu, auf den meiſten Promenaden gilt der Glacéhandſchuh zwar noch immer als Thermometer der Eleganz, ſonſt aber herrſcht wenig Nachfrage nach dieſer anmuthigen Lederhülle; auf hundert Paar Männerhände, deren Eigner zu der feineren Schichte der Bevölkerung zählen, kommen höchſtens noch ſieben Paar Handſchuhe. Die Hand hat ſich emancipirt, ſie zeigt ſich am liebſten in nackter Geſtalt. Geht das ſo fort, ſo wird man den Frühling, Sommer und Herbſt in Wien bald nicht anders mehr heißen, als:

Die handſchuhloſe Saiſon.

Genug der Jeremiade!

Schließlich will ich dem freundlichen Leſer noch eine kleine Stadtgeſchichte erzählen, bei welcher ein Zigarren-

ſtumpf und ein Glacéhandſchuh eine wichtige, ja entſcheidende Rolle ſpielten.

Die Zigarre war der geheime Ankläger.

Der Handſchuh trat als Sachwalter auf.

Doch zur Sache!

Ein reicher Mann, der einige Anlage zu einem kleinen Nabob beſitzt, vermälte ſich vor einigen Jahren während ſeines Aufenthaltes in Paris mit einer weit jüngeren reizenden Franzöſin. Bald erfolgte die Heimreiſe. Keine Wolke zeigte ſich am Himmel des ehelichen Glückes, obgleich es dem Gatten nicht recht munden wollte, daß er in dem Boudoir ſeines eleganten Weibes nicht rauchen durfte.

Eines Tages trat er nun zufällig zu einer ungewöhnlichen Stunde in dieſen Tempel des Toilettezaubers. Madame empfing den Herrn der Schöpfung ſehr freundlich, und luſtiges Geplauder machte die Minuten wie im Fluge verrauſchen. Plötzlich erbebte der Nabob, als ſei er auf eine Schlange getreten. Er mußte ſich abwenden, um die Leichenbläſſe ſeines Geſichtes zu verbergen. Es war aber keine Natter, die ihn bedrohte, ſondern ſein Fuß ſtieß an einen Zigarrenſtumpf, der von dem Simſe des Kamines, darauf er zweifelsohne gelegt worden, zufällig herabgefallen ſein mochte.

Wer konnte im Boudoir einer eleganten Dame ſich ſo weit vergeſſen, eine Zigarre zu rauchen, und ſei ſie hundertmal eine echte Dos Amigos aus der berühmteſten Tabakpflanzung in der neuen Welt!

Entſetzlicher Verdacht!

Das Auge des Nabob ſprühte unheimliches Feuer,

ſein Blick ſchien einem Luchſe entwendet zu ſein, der eben friſche Beute wittert. Und doch hieß es an ſich halten, um das Geheimniß liſtig zu erſpähen.

Auch konnte ja noch immer ein Irrthum obwalten. Zofen pflegen in Abweſenheit ihrer Herrin das Boudoir aufzuräumen; zuweilen halten ſie dort ein kurzes Zwiegeſpräch mit einem hübſchen Domeſtiken, der eben eine Meldung ausgerichtet. Domeſtiken kaufen ſich zwar keine Dos Amigos, aber ſie lieben es, dieſelben zu rauchen, nachdem ſich der köſtliche Glimmſtengel aus dem Zigarrenetui ihres Gebieters zufällig an ihre eigenen Lippen verirrte.

Vorſicht war alſo rathſam.

Plötzlich erblaßte der Gatte auf's Neue. Hart an dem Divan lag ein Glacéhandſchuh, offenbar für eine Männerhand beſtimmt. Der Nabob ergriff ihn mit zürnender Geberde, doch ſiehe da, gleich darauf ſpielte ein freundliches Lächeln um ſeine Lippen. Der Handſchuh wies inwendig den Stempel der Pariſer Firma: Jagner-Laboulée.

„Du haſt heute Beſuch gehabt, mon ange?“

„Ja, mein Bruder Charles war bei mir. Ich wurde bitter böſe. Du kennſt den Wildfang. Ein echter Africain! Er ließ es ſich nicht nehmen, in meinem Boudoir zu rauchen.“

„Tant de bruit pour une omelette!“

Alſo flüſterte der beruhigte Gatte. Bruder Charles war auf der Tour nach Konſtantinopel begriffen, repräſentirte nebſtbei den Inbegriff eines Pariſer Löwen. Seine Toilette galt ewig als tadellos.

Es war ein Beau jeder Zoll.

Genug hierüber!

Und die Moral der Geschichte?

„Bien ganté, bien chaussé,“ sei und bleibe der Wahlspruch eines Gentleman.

Es lebe der Handschuh!

4. Der Tanz eine Wissenschaft.

Auch die neueste Tanzkunst gehört zu den Stadtplagen von Wien. Die Parketten unserer Salons werden zwar von keinen Insekten heimgesucht, aber sie nisten sich, diese Blattläuse nämlich, in den sogenannten Tanzboden ein und zwar unter wunderlich klingenden Titeln neuer Pas und Tänze.

Der Tanz in Wien verdient schon lang den Beinamen einer Wissenschaft.

Man muß auf unsern Tanzsälen ein Leibnitz sein.

Es bedarf eines Gedächtnisses, wie es Kardinal Mezzofanti besessen; reicht doch kaum mehr ein halbes Leben voll Studium aus, um die Namen der vielen alten wie neuen Tänze auswendig zu behalten.

Armes Gedächtniß!

Man wird sich gar bald wie die liebe Schuljugend mit choreographischen Lehrbüchern unter dem Arm zu den Soiréen von Strauß Sohn begeben, oder wohl gar einen Dictionnaire de poche in usum Terpsychorens mitnehmen müssen, um sich bei den tausenderlei Touren schlimmsten Falles die nöthige Auskunft zu verschaffen.

Gelehrsamkeit und Amusement sind feindliche Geschwister.

Die Freude flieht die Wiſſenſchaft.

Auch unſere Tänze ſind bereits mehr Roboth als Vergnügen.

Prinz Karneval war in früheren Tagen ein echtes Wiener Stadtkind. Sein luſtiges Regime ging ſtets unter Jubelklängen zu Ende, und ob man ihm auch zuweilen etwas Schlimmes nachzureden wagte, ſo waren es doch mitunter herrliche Nächte, die wir Altwiener in unſerer Jugendzeit unter ſeiner Schellenkappe verlebten. Deshalb grollten wir auch nie dem lebensfrohen Führer auf dem Pfade unſchuldiger Narrheit, wenn uns ſelbſt am jeweiligen Aſchermittwoch nichts übrig blieb, als — garſtiger Katarrh oder Schnupfen.

Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind vorüber!

Prinz Karneval zu Wien ſchämt ſich nunmehr ſeines Taufſcheines, ſeiner Geburtsſtätte. Er iſt ein Weltbürger, a citizen of the world geworden. Kosmopolitismus ward ſeine Deviſe, ſein Banner beſteht aus einer Abſchrift, aus einem Pedeſkripte der fremdartigſten Tänze.

Wie in dem Heerlager des Friedländers bei Pilſen hört man in ſeinen Salons alle Dialekte und Sprachen von der Spree bis zur Donau, von der Seine, Weichſel und Newa bis zur Moldau und Save, von der Themſe bis zum Tajo, Po und Ganges. Seine Tanzkarte, die leider eine Wahrheit wurde, umfaßt jeglichen Reigen der ziviliſirten Welt, und es fehlt nur noch, daß man in die Aeſthetik der Wiener Tanzkunſt auch die Pas des Zwergvolkes Doko im Innern von Afrika aufnimmt, kurz den Tanz jener ſchwarzen Sippſchaft aus Liliput, die ſich bei

ihren abgöttiſchen Feſten zur größeren Andacht und Unterhaltung auf den — Kopf zu ſtellen pflegt.

Bei ſo viel Gelahrtheit ſind Zopf und Langweile ſelbſtverſtändliche, ja unvermeidliche Dinge. Man ennuyirt ſich bei ſo manchem neueſten Tanze gerade ſo unerträglich wie bei der Lektüre eines philoſophiſchen Wörterbuches.

Wie lächerlich nimmt ſich zudem das gewöhnliche Ballkoſtüme aus, wenn irgend ein wild dahinbrauſender Nationaltanz in Szene geſetzt werden ſoll. Es iſt gerade ſo, als ob der Schulmeiſter Bacherl aus Pfaffenhofen behauptete, er habe eigentlich den Csárdás erfunden, und ſei von den Ungarn darum beſtohlen worden. Ein vielgereiſter Touriſt ſagte uns jüngſt, derlei abgeſchmackte choreografiſche Verſuche ſeien geradezu Hochverrath, ja Todſünde, gegen die Länder- und Völkerkunde begangen.

Wir ſelber wollen nicht ſo ſtreng richten und begnügen uns mit der Angabe, daß ein Fandango, bei dem man ſtatt der Kaſtagnetten einen ſchwarzen Frack ausklopfen hörte, ſich nicht widerſinniger ausnehmen würde, als der Kontraſt zwiſchen Tanz und Koſtüme, wie er in ſo manchen Wiener Salons gang und gäbe zu ſein pflegt.

Die ſchlimmſten Nachwehen blieben nicht aus.

Prinz Karneval kommt mehr und mehr um ſeinen Nimbus, um ſeine ſchöne Reputation. Man gedenke nur der Redoute in der letzten Faſtnacht.

Armer Fürſt Faſching!

Wie einförmig hatte ſich doch deine letzte „Ballnacht“ geſtaltet! Langeweile, ſo hieß der neue weibliche Ankarſtröm, welcher den ritterlichen, aber zu gelehrt ge-

wordenen Regenten Karneval um die Mitternachtsſtunde meuchlings in die Ewigkeit ſendete.

Maskenball?!

Mummenſchanz?!

„Worte, leere Worte!“

Alſo ſprach ſchon Hamlet, Prinz von Dänemark.

Wo ſind die Maskenquadrillen nach Walter Scott's Romanen, einſt ſo beliebt in der Crême der eleganten Welt in der Kaiſerſtadt am Iſter? Wohin gerieth der Zug der Frau Venus aus dem Horſelberg, mit dem ritterlichen Schleppträger Tannhäuſer, mit der Unzahl Sylphen, Undinen und Salamander, mit Eckhard, dem getreuen Warner an der Spitze?

Weiß Niemand um das Mädchen aus der Fremde, um den zärtlichen Ritter Toggenburg, um den Erlkönig mit ſeinen Töchtern, um ſo viele andere poetiſche Masken? Dieſe träumeriſchen Geſtalten ſind verſchollen, die Larven allein ſind geblieben. Selbſt Harlekin kam um ſeine Pritſche, ſelbſt die tölpiſche, aber hochkomiſche Race der weißen Pierrots droht auszuſterben. Der engliſche Dichter Campbell ſchrieb ein Gedicht, „der letzte Menſch“ — the last man — betitelt; vielleicht erſcheint bald ein Seitenſtück, und zwar unter dem charakteriſtiſchen Titel „der letzte Domino“.

Auch eine weitere Kunſt ging verloren. Man höre! Knigge verfaßte ein Buch über den „Umgang mit Menſchen“; in Wien iſt eine noch weit ältere Anleitung zu dem „Umgang mit Fächern“ abhanden gekommen. Erinnerſt du dich, geneigter Leſer, zufällig an dieſes oder jenes

Fräulein aus deiner Bekanntschaft? Die hübschen Fingerchen dieser Schönheit schreiben vielleicht eine leserliche Hand, zeichnen nett in ein Album, hüpfen sehr geläufig über die Tasten, aber wissen Sie, meine Herren und Damen, würde hier Max Schl. fragen, was diese „soignirten“ Finger nicht können?

Und das wäre?

Keinen Fächer können sie regieren:

Und was ist ein Ball ohne Fächer?

Es sieht gerade so aus, als besitze das besagte Fräulein zwei linke Arme, zwei linke Hände. Erhebt es den Fächer, dann möchte man glauben, eine spanische Wand in Miniatur sei plötzlich — lebendig geworden. Vorwärts, Feuilletonisten vom deutschen Kiel! Wer schreibt über den „Umgang mit Fächern“?

Doch zurück zum Wiener Tanze!

Zum Tanze, der eine Wissenschaft geworden!

Eine Schilderhebung der Jugend thut Noth.

Sie wird auch nicht lang ausbleiben.

Ein deutsames Wahrzeichen im verflossenen Karneval war bereits der Umstand, daß die meisten Gesellschaftsbälle so spärlich besucht blieben. Schreiber dieser Zeilen hat ähnliche Signale der Zeit schon vor dreißig Jahren erlebt.

Auch damals spielten die Tanzmeister die Zwingherren im Lande Terpsychorens; auch in jenen Tagen war die Tanzkunst zu einer kompleten Wissenschaft geworden, und die Tanzkarte glich der Bastille, darin man die echte Lust und Freude am heiteren Reigen mit Hilfe

gezeichneter lettres de cachet verkümmern machte. Plötzlich aber sah man die Aktien der Gesellschaftsbälle tief unter pari sinken. Der Hausball, der jour fix kam in die Mode, Vater Lanner erschien mit seiner Zaubergeige, und bei den Klängen seiner »Schnellsegler« erstürmte die ergrimmte Jugend die Bastille, darin sich die erschrockenen Tanzmeister vergebens mit ihrem »getanzten Zopfthum« zu verschanzen suchten.

Man schlug sie zwar nicht todt, wie es weiland zu Paris dem Kommandanten Launoy, dem Major de Losme und dem Maire Besselles ergangen, aber sie waren für eine lange Zeit, für mehr als ein Dezennium um ihren Purpur, um ihr gebieterisches »car tel est notre bon plaisir« gekommen.

Alles wiederholt sich hier im Leben!

Kotillon und Walzer werden auch diesmal siegen.

Es ist auch die höchste Zeit, denn unsere schönen Wienerinnen, einst so berühmt durch ihre Meisterschaft im Walzer, wissen gegenwärtig wohl französisch, böhmisch, ungarisch und polnisch zu tänzeln, aber in einer Tour langaus durch den großen Redoutensaal zu walzen, diese Kunst haben sie leider schon längst verlernt und vergessen.

Nieder mit den getanzten Zöpfen!

Die echte Tanzfreude wird erst dann aufs Neue wildlustig erwachen, wenn ein zweiter Diogenes erscheint, und im Ballsaale trotz seiner Laterne, trotz hundert Gasflammen keine Tanzkarte vom Jahre 1860 mehr aufzufinden vermag.

Dann endet auch die Wiener Tanznoth!

Und dieſe Noth ſtieg auf das Höchſte.

Es iſt nicht blos das vornehme Fräulein, es iſt ſelbſt die Griſette, wie die „Magd im Putz“, welche den Leibtanz von Altwien zu verläugnen wagt, und mit fremden „Tanzlingen“ liebäugelt.

Es lebe der Walzer!

5. Der Theaterverbitterer.

Es lebt hier ein Mann, den man das lebendige Tagebuch, die wandelnde Encyklopädie der Kaiserstadt oder das redende Wiener Konversationslexikon nennen könnte. Dies Menschenkind weiß Alles, was sich seit mehr als einem halben Sekulum in der Residenz des österreichischen Kaiserstaates zugetragen.

Wundersamer Vielwisser!

Männliche Mnemosyne!

Das Gedächtniß dieses Mannes ist fabelhaft, ich glaube, er vermag das Datum anzugeben, wann der selige Prinz de Ligne das gerühmte Bonmot »le congrès danse, mais il ne marche pas« vom Stapel laufen ließ. Was sein Alter anbelangt, so gibt es hierüber tausenderlei Gerüchte; einige halten ihn für einen Abkömmling aus dem Hause Methusalem, andere fabeln von dem ewigen Juden, viele leben sogar der Meinung, er sei wohl gar der räthselhafte Graf Saint-Germain, nur daß er gegenwärtig incognito in Wien verweile.

Letztere Angabe dürfte nach meinem Kredo der Wahrheit wohl am nächsten kommen, denn der Mann hat Alluren, welche das Gepräge des feinsten Salonlebens verrathen.

Wie dem ſei, an und für ſich iſt ein derlei lebendiges hiſtoriſch-topografiſches Wörterbuch von größter Bequemlichkeit. Man braucht es nicht einmal aufzuſchlagen; es ertheilt von ſelbſt die erbetene Auskunft. Das fragliche Menſchenkind iſt zudem ein Ausbund von Liebenswürdigkeit. Man möchte ſagen, der Mann rede Blumen. Hütet euch aber dem allwiſſenden Geſellen in irgend einem Theater in die Nähe zu kommen! Dann ſeid ihr verloren. Er iſt ein eingefleiſchter Lobredner der Vergangenheit — laudator temporis acti — er iſt ein wandelndes Mikroſkop, das jeden Verſtoß in hundertfachen Vergrößerungen erſcheinen läßt; er iſt mit einem Worte ein

Theaterverbitterer

vom reinſten Waſſer, Vollblut jeder Zoll.

Wenn ich einen hieſigen Theſpistempel betrete, und den Mann im Parterre gewahre, ſo flüchte ich mich nach der letzten Gallerie, falls mich der Feuilletondienſt für den Abend feſtbannt, oder ich verlaſſe das Theater ſogleich, falls ich dasſelbe blos meines Amuſement halber beſuchte.

Der räthſelhafte Alte überall und nirgends weiß ja die ſchönſte Illuſion wie eine Seifenblaſe zu zerſtören. Seine Worte ſind eiſigkalte Douche; wenn er ſpricht, ſo iſt es gerade, als ob man frappirte Limonade zu trinken bekäme. Befindet ſich ein Thermometer in der Nähe, ſo ſinkt das Queckſilber ſelbſt in den Hundstagen ſicher unter den Gefrierpunkt herab.

Ein paar Beiſpiele mögen dies deutlicher erklären.

Man höre!

Man gab eines Abends ein feines Luſtſpiel im Burgtheater. Das Stück wurde nett geſpielt, nicht ſo elegant wie in den Tagen Schreivogel's, aber immer recht lobenswerth, einer Hofbühne ziemlich würdig.

Es freute mich, den Salon in Wahrheit nach den weltbedeutenden Brettern verlegt zu ſehen. Ein höhniſches Räuſpern wurde in meiner Nähe vernehmbar. Der Räthſelhafte ſtand neben mir. Er frug:

»Erinnern Sie ſich noch an Maximilian Korn?«

Wehmüthige Gedanken zogen mir durch den Sinn.

Maximilian Korn, dachte ich, iſt ja lange todt. Mit ihm ging der letzte Ritter des feinen deutſchen Luſtſpiels zu Grabe, wie dereinſt mit dem Ableben Ludwig Löwe's »der letzte Poet auf der Bühne« verſchwinden dürfte. Korn wußte ſich im Salonkoſtume wie in Uniform, als bürgerlicher Dandy wie als Chevalier mit gleicher Ungezwungenheit und Natürlichkeit zu bewegen. Ich erinnere mich noch lebhaft des ſtürmiſchen Beifalles, in welchen mehrere Huſarenoffiziere im Parterre des Burgtheaters ausbrachen, als Korn in der »Unvermälten« im Dolmány ſpornklirrend auf die Bühne eilte.

Ein Glanzmoment ſeines Savoir faire war ſein Entrée in den gräflichen Salon in dem Stücke »Menſchenhaß und Reue«. Hier kam in der That Kavalier zum Kavalier. Der große Mime Eßlair nahm ſich in dieſer ſtummen Scene mit unſerem Hofſchauſpieler verglichen wie ein Thürſteher aus. Bei dieſer Begabung, bei dieſem Feuer läßt ſich wohl leicht denken, daß Korn das Sweetheart, der Liebling der Frauenwelt werden mußte. Eine hochgeſtellte Dame meinte einmal, ſie müſſe fortan auf

jegliche Liaiſon verzichten, denn nach einer Liebeserklärung Korn's auf der Bühne könne man keine andere mehr im wirklichen Leben anhören.

Derlei Gedanken kamen mir in den Sinn.

Meine Illuſion war zerſtört.

„Verdammter Theaterverbitterer!“

So murmelte ich, das Schauſpielhaus verlaſſend.

Noch ſchlimmer erging es mir im vorigen Sommer im Operntheater. Auf der Affiche ſtand das Ballet „Carnevalsabenteuer in Paris“ verzeichnet. Ich beluſtigte mich leidlich. Das Ballet iſt zwar durchaus keine werthvolle choreographiſche Leiſtung, aber ein treues Abbild der Pariſer Griſettenwirthſchaft; man glaubt ſich bei Mabille, in der Chaumière zu befinden. Plötzlich wurde das bekannte ominöſe Räuſpern hörbar. Ich wußte, was folgen mußte.

„Schöne, reizende Kinder dieſe Tänzerinnen,“ liſpelte der alte Guignon der Theaterfreude, „aber eine Heberle kommt doch nicht mehr nach Wien!“

Unſelige Rede!

War es mir doch, als werde urplötzlich der Vorhang vor dem Fenſter der Erinnerung zurückgeſchlagen. Da gedachte ich der Zwanzigerjahre, des aufgelöſten Kinderballetes, das unter Herſchelt's genialer Leitung die Kaſſe des Theaters an der Wien zu einem vormärzlichen Kalifornien umgeſtaltete. Das Operntheater wurde zum neuen Stelldichein ſeiner talentvollen Zöglinge. Damals tanzte noch die herrliche Milliere, das anmuthige Weibchen Rozier ſchwebte wie eine Libelle, und die rei-

zende Aumer erſchien als neu zum Leben erſtandene griechiſche Grazie.

Und erſt die Ratten des Ballets!!

Es war eine Blumenleſe ſchöner Jugendfriſche, was damals dieſen Titel führte. Da kam Maria Taglioni, die Aeltere, welche ſpäter ſagen durfte: La danse c'est moi! — Sie hatte damals noch keine Nebenbuhlerin und alle Welt war gut taglioniſch geſinnt. Da zeigte ſich Fanny Elßler, nach einigen Jahren die »Göttliche« genannt, und ſelbſt von den poeſieloſen Yankees bis an die Sterne erhoben. Die Elßlerritterſchaft zählte aber in jener Zeit noch wenig Ordensmitglieder. Da erſchien Fanny's Schweſter, dieſe tanzende Palme, da gaukelte die arme kleine Haſenhut vorüber, ferner Angioletta Mayer und noch manche andere holde Ratte, deren Leichtfüßigkeit an jene Maid aus Hellas erinnerte, die über Blumen hinweglief, ohne auch nur eine Knoſpe zu knicken.

Das war aber Alles nur Beiwerk!

Als die Roſe unter dieſem Strauß Vergißmeinnichte, als die Schönſte der Schönen galt ein reizendes Mädchen, in das alle Welt verliebt war, das ſchalkhaft auftrat, und dann, obgleich noch keine Tänzerin erſten Ranges, Dank ihrem bezaubernden Geſichte ſagen durfte:

»Ich kam, ſah und ſiegte!«

Thereſe Heberle?!

Ja, ſo lautete der Name der holden Erſcheinung.

Und erſt ihr Auge, dieſe Sonne um Mitternacht, dies gottvolle Auge! Ein Ballet, darin ſie eine größere

Rolle ſpielte, hätte am richtigſten „der verkörperte Liebesblick“ geheißen.

Auch diesmal war es um mein Vergnügen geſchehen.

Der Theaterverbitterer hatte mir den zweiten Abend verderben.

Ein lebendiger Becher Wermuth!

Und ſo treibt er es fort, ſo oft mich mein Unſtern während der Theaterzeit in ſeine Nachbarſchaft führt. Im Carltheater erinnert er mich an Thereſe Krones, an Raimund, Kornheuer und Schuſter, an der Wien mahnt er an Carl, Neſtroy und Scholz, an dieſe Trias unvergeßlicher Wiener Komik; in der Joſefſtadt endlich erzählt er von dem fruchtbaren Told, von Zelia-Planer, von dem hübſchen Balletcorps der Madame Weiß, von dieſer jungen Garde Terpſychorens, welche dem alten Pokorny zu ſo manchem Siege verholfen. Ihr Banner ſei ein wahrer Zauberſchleier geweſen! — Nie kann da die Gegenwart gegen die Vergangenheit aufkommen.

Das letzte Mal traf ich ihn im Circus Renz.

„Nun hier,“ dachte ich, „kann der Störenfried keinen Spuk treiben.“

Groß geirrt!

Die wackeren Reiter und Reiterinnen ließen ihre Roſſe eben durch die vielen Reife ſpringen. Es war ein prachtvoller Anblick.

„Kinderſpiel, Narrenpoſſen,“ brummte mein Nachbar, „Nachkommen der alten Centauren findet man nur im wirklichen Leben. Denken Sie an eine engliſche

Steeple chase, an ein halsbrecherisches Kirchthurmrennen; oder erinnern Sie sich gefälligst an den Denkstein hart an der Allee, die nach dem gräflich Sandor'schen Schloß Bajna in der Graner Gespanschaft führt!"

Der Theaterverbitterer war im Rechte.

Die Wirklichkeit schlug diesmal die Kunst aus dem Felde. Die Geschichte jenes mir wohlbekannten Denksteines lautet:

Eine englische Vollblutstute, dem Grafen Sandor gehörig, ging mit einem Groom durch und setzte über einen Bach, dessen Breite nahe an zweiundzwanzig Fuß beträgt. — „Was du kannst, kann ich auch," rief der Graf nach erfolgter Meldung, ließ die Stute nochmals satteln und vollbrachte glücklich den fast unglaublichen Sprung.

Das nenne ich reiten können!

Der Wiener Volkswitz, dem Graf Sandor als eine der populärsten Gestalten gilt, nannte ihn nie anders als den „Stallmeister des Teufels". Die halsbrecherischen Abenteuer des Grafen gaben zudem zu einer ebenso geistreichen, als originellen Illustration hinreichende Veranlassung. Graf Sandor ließ nämlich seine Waglingsstücke als Reiter durch den Künstler Prestl, den besten deutschen Pferdemaler, der gegenwärtig in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main lebt, malen und in einem Buche sammeln, das sich noch jetzt in der Bibliothek des gräflichen Schlosses zu Bajna befindet.

Es ist ein geniales Werk!

Auf dem Titelblatte weist sich ein entsetzlicher Abgrund. Rechts und links zeigen sich steil abgeschnittene,

himmelhohe Felsen. Ein Roß, das augenscheinlich zum Sprung über den Abgrund gespornt wurde, aber dabei verunglückte, stürzt zerschellend in die grauenhafte Tiefe. Sein Reiter Graf Sandor schwebt über der Kluft, denn die Hand seines Schutzgeistes, aus Wolken herablangend, hält ihn an einem einzigen Haare seines Hauptes gefaßt und bewahrt ihn so vor dem unfehlbaren Tode.

Auf der Rückseite des Buches sieht man das Palais des Grafen, auf der Donauseite der Ofener Festung gelegen. Mehrere Kavaliere reiten auf dem Dachstuhle Steeple chase und setzen dabei lustig über die Schornsteine hinweg. Im Hofe kehren Lakeien in der gräßlichen Livrée eine Unzahl menschlicher Gebeine, wie Arme, Füße, Köpfe als die Ueberreste eben verunglückter Reiter mit dem Stallbesen zusammen. Graf Sandor steht, die Arbeit überwachend, am Portale, aber blos als — Rumpf, den eigenen Kopf, sprechend ähnlich getroffen, hält er unter seinem rechten Arme.

Der Theaterverbitterer hatte Recht.

Die Wirklichkeit beschämte die Kunst.

Und wer mag denn eigentlich jener Qualgeist sein, welcher das Jetzt so oft durch das Einst verstört? Lord Byron gedachte einmal eine Novelle zu schreiben, „der Doppelgänger" betitelt. Der Held der Erzählung sollte sich zuweilen selbst erblicken, aber in drohender Gestalt und Haltung. Der große Britte wollte damit das Gewissen verkörpern. Mein Theaterverbitterer ist vielleicht auch nur die Inkarnation meiner eigenen Erinnerung an schönere Tage.

Einst und Jetzt!

6. Salon und Presse.

Die Salons in Wien leiden an einem zweifachen Uebel, sie kranken erstens an den eigenen Mißständen, zweitens an dem peinlichen Umstand, daß an dem Theetische der eleganten Welt gerade jene Gäste zu fehlen pflegen, die man eben vorzugsweise als bekannte Habitués daselbst treffen sollte.

Beginnen wir mit dem erstern Urübel.

Unsere meisten Salons sind blos Gesellschaftszimmer. Soiréen des Geistes und der Kunst, wie sie in Paris und London gang und gäbe sind, werden in Wien nur ausnahmsweise hie und da veranstaltet. Es fehlt an einer deutschen Recamier, an einer Dame, welche einen Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten um sich zu versammeln und in der Weise der Dudefants und Geoffries des achtzehnten Jahrhunderts ein bureau d'esprit zu gründen verstünde.

Leider liegt hier nebstbei noch etwas in der Luft, das mir die Lippen zu versiegeln droht, denn ich billige in derlei Fällen das türkische Sprichwort, Sprechen und Schreiben sei blos Silber, Schweigen hingegen lauteres Gold. Wie nothdürftig es übrigens mit unseren Salons bestellt sein mag, der Besuch derselben zählt demungeach-

tet noch immer zu den heiligſten Pflichten der Vertreter der Poeſie wie der Tagespreſſe.

In Paris hat man dies längſt erkannt.

Es ſtammt noch aus dem Vormärz her, daß man in dem großen Neubabel an der Seine zur „lebendigen Reclame“ griff, kurz, daß man ein anmuthiges weibliches Weſen, in eine Robe von ſchwarzem Atlas oder von perlgrauem Taffetas gehüllt, zum Herold der Preſſe, zum Lobengel der Druckerſchwärze ſchulte. Den Journalen glaubt man nicht mehr, die Kritik kam längſt um ihren Purpur. Das geflügelte Wort muß in unſerem Zeitalter der Zweifelſucht den todten Buchſtaben erſetzen.

Salon und Preſſe?!

Sonderbare Nachbarſchaft!

Und doch ſind es im Geiſte wahre Blutsverwandte!

Die Preſſe iſt der alte gelehrte, hoch angeſehene Oheim, deſſen Stimme im Rathe, in der Diplomatie, wie in der Legislative den Ausſchlag gibt; der Salon aber erſcheint als ſchwatzhafte, bildſchöne Nichte, welche alle Opponenten im Vorhinein durch verliebte, beredſame Blicke zu einem milden Urtheil bewegt, und die reizenden Sabinerinnen vertritt, welche ſich einſt, Frieden ſtiftend, zwiſchen die zürnenden Väter und grollenden Römer ſtürzten. So mancher parlamentariſche Sieg war ſchon ein paar Abende früher in dem zauberhaften Salon irgend einer Madame Roland im Vorhinein verbrieft und beſiegelt.

Dies gilt auch in der Literatur.

Ein Buch, das einmal ſein Glück im Salon gemacht, gelangt gewiß auch zur großen Tour durch alle Lande der

neuen wie der alten Welt. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt; zum Weltruhme genügt jetzt eine frischgepflückte Rose, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen wyrde. Selbst der Journaliſt, der nicht als Stammgaſt eleganter Salons gilt, iſt nur ein Stiefkind der Preſſe. Wenigſtens findet er nirgends Gelegenheit, das mütterliche Erbe vollwichtig zu verwerthen. Ein Feuilleton, das nicht am Theetiſch geleſen und geprieſen wird, bliebe am beſten ungeſchrieben.

Iſt dies aber der einzige Thermometer ſeines Kunſtwerthes?

Das wohl nicht, aber es begrenzt ſeine Wirkſamkeit; deshalb ſteht auch der Journaliſt bei Völkern, die ſich eines Salonlebens im großartigen Style erfreuen, in weit höherem Anſehen, als im ehemaligen heiligen römiſchen Reiche. Betrachtet einmal unſere Tintengenoſſen in Frankreich und England! Was ſich daſelbſt an Talent auf jeglichem Gefilde des Parnaſſes entfaltet, findet allüberall die gebührende Anerkennung und Förderung.

Beſagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerthe, die natürlich ſchwer an den Mann zu bringer wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechſelſtuben, wo dieſe Note augenblicklich in gangbare klingende Scheidemünze umgeſetzt wird, auf daß Letztere im ganzen Lande circulire.

Und iſt das Alles?

O nein, es gibt noch einen anderweitigen Vortheil, welcher dem auswärtigen Poeten, Schriftſteller oder Journaliſten aus ſeinem Verweilen im high life wie in der beau monde zu erwachſen pflegt. Der feine Ton, das

gewiſſe anmuthige Savoir faire wird ihm dort allmälig zur zweiten Natur. Dies ſpiegelt ſich auch dann ſpäter in ſeinen Werken ab.

Salon und Preſſe ergänzen ſich gegenſeitig.

Selbſt in Deutſchland gibt es ein paar Beiſpiele dieſer gegenſeitigen Ergänzung. Auch wir zählen einige Männer der Feder, deren Werke ſich nie einer ſo großen Verbreitung erfreut hätten, wären ihnen nicht die Flügelthüren zu den Appartements der großen Welt offen geſtanden. Dort eigneten ſie ſich auch jenes ſuperbe attiſche Salz an, welches ihre ſpäteren journaliſtiſchen Artikel ſo ſchmackhaft und mundgerecht geſtaltete.

Eine Schwalbe macht jedoch keinen Sommer.

So ſehen wir denn hierlands gar manchen Vertreter deutſcher Poeſie und Journaliſtik noch immer den Aſchenbrödel ſpielen, ja ſich meiſt in dieſer Rolle gefallen. Die bitteren Nachwehen bleiben nicht aus, zumal beſagte „Cenerentola“ gewöhnlich in plumper Beſchuhung ſteckt, und daher jenen kleinen ſchmucken Pantoffel gar nicht verlieren kann, mit dem ſie in dem gleichnamigen Märchen ihr Glück zu machen wußte.

Honny soit qui mal y pense!

In Wien iſt dieſe Abneigung der Poeten und Journaliſten, die Salons der eleganten Welt zu beſuchen, nicht immer die Folge einer gedrückten Stellung. Die Haupturſachen ſind meiſt eine alte Jugendſünde oder der Mangel eines anderweitigen geſellſchaftlichen Talentes.

Jene Sünde beſteht in ſchlechter Ausſprache.

Viele heimiſche Schriftſteller ſprechen ein Deutſch, ſo grimmig häßlich, daß Moſes damit die Pharaonen

aus Egypten gejagt haben würde, ohne unnöthiger Weiſe mit Kröten und Fröſchen zu bramarbaſiren.

Im Salon darf man aber nicht blos als Schöngeiſt gelten, nein, man muß auch als Schönredner feſten Fußes aufzutreten vermögen. Sonſt ergeht es einem wie jenem Engländer, welcher Göthe's „Erlkönig“ vortrug und dieſe Dichtung mit den Worten ſchloß:

Er hält in den Armen das achtzehnte Kind.

Nun zu jenem weiteren geſellſchaftlichen Talente!

Ich verſtehe darunter die Kunſt, richtig vorleſen zu können. Man hält dies für ſehr leicht, irrt ſichabergewaltig. Vorleſen konnte ſelbſt Schiller nicht. Wenn er es wagte, dann ſollen auch alle Ratten in der Nachbarſchaft Reißaus genommen haben. Dies iſt auch die einzige Aehnlichkeit, welche ſo viele junge Dichter der Neuzeit mit dem Schwan von Weimar aufzuweiſen haben.

Einem dieſer Poeten ging es einmal ſehr ſchlecht.

Er las eine ſeiner Dichtungen in einem größeren Cercle vor. Alles verhielt mühſam das Lachen, am andern Morgen aber ſtand in dem Inſertionsblatte einer bekannten Zeitung zu leſen:

„Eine Stube, in der Herr N. N. vorlieſt, iſt augenblicklich zu verlaſſen.“

Beide Uebelſtände ſind bedauernswerth.

Der Mangel an Talent zum Vorleſen läßt ſich jedoch leichter beſeitigen. Man braucht blos einen gewandteren Freund oder eine geiſtreiche Dame als Stellvertreter zu gewinnen. Auch pflegen faſt in jedem Salon ein paar Vertreter der Schauſpielkunſt gegenwärtig zu ſein.

Der Erſatzmann iſt alſo leicht zu finden.

Schlimmer ſteht es mit der Ausſprache. Einige Aufmerkſamkeit auf ſeine eigenen Worte hilft jedoch über die Klippe des erſten Abends, und hat man einmal den genialen Mann erkannt, dann hält ſich die Geſellſchaft mehr an den Goldgehalt der Gedanken als an die Schlacken der Redeweiſe. Es darf alſo nur an gutem Willen nicht fehlen, man muß blos keine unbeſiegbare Abneigung gegen jeglichen Zeitvertreib hegen, der ſich über das Niveau der ſo beliebten deutſchen Schenkenfreuden zu erheben pflegt.

Salon und Preſſe ergänzen ſich gegenſeitig.

Wer in den höheren Schichten der Geſellſchaft nicht daheim iſt, bringt es als Poet höchſtens zum Lokalſänger, nie aber zum Volksdichter im ſchönſten Sinn dieſes Wortes. Auch die gebildete Welt gehört ja zu dem oft ſo beſchränkenden Begriff „Volk“. Die Chanſons des Dichters Beranger klangen von dem Munde des armen Mannes, ſie ſchwebten aber auch auf den feingeſchnittenen Lippen in den Salons des ariſtokratiſchen Faubourg Saint-Germain.

Zum Schluſſe eine Art Fabel!

Sie lautet:

Die Muſen behaupteten einmal, ihre Günſtlinge ſeien die Herren der Welt; die Grazien aber meinten gelaſſen, erſt ihr Kuß gebe dem Menſchenkinde die dichteriſche Weihe für das ganze Leben.

Es kam zu einer Wette.

Beide ſtreitenden Sippſchaften ließen ſich durch einen auserwählten Poeten vertreten, und ſiehe da, der Schützling der Muſen, er hieß Grabbe, ging trotz hoher In-

ſpiration unter im Fuſeldampfe der Schenkenfreuden. Das verzogene Schooßkind der Grazien aber, Heinrich Heine genannt, blieb trotz mancher Stunde poetiſcher Liederlichkeit der erklärte Liebling der geſammten gebildeten Welt.

Der Salon iſt ein Stück Heimatland der Grazien!

7. Billard und Spieltiſch.

Andere Zeiten, andere Sitten!

Die Jugend der Gegenwart ſcheint alt auf die Welt zu kommen; ſie entſagt freiwillig den luſtigſten ehemaligen Amuſements in Altwien. Wie wir entnervten Urenkel die zweihändigen Schwerter der alten Ritterzeit nicht mehr zu ſchwingen vermochten, ſo dürfte der Nachwuchs bald zu ſchwach werden, um den Queue bei der großen Kegelpartie zum Coup sec, zur Carambolage par Quadrupler einlegen zu können.

Das Billardſpiel in Wien gleicht den Rothhäuten, den indianiſchen Wilden in Nordamerika, welche von den blanken Leuten oder Bleichgeſichtern wie von deren Negern immer weiter nach der Wildniß verdrängt wurden. Hier vertreten die Dominoſteine die Nigger und Weißen. Der glänzende Wigwam der Billardſpieler liegt bereits außer den ehemaligen Ringmauern der innern Stadt. Es iſt die großartige Billardhalle am Wienfluß. Gibt es doch ebendrein im inneren Weichbild mehrere Kaffeehäuſer, in denen ſich auch nicht ein Billard befindet. Man möchte ſie beinahe

entweihte Moſkatempel

nennen.

Einſt waren die Billardſpieler in Wien ein ſtarkes, zahlreiches, mächtiges Geſchlecht. Die Jugend hielt es damals für eine Schmach, falls irgend ein fünfzehnjähriger Wildfang mit dem Queue nicht umzugehen wußte.

Auch gab es eine förmliche Hiſtorie der edlen Billardkunſt; ſie beruhte freilich meiſt auf mündlichen Ueberlieferungen ergrauter Marqueure, auf ſagenhaften Traditionen betagter Stammgäſte. Wie der Koran ſeinen Profetencyklus aufzuweiſen hat, ſo beſaß jene Geſchichte des Billardſpieles ihre mehr oder minder berühmten Matadore. Balletmeiſter Horſchelt zählte zu dieſer Reihe Celebritäten des Queues.

In den Dreißigerjahren galt ein Stammgaſt des Neuner'ſchen Kaffehhauſes in der Plankengaſſe — im erſten Stockwerke — als König des Billardſpieles. Marqueure aus der guten alten Zeit neigen noch jetzt achtungsvoll ihr graues Haupt, wenn der Name Baron Natorp im Geſpräche genannt wird. In hundert Jahren, vielleicht noch früher wird dieſer Freiherr der Gegenſtand einer Mythe ſein.

Ja, der Baron Natorp!

Der Freiherr, ein kleiner, unterſetzter Mann, war aber auch als Billardſpieler ein blaues Wunder, ein Sonntagskind, ein Stück Magus. Er ſpielte vorzugsweiſe die große Partie mit fünf Bällen. Man hielt es für unmöglich, daß er einen Ball auslaſſen könne.

Dabei führte er einen immenſen Queue, deſſen Wucht faſt jeder Marqueur ſcheute, und doch ſpielte der alte Herr ganz gemüthlich zwei bis drei Stunden ohne Unterbrechung, oft mitten im Sommer bei einer Hitze von

zwanzig bis dreißig Graden. Wie groß die Sicherheit ſeines Spieles geweſen, mag die Thatſache erhärten, daß er einen ganzen Winter über, täglich von halb zwei Uhr Nachmittags bis Abends um ſieben Uhr mit einem Gegner ſpielte, der ſich gewöhnlich nicht einmal im Kaffehhauſe befand, auch nie einen Stoß machte.

Der Kampf ging folgendermaßen vor ſich:

Der weiße Ball des Gegners wurde bei Beginn jeder Partie ſenkrecht über den Rothen an das Mantinelle an die Bande geſtellt.

Nun begann Natorp mit ſeinem Weißen zu ſpielen, und war verpflichtet, die ganze Partie auf einen Stoß auszumachen, und dabei noch obendrein den letzten Ball zu doubliren. Jede Partie, wo er auch nur einen Ball anſtieß, zählte zu Gunſten des Gegners, wurde gerade ſo betrachtet, als habe ſie der Letztere mit ſeinem Queue gewonnen.

Dieſes merkwürdige Schauſpiel lockte hunderte von neugierigen Zuſchauern nach dem Renner'ſchen Kaffehhauſe. Die Partie wurde um einen Gulden Conventionsmünze geſpielt; die Wette dauerte wie geſagt den ganzen Winter hindurch, und doch hatte Natorp, als der Schlußabend kam, nicht mehr als drei Gulden zu bezahlen. Er hatte alſo die unzähligen Partien faſt bis zur Hälfte auf einen Stoß beendet, kurz er blieb nur mit drei Partien im Rückſtande.

Baron Natorp iſt todt.

Der letzte Wundermann auf dem Billard lebt nicht mehr.

Sein Queue iſt zerbrochen.

Die Ritterſchaft der fünf Kugeln droht auszuſterben.

Unſere blaſirte Jugend flieht die grüne Kegelbahn und vergnügt ſich an dem knöchernen Geklapper der Dominoſteine.

Das ginge noch an.

Das Dominoſpiel hat ja Kombinationen; es iſt ein jeu d'esprit, ein geiſtreiches Spiel, falls es „mit Kaufen“ geſpielt wird. Das Kaufen mißfällt aber unſerer jeunesse dorée, ſie liebt den blinden Zufall, ſie ſchwärmt nur für ein halbes Hazardſpiel. Der Dominotiſch könnte eben ſo gut in dem neuen Börſengebäude auf der Freiung ſtehen, oder wenigſtens dort, wo die Kleinkalifornier von Wien die Geſchäfte der Abendbörſe abzuwickeln pflegen. Dem letztgenannten Menſchenſchlage gedenke ich ein eigenes Kapitel zu widmen.

Von den Dominoſteinen zum Spieltiſch iſt nur ein Schritt, oder beſſer geſagt, meine Leſer und ich, wir ſtehen bereits hart an der Tummelſtätte der vier Kartenkönige und ihrer Bannerſchaft. Die Kartenkönige ſind in unſern Kaffehhäuſern noch immer eine Wahrheit; ſie haben ſich tapferer gehalten als die Billardbälle, obgleich dieſe aus feſtem Elfenbein, ſie aber aus ſteifem Papiere beſtehen; ſie werden auch wie die perſiſchen zehntauſend Unſterblichen nicht ſobald eines klangloſen Todes verblaſſen.

An kartenſpielendem Nachwuchs iſt auch kein Mangel.

Der Kartengeiſt ſpukt in Wien in den jüngſten Köpfen. Die Spieltiſche ſcheinen übrigens aus dem himmliſchen Reich der Mitte, aus China, herübergekommen zu ſein. Man gewahrt keinen Fortſchritt, es iſt eine Art

Verſteinerung in der Naturgeſchichte des Kartenſpieles eingetreten. Man ſpielt noch immer dieſelben Spiele, die vor einem halben Jahrhundert in der Mode waren, und man möchte faſt rufen:

Kong-fu-tse est mort, vive Kong-fu-tse!

Preferance, Piquet, Tarok und Whiſt ſind ſo ziemlich das Alpha und Omega unſerer Kartenſpieler in Kaffehhäuſern und Schenken geblieben.

Hie und da zeigt ſich ein langweiliges Cartè-Paar.

Ach Gott, das franzöſiſche Cartéſpiel nimmt ſo trübſelig wie ein Reigen im Schlafrock, es iſt eine geſpielte Quadrille francaiſe! Man könnte ſich dabei zu Tode ennuyiren. Möglich, daß zuweilen auch eine Boſtonpartie zu Stande kommt, aber der König des Kartenſpiels, das edle l'Hombre, zählt keine Ambaſſadeurs, keine Geſandten oder Repräſentanten ſeines ſouveränen Ranges. Und doch iſt dies „königliche“ Spiel — ſo lautet ſein Beiname — eine halbe Wiſſenſchaft.

Die Spanier erfanden es, die Mauren wurden Meiſter darin, König Franz I. brachte es aus der Madrider Gefangenſchaft nach Frankreich, und von dieſem Zeitpunkte an galt es als der ſchönſte Zeitvertreib in halb Europa. Die wunderbaren Kombinationen des l'Hombreſpieles haben die Mathematiker ſehr viel beſchäftigt; ſo wurde unter Andern von Klügel in Halle die Wahrſcheinlichkeitsrechnung auf dasſelbe angewendet.

Wie trügeriſch dieſer Kalkul jedoch lautet, mag nachſtehende wahre Geſchichte beweiſen. Ein junger Mann in Wien verſpielte eine Erbſchaft von hunderttauſend Gulden am l'Hombretiſche in den Salons reicher Leute. Der

Unglückliche mußte deshalb manchen Spott und Hohn über ſich ergehen laſſen. Endlich kam ihm ein genialer Gedanke. Er ließ ſich, es war eben Winter, einen Radmantel machen, deſſen Futter als Deſſin mehrere Vierecke zu je neun Kartenblättern zeigte. Im l'Hombreſpiele bekommt bekanntlich jeder Spieler blos neun Karten. Die oben erwähnten Vierecke wieſen die Blätter, welche unſer Pechvogel an beſonderen Unglückstagen in die Hände erhalten.

Ging nun ein Freund oder Bekannter auf dem Graben oder dem Kohlmarkt auf den verarmten Erben los, fragend, wie er ſo viel Geld im l'Hombre verlieren konnte, ſo ſchritt der verhöhnte junge Mann raſch zu der Gegenfrage, ob ſich der Spötter auf dies Spiel verſtehe, und im Bejahungsfalle wurde der Mantel emporgeſchlagen, und eines der Vierecke nach dem andern vorgewieſen.

»Hätteſt Du mit dieſen Karten »gefragt«?!«

»Allerdings!«

»Ich that es und mußte »ſchlieſen«. Würdeſt Du mit dieſem andern Blatte hier »grande Tournée« gerufen haben?«

»Ganz ſicher!«

»Ich wagte es und wurde geworfen. Hätteſt Du dich mit dieſen neuen neun Karten unverzagt auf ein »sans prendre« eingelaſſen?«

»Mit der vollſten Siegeshoffnung?«

»Groß geirrt! Ich fiel in ſchmählicher Weiſe.«

Die Spottvögel verſtummten. — —

Das Brettſpiel, welches die Perſer »tauſend Sorgen« nennen, ward in Wien ſeit Jahren eifrig betrieben.

Einſt galt Allgaier als Matador. Sein Gambit wird noch jetzt als gefährliche Spielweiſe bezeichnet. Später befand ſich das Hauptquartier der Wiener Schachſpieler gleichfalls im erſten Stockwerke des Renner'ſchen Kaffehhauſes.

Auch erſchien kurze Zeit eine »Wiener Schachzeitung«.

Gegenwärtig hat der hieſige Schachklubb ſein Lager in der Goldſchmidgaſſe aufgeſchlagen. Es fehlt zwar an einem Morphy oder Anderſſen, auch ein Löwenthal oder Harrwitz, ja ſelbſt ein Grimm — er lebt gegenwärtig als türkiſcher Stabsoffizier in Aleppo — dürfte hier ſchwerlich zu finden ſein; doch mangelt es nicht an tüchtigen Schachſpielern, welche die Fahne der Kaiſerſtadt Wien auch auf dieſem Kampfplatze mit hohen Ehren aufrecht zu erhalten wiſſen.

8. Der Kunſtſalon.

Es gibt in Wien noch eine zweite herabgekommene Muſe, der es eigentlich noch weit ſchlimmer ergeht, als ihrer Schweſter Muſik. Auch ſie krankt, wie letztere, an einem überaus bedenklichen Leiden.

Es iſt die Farbennoth.

Heinrich Heine ſchrieb bekanntlich unter dem Titel „Die Götter im Exil“ eine Flugſchrift, darinnen er das traurige Schickſal der ehemaligen heidniſchen Götter ſchilderte, und von Jupiter, dem Chroniden, erzählte, wie derſelbe als abgelebter Greis, um den Unterhalt für ſein elendes Daſein zu erhalten, ſich gegenwärtig genöthigt ſehe, auf einer nordiſchen Inſel, einem armen Savoyarden gleich, Kaninchenfelle zu verkaufen. Eine prachtvolle Exiſtenz für den ehemaligen Geliebten der Danaë, der ſo freigebig mit einem goldenen Regen herumwarf!

Armer Don Juan des Alterthums!

Heine verſprach dies Büchlein fortzuſetzen, der Tod trat jedoch an ſein Lager und entwand dem müden Dichter die geiſtvolle Feder. Es fällt dem Schreiber dieſes Kapitels nicht bei, die unterbrochene Arbeit jenes berühmten Poeten aufnehmen zu wollen; doch kann er es nicht länger auf dem Herzen behalten, daß er kürzlich

ſelbſt eine ehemalige griechiſche Göttin getroffen und geſprochen habe, die zwar noch nicht in das Exil gewandert, aber geiſtig ſo herabgekommen iſt, daß ſie nächſtens ein Bittgeſuch einzureichen gedenkt, des Inhaltes, man möchte ſie doch um der Barmherzigkeit willen für immer des Landes verweiſen.

Es war die Muſe der Malerei.

Ich wollte ihren Worten anfangs keinen rechten Glauben ſchenken, denn jene ehemalige Bewohnerin des Parnaſſes, die ich mir nach älteren Beſchreibungen ſchlank und ſylphenartig dachte, hatte im Verlauf der Zeit beträchtlich an Embonpoint zugenommen. Die Muſe aber meinte, trübſelig lächelnd, beſagte Fettmaſſe rühre von dem Umſtande her, daß ſie kürzlich aus Verzweiflung Kindsfrau oder Bonne bei dem lackirten Nachwuchſe eines Genremalers geworden; geiſtig aber ſei ſie, wie geſagt, ſchmählich verwildert, auch leide ſie in Folge eines lang vernachläſſigten Rheumatismus an Gicht an Händen und Füßen. Ich frug ſie natürlich, wo ſie ſich das letztere Uebel zugezogen habe.

Die Antwort lautete:

„In den permanenten Kunſtſalons.“

Nach dieſen Worten entfernte ſie ſich mit haſtigen Schritten, indem ſie mir ſcheidend ein kleines Manuſkript in die Hände drückte. Da es offenbar ihr Wunſch zu ſein ſcheint, dasſelbe durch den Druck veröffentlicht zu ſehen, ſo entſpreche ich auch in dieſem Buche nachſtehend dieſem Verlangen.

Das Manuſkript begann wie folgt:

Geneigter Leſer, begleite mich durch den Kunſtſalon!

Muth, du haſt nichts zu fürchten, denn es fällt mir armen Muſe der Malerei ja nicht bei, dir anmit einen gedruckten Wegweiſer durch irgend eine »Kunſtausſtellung« in die Hände ſpielen zu wollen!

Ich überlaſſe dies mühſelige Handwerk wohlbeſtallten Journaliſten, die als echte »penny-a-liners« (einen Pfennig für die Zeile) jeden Monat eine gewiſſe Menge Oelfarbe verſchlucken und dafür als gewandte Taſchenſpieler ſo und ſo viele Ellen Feuilleton aus dem Munde ziehen müſſen.

Was frommt es aber auch, den alten Jammer über den Verfall der Kunſt aufs Neue anzuſtimmen; was nützt es zu wiederholen, Hungerleiden ſei dermalen das einzige Hiſtoriſche bei der Hiſtorienmalerei?! Oder würde ſich die Unzahl geſchmackloſer Genrebilder vermindern, wenn man ſie mit den Golems der jüdiſchen Sage, mit dieſen ſcheinlebenden Lehmfiguren, vergliche, die todt zu Boden ſtürzen, wenn man das Zauberwort »Wahrheit«, hier die Loſung »Poeſie« ausſpricht?!

Ich glaube es nun und nimmer.

Mich treibt ein anderer Geiſt der Verneinung.

Es handelt ſich um die Zuläſſigkeit der permanenten Kunſtausſtellungen, vom Standpunkte des Gedeihens und der Malerei ſelbſt aus betrachtet. Man könnte leider dicke Bände darüber füllen, ohne die Ketzer im Glauben an das wahrhaft Schöne in der Kunſt zu überzeugen, zu bekehren. Für die Maler der Gegenwart, namentlich in Wien, in der Stadt des Genuſſes, ſind permanent offenſtehende Kunſtſalons freilich von unläugbarem hohen Werthe.

Man bringt ſo ſeine Bilder leichter an den Mann, und mehr will ja die Mehrzahl unſerer Kunſtjünger nicht, wie tauſend traurige Beiſpiele lehren. Ein derlei Wiener Kunſtſalon iſt nichts weiter als eine glänzende Illuſtration des Spruches. Nur der Lebende hat Recht.

Doch auch die Todten wollen — leben!

Und ſie ſollen leben, das heißt, ihre Meiſterwerke müſſen fort und fort in das Fleiſch und Blut der Nachwelt übergehen. Das iſt der einzige Weg, der zu dem echten Kultus des Schönen führt. Permanente Kunſtausſtellungen ſind aber auf dieſem Pfade eher ein Hemmſchuh als eine Lokomotive. Unſer Nachwuchs wird durch dieſe gemalten Ammen ſo zu ſagen „bei neuen Bildern“ auferzogen.

Das iſt vom Uebel!

Das junge Volk gewöhnt ſich, friſches Kolorit, prachtige Farben als die Hauptſache anzuſehen. Es iſt daher auch ſchon bei der Verſteigerung trefflicher älterer Gemälde vorgekommen, daß die wunderliche Aeußerung laut wurde, was ſolle man hier alte Bilder kaufen, da man ſie doch im Kunſtſalon „eben fertig geworden“ anſchaffen könne, als ob es ſich auf dem Gebiete der Kunſt, wie in einer berühmten Reſtauration um Gerichte vom heutigen Datum handle.

Patel iſt kein Raphael.

Es gibt aber noch einen zweiten, weit ärgeren Uebelſtand.

Er trägt ein Gewand von Pfauenfedern.

Eitelkeit hat nämlich bei den Einkäufen im Kunſtſalon verſtohlen oder offen die Hand im Spiele. In zehn

Fällen wenigſtens neun ein halb Mal! Der „Zettel, der da beſagt, Herr N. N. oder Dame M. M. habe dieſes Bild um ſo viele Hunderte von Gulden in klingender Münze angekauft, dieſer Zettel iſt es, der wie die bezauberte Wünſchelruthe oder wie ein magiſcher Dietrich ſelbſt derlei Börſen und Kaſſen in Wien zu öffnen vermag, welche ſonſt unter dem doppelten Schloß und Riegel der Knauſerei lagen und der Kunſt höchſtens ein Almoſen, nie aber einen erklecklichen Ehrenſold von ihrem Mammon zukommen ließen.

Man will ſich auf die Medizäer ſpielen.

So meinte ſchon mancher Spottvogel.

Dieſe Zettel ſind gleichſam Viſitekarten, auf denen der Eigenthümer ſeinem Namen noch das ſtolze Prädikat „Mäcen“ beifügt. Ein Bild, das in einem Kunſtſalon farbenprächtig in die Augen fällt, und zu hohem Preiſe angeſchlagen worden, findet daher am leichteſten ſeinen Käufer. Auf dieſe Weiſe aber ſchwindet die Vorliebe für die ewigen Denkmale im Gebiete der Malerei, und die neueſten Gemäldegallerien verhalten ſich zu früheren derartigen Kunſtſammlungen wie die Romane des fruchtbaren Franzoſen Dumas Vater zu den geſammelten Werken eines Schiller oder Goethe.

Die Lebendigen leben, die Todten ſterben nochmals.

Mit den Letzteren ſtirbt aber auch das Ewige der Kunſt. Die Muſe geht einzig nach Brot, und dann gilt fortan jener berühmte Spruch:

Göttlich nennt ihr die Kunſt? Sie iſt's, ſo meinte ein Weiſer,
Aber das war ſie ſchon lang, eh' ſie der Welt noch gedient!

Willſt du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen,
Wer um die Göttin je freit, ſuche in ihr nicht das Weib!

Ein weiterer Vorwurf trifft ſo manchen Kunſtſalon überhaupt, ohne daß hier die Permanenz desſelben von ſonderlicher Bedeutung wäre. Bei vielen Kunſtausſtellungen führt nämlich ſogenannter Patriotismus das große Wort. Man begünſtigt das Inland auf Koſten des Auslandes.

Die Kunſt iſt aber Kosmopolit.

Was frägt ſie um den Heimatsſchein!

Die Vorliebe für ſo manchen vaterländiſchen Pinſel im doppelten Sinne dieſes Wortes iſt hie und da bereits zur Epidemie geworden, und droht allmälig allen feinen Geſchmack und echten Kunſtſinn in der letzten kümmerlichen Blüthe dahinzuraffen. Das iſt giftiger Thau für die zarte Pflanze in den Gefilden der bildenden Künſte. Ein echter Kenner achtet zwar jede Landsmannſchaft, aber ſie iſt für ihn nie maßgebend auf dem Parnaſſe.

Selbſt dem Laien kommen da oft ironiſche Gedanken.

Noch ſchlimmer denkt man hierüber im Auslande.

„Man merkt die Abſicht, und man wird verſtimmt.“

Dieſe Verſtimmung bleibt nicht ohne böſe Folgen.

Fremdländiſche Künſtler, die wirklich etwas Gediegenes zu leiſten vermögen, zögern mit weiteren Sendungen. Es iſt hohe Zeit einzulenken, denn wenn man wirklich einen Koran der Kunſt ſchreibt, nach welchem jedes heimiſche „exeatum non est pictum“ ausgeſtellt oder wohl gar für eine vaterländiſche Kunſtſammlung angekauft werden ſoll: dann wird man ſo manchen hie-

ſigen Kunſtverein in der Fremde bald als „Verſorgungshaus für verkrüppelte gemalte Landeskinder“ kennzeichnen, oder als „erſte Krippe oder Gröche anzuhoffender vaterländiſcher Raphaele“ hänſeln und belächeln!

Hier endete das Manuſkript.

So lautete das Klagelied einer herabgekommenen Muſe.

9. Oberon und die Wiener Zofe.

Der obige zweite Titel ist eigentlich ein Verstoß gegen die heimische Sittengeschichte. Wien, das nie an den seligen Adelung glaubte, kennt keine vornehmen Zofen, es weiß einzig von schalkhaften Stubenmädchen.

Die Wiener Stubenmädchen sind aber auch eine ganz eigenthümliche Species des großen Genus, Mägde benamset. Ein Stubenmädchen, am Donaugestade aufgewachsen, ist keine Pariser Grisette, obwohl immer heiter wie die Lachtaube Rigolette; sie ist kein vorlautes Berliner Kammerkätzchen, kein albernnaives Ringelhäubchen von München, keine hagere, wortkarge Waiting-Maid aus der Riesenstadt an der Themse. Ein unbekannter mächtiger Chemiker, der seine Wissenschaft auch nach psychologischem Gebiete übertragen, scheint alle guten und bösen Eigenschaften der weiblichen dienstbaren Geister in Deutschland, Frankreich, England und Italien zusammengebraut zu haben; die Retorte zersprang durch Zufall, als er eben durch Wien reiste, und das erste Stubenmädchen der alten Kaiserstadt erblickte das freundliche Licht der Sonne.

Möglich auch, daß ein geistreicher Lustspieldichter — so lautet wenigstens eine anderweitige Angabe —

die Wiener Stubenmädchen erfunden hat, dann aber war es wahrscheinlich weiland Kotzebue, welcher diese »Magdwerdung« veranlaßte, denn schlagfertiger Witz, rosige Laune, boshafte Spottsucht sind unserer heimischen Race Zofen angeboren.

Ein Wiener Stubenmädchen besitzt ferner sehr schöne, fast tugendhafte Eigenschaften. Seine Treue gegen den Dienstgeber ist lauteres Gold, wenigstens so lange, bis sie nicht mit dem doppelten Gewicht an Dukaten aufgewogen wird. Auch hegt ein heimisches Kammerkätzchen große Anhänglichkeit an seine Herrschaft; sie ist gewöhnlich die Vertraute, ja die Duenna ihrer Gebieterin; wenn man nämlich das Wort Duenna im italienischen Sinne nimmt, und darunter eine verschlagene Begleiterin, einen weiblichen Cicisbeo, eine scheinbare Garde des Dames versteht, welche jedoch die Rolle des angeblichen Vormundes alsogleich aufgibt, sobald die Mündel nichts mehr zu befürchten hat von listigen Späbern und Kundschaftern

Das Metier, welches ein Wiener Stubenmädchen am liebsten betreibt, ist das Handwerk oder das Amt eines Postillon d'amour; nie hat es auch einen Briefträger oder Botenjungen gegeben, welcher verläßlicher oder geschickter gewesen wäre, ein Schreiben der Zärtlichkeit an die richtige Adresse gelangen zu machen.

Man denkt dabei an morgenländische Brieftauben.

Ein gedientes Wiener Stubenmädchen ist eigentlich eine Art Bosco; die findige Dirne weiß ein Billetdour in die rechte Hand zu schmuggeln, und läge auch gleich-

zeitig ein ganzes Reiterregiment von schwarzen oder weißen Othellos auf der Lauer.

Es geschieht aus esprit de corps.

Der Point d'honneur aller heimischen Zofen würde verletzt, falls das geschriebene Stelldichein durch die Schuld des weiblichen Liebesboten nicht zu Stande kommen sollte. Ein Rendezvous ist für ein Wiener Stubenmädchen ein Ukas, ja ein Ferman, der in Vollzug gesetzt werden muß, und wäre selbst eine rothe Seidenschnur das Ende vom Liede.

Unsere dienende Landsmännin gilt nebstbei als ein Muster von Geduld; sie erträgt so manche Launen ihrer Gebieterin mit einer Langmuth, als sei sie eine Verkörperung, eine Inkarnation des bekannten zähen Patiencespieles. Eine Demüthigung vergibt sie jedoch niemals, und das ist der Mangel an Vertrauen von Seite ihrer Herrin. Ein Geheimniß, das man vor ihr verbirgt, namentlich wenn es sich um Angelegenheiten des Herzens handelt, kann sie zur rasenden Medea machen.

Hier ist kein Verzeihen denkbar!

Es bleibt zudem ein thörichtes Unternehmen, ihr verliebte Dinge verschweigen zu wollen. Der Scharfsinn, die Spürnase dieser Race mahnt an jenen unübertrefflichen Wachtelhund, der selbst die Rebhühner auf einer Speisekarte zu stehen pflegte; ja es soll sogar einmal ein Wiener Stubenmädchen gegeben haben, welches schon drei Tage früher, kurz zum Beispiel bereits am Donnerstag wußte, in welchen jungen Mann sich ihre erlauchte Dame auf der Promenade am Sonntag verlieben werde.

Das Wiener Stubenmädchen ist zudem mitunter

ſelbſt ſehr verliebter Natur, ein halber Don Juan im Unterrocke, ein angehender Graf Lauzun mit Schürze und Handtaſche. Am verlockendeſten gibt ſich die ſogenannte ſchwärmeriſche Race Stubenmädchen. Ein Liebeslied, ein Gedicht voll Innigkeit iſt ſo viel wie ein Freipaß nach ihrem Herzen. Ein derlei ſentimentales Kammerkätzchen beſucht am Sonntag auch nie ein Vorſtadttheater; ſie ſchwärmt für das Tragiſche, als haut-goût gilt ihr ein Trauerſpiel.

»Louiſe, du ſiehſt blaß!«

Das iſt eine echte Antichambre-Parole!

Es gibt in den Augen dieſer Art Schwärmerinnen nichts Schöneres, als wenn man den »Geiſt unglücklicher Liebe« aus den Gräbern der Vergangenheit heraufbeſchwören ſieht. Die letzte Gallerie im Burgtheater iſt daher an ſo manchem Feiertag Abends nichts weiter als die »Seufzerallee« der liebesſiechen Wiener Stubenmädchen.

Leider endet die Romantik meiſt in jungen Jahren.

Der Poet bleibt arm wie eine Kirchenmaus, und von »brennender Liebe« kann man nicht leben. Schmucke, gerngeſehene Offiziere werden nach fernen Garniſonsplätzen verſetzt; der luſtige Bruder Student, welcher dem hübſchen Kammerkätzchen einſt den Hof machte, wurde Philiſter, hat ſich des ſchnöden Mammons willen mit einem häßlichen Geſchöpfe verheiratet.

Eine bedenkliche Situation!

Nun muß die Reſerve vorrücken.

Es ſind zwar keine gedienten, aber denn doch dienende Leute, und beſtehen dieſelben meiſt aus herrſchaftlichen Lakeien oder Büchſenſpannern. Der neue derbe

Liebhaber hat ein hübsches Stück Geld erspart, die Josefine wußte ihre geheimen Botengänge gleichfalls gegen klingende Münze zu verwerthen.

Man schreitet zur Hochzeit.

Der Freier wird meist Fragner, in Wien schlichtweg „Greisler" genannt; seine Ehehälfte wirthschaftet gewöhnlich als Gemüsehändlerin, denn hiebei kann sie noch ein altes Lieblingsgewerbe ausüben, kurz den Postillon d'Amour der dienenden Klasse abgeben. Leider schlagen derlei Ehen selten sehr rosig an. Kindersegen, Krankheiten, sonstige Unfälle führen rasche Verarmung herbei. Der Mann beginnt seinen Unmuth in „Feuerwasser" zu ertränken; Kummer bleicht die Rosen auf den Wangen der ehemaligen Josefine, und das einst so reizende Kind wird zur früh ergrauenden Matrone.

„Arm sein ist nichts, doch Herr, verarmen?!"

So frug einst Karl Beck.

Der Mann hatte Recht.

Doch weiter in unserer Schilderung!

Neugierde ist, wie oben erwähnt, ein Hauptfehler der Wiener Stubenmädchen; als ihre Erbsünde kann man jedoch die Putzsucht bezeichnen. Hierüber weiter unten ein Mehres! — Eine Eigenthümlichkeit dieser Race bestand einst in ihrer Benennung, sie führten in Altwien weniger einen Taufnamen, als so zu sagen einen Familiennamen. Der Unterschied in ihrer Nomenklatur hing einzig von dem Adel, Rang und Reichthum ihrer Brotgeber ab.

Diente das Stubenmädchen bei hohen Herrschaften, so hieß sie gewöhnlich Anna oder Nina, in der Ari-

ſtokratie financière wurde ſie Netti oder Nanette genannt, im Bürgerſtand rief man ſie mit Nanerl und Nani. Der 26. Juli war zu jener Zeit der Namenstag aller Wiener Stubenmädchen. Der Pyrotechniker Stuwer brannte blos ihrethalben am Annatag ſein ſchönſtes Feuerwerk ab, ja Viele behaupteten, die Komödie „Anna, Nina, Netti, Nani, Nanerl und Nanette“, die einſt im Leopoldſtädter Theater alljährlich am Annenfeſte, alſo an dem mehrerwähnten 26. Juli, gegeben wurde, ſei blos zu Ehren der Wiener Kammerkätzchen gedichtet worden. Ich ſelbſt ſchrieb einmal einem artigen Bürgerskinde von Wien, das ſpäter bei der unverhofften Verarmung ſeiner Eltern unter die herrſchaftlichen Zofen ging, nachſtehende Strophe in das Stammbuch:

Gar ſüße Sachen hat der Mandoletti,
Doch iſt als ſüßer noch dein Kuß bekannt,
O wunderholde Anna, Nina, Netti,
Auch Nani, Nanerl und Nanette genannt!

Dies charakteriſtiſche Merkmal — nomen et omen — hat ſich in der Neuzeit verloren. Unſere Stubenmädchen führen jetzt weit vornehmere Namen, wie: Siegelinde, Aurora, Zelia, Cheriſtane und Engelbertha. Dies mag vielleicht mit Urſache ſein, daß der echte, originelle Typus des heimiſchen Zofenthumes allmälig zu erlöſchen droht.

Zum Schluß noch eine ſagenhafte Geſchichte!

Es handelt ſich um das Entſtehen des Schildes des Modeatelier „zur ſchönen Wienerin“ am Steſansplatze, am Ende der Kärnthnerſtraße. Dies Atelier ſteht jetzt

unter einer andern Firma, ist auch vor ein paar Jahren nach einem andern Stadttheil verlegt worden.

Doch man höre!

Das romantische Gedicht „Oberon, König der Elfen" zerfällt eigentlich in zwei Abtheilungen. Den ersten Theil hat bekanntlich Wieland geschrieben. Oberon und Titania versöhnen sich zum Schlusse, Dank der Treue, welche Ritter Hüon und die Khalifentochter Rezia bewiesen. Das ist eine Thatsache oder Sage, welche wohl keiner deutschen Leserin fremd geblieben sein dürfte.

Leider erneuerte sich der häusliche Zwist im Reiche der Elfen, und zwar erst in neuerer Zeit, wie dies von dem weiland Blaustrumpf Agnes Franz in einem späteren Buche bündig nachgewiesen worden. Dies Buch oder die zweite Abtheilung des obengenannten Gedichtes hat, wenn ich nicht irre, den Titel „der Shawl" erhalten.

Letzter Grund der neuen Zwietracht war eine Lieblingssklavin der Elfenkönigin, welche nebstbei Zofendienste im Boudoir ihrer zauberhaften Gebieterin verrichtete. Dies Kammerkätzchen verleitete seine Herrin Titania zu so kostspieligem Putze, daß Oberon beinahe Gefahr lief, bankerott zu werden. Der zürnende Elfenkönig verwandelte die Zofe zur Strafe in eine angorische Ziege, aus deren Vließ bekanntlich die ostindischen Shawls gefertigt werden. Oberon fügte nach Agnes Franz noch den Fluch bei, die Verzauberung sollte erst dann enden, wenn sich jemals ein Weib fände, dem Putze also abhold, daß es selbst einen echten Shawl als Hochzeitsgeschenk auszuschlagen vermöchte.

Diese Angaben sind großen Theiles irrig.

Ich ward beſſer verſtändigt.

Die Lieblingszoſe der Elfenkönigin war keine Sklavin, ſondern ein freigebornes Wiener Stadtkind, Namens Netti Schnabel. Ihr Vergehen wurde jedoch von Agnes Franz richtig geſchildert. Die Putzſucht, welche Netti dem Herzen Titaniens einzuimpfen wußte, brachte das Elfenreich auch wirklich hart an den Rand des Verderbens.

Das Strafgericht erfolgte.

Es war jedoch von keiner Ziege aus Kaſchemir die Rede, nein, Oberon verwandelte die Zoſe einfach in eine Wachspuppe, und verbannte ſie nach dem großen Schaufenſter im Modeatelier »zur ſchönen Wienerin«, das in neueſter Zeit nach einem andern Stadttheil verlegt wurde.

Dort ſitzt nun Netti Schnabel ſeit hundert Jahren, dort bleibt ſie ſo lange als Wachsfigur im Exil, bis ſich einſt ein Wiener Stubenmädchen findet, welches denſelben Taufnamen führt, und ſo wenig von Putzſucht weiß, daß es in Abweſenheit ſeiner Herrin kein Gelüſte ſpürt, die neue Robe, den Shawl oder den Hut ſeiner erlauchten Dame vor dem Spiegel — — zu probiren.

Iſt eine ſolche Wiener Zoſe denkbar?

Auch droht das Geſchlecht der Wiener Annen auszuſterben.

Arme Netti Schnabel!

---

10. Kleinkalifornien in Wien.

Nach der Ansicht der Geographen liegt Kalifornien in der neuen Welt, und zwar an der Westküste von Nordamerika. Man spricht von einem Flächenraum von mehr an viertausend Quadratmeilen. Diese Angabe ist nicht ganz richtig. Ein Theil des kalifornischen Ländergebietes erstreckt sich nämlich bis nach Europa herüber, und liegt im Kaiserstaate Oesterreich, in der innern Stadt Wien, in der sogenannten Renngasse, von wo es nächstens nach der Freiung verlegt werden soll.

Dies Stück Kalifornien heißt hierlandes:

Die Börse.

Ein Gau desselben befindet sich im sogenannten Auwinkel.

Man verdient auch hier im Jahre ein Heidengeld an Geld und Silber. Die Mühsal des Erwerbens ist bei uns jedoch weit geringer. Die Börse ist ja für gewisse Kundschaften nichts weiter als die Vaterstadt des „geschäftigen Müßigganges". Es versteht sich wohl von selbst, noch einmal sei es gesagt, daß ich hier nicht von den wirklichen Banquiers und Kaufleuten spreche.

Der Handel iſt der Blutumlauf eines Volkes, und der jeweilige Kurs vertritt die Stelle des Pulsſchlages, nach welchem ſtaatsökonomiſche Aerzte die Geſundheit einer Nation zu ſchätzen pflegen. Meine Wenigkeit hegt daher auch die tiefſte Hochachtung vor dem werkthätigen Kaufherrn. Der Waglingsmuth der alten normänniſchen Seekönige, der Geiſt eines Raleigh oder Ralegh iſt neuerſtanden in dem kühnen Handelsmann, der als Tummler der Wellen den Norden mit dem Süden verbindet, und dem Weſten die Grüße des fernern Morgenlandes bietet.

Was man unter den Kleinkaliforniern von Wien verſteht, das iſt jene Race

„Börſeſchwindler",

die nie ihr Brot im Schweiße des Angeſichtes verdienten, die von dem Lottoſpiele des Kurſes leben, und kurz geſagt dieſelbe Rolle ſpielen, welche den nordamerikaniſchen Indianern in der Nähe von San Francisco zugefallen.

Wer in dem wirklichen Kalifornien einer Bande ſolcher Rothhäute in die Hände fällt, geht nämlich einem liebenswürdigen Schickſale entgegen. Er wird entweder bei gelindem Feuer geröſtet oder bei lebendigem Leibe langſam geſchunden. Beides iſt auch bei uns der Fall. Das gelinde Feuer vertritt die Folterangſt bei dem Fallen der Papiere; auch wird es wohl wenige Bewohner der Freiung oder der hohen Brücke geben, welche ſich nicht häufig des Anblickes eines Menſchenkindes erfreuten, das aus der Rennga[ſſe] geſchunden nach Hauſe kehrte.

„Das iſt ſo Herrenrecht zu Arras!"

Das Ende eines Glückspilzes der Börse ist mit einem Worte echt amerikanisch. Anders aber verhält es sich, wie gesagt, mit dem Erwerbe. An der Westküste von Nordamerika müden sich die Schatzgräber und Goldwäscher Tag und Nacht, führen in der einen Hand den Spaten und in der Andern das Schwert, roboten bei sengender Hitze und bei grimmiger Kälte, und müssen den goldenen Mammon gar oft mit ihrem Herzblut bezahlen.

Anders der Kleinkalifornier von Wien!

Hier bei uns hat man weit leichteres Spiel. Die Schatzgräberei in der Renngasse kostet nie das Leben, sie kostet im schlimmsten Falle höchstens die Ehre, und in diesem letzteren Falle sollen viele Börseschwindler sehr wenig zu verlieren haben. Sie sind lebendige Seitenstücke zu dem armen Peter Schlemihl; es heißt, daß sie ihren schönen moralischen Schlagschatten schon lange verkauft haben.

Der Wiener Kalifornier führt zudem ein höchst freudenreiches Leben. Die Sonne steht hoch am Himmel, ehe der homo californiensis, boa L. draco constrictor sich aufmacht sein Opfer zu verschlingen.

Sein Aussehen ist sehr stattlich.

Sein Fell ist Stoff von Gunkel, die Bedeckung seiner Krallen lieferte einst Jaquemar, jetzt bezieht er sie bei Herrn Leitmann auf dem Graben. Der Religion nach gehört er zu beiden Testamenten; viele schwören auch auf den Koran. Sein Lieblingsfutter sind Austern und Trüffeln; was die Getränke anbelangt, pflegt er dem Champagner den Vorzug zu geben.

Wie alle Amphibien nimmt er sein Mahl am lieb-

ſten in der Nähe eines Fluſſes ein, und die Tagesloſung eines gewiſſen Gaſthofes in der Jägerzeile gibt daher den Thermometer der Börſe ab; ja man kann an dem Diner oder Souper ſo manchen Glückspilzes leicht entnehmen, ob er heute in Kleinkalifornien geſchunden hat oder ſelbſt geſchunden wurde. Letzteres iſt freilich faſt immer das Ende von dieſem garſtigen Liede.

Die Beſchäftigung des Kaliforniers iſt ſehr einfach.

Er kauft oder verkauft ſcheinbar Papiere.

Es genügt, wenn er während der Börſeſtunden zwei- oder dreimal den Mund aufſperrt. Dies einfache Manöver reicht hin, um dieſem »geſchäftigen Müßiggänger« eine Jahresrente zu verſchaffen, von der zwanzig fleißige Familien ſammt ihren zahlreichen Angehörigen beſcheiden zu leben vermöchten.

Es gleicht alſo den Lilien auf dem Felde, die nicht ſpinnen, noch nähen, und doch den König Salomon weit überſtrahlten an Pracht und Herrlichkeit. Ein thätiger Mann würde ſich eines ſolchen Lebenswandels ſchämen; der Kleinkalifornier ſieht jedoch »in ſeines Nichts durchbohrendem Gefühle« unwillig auf die fleißigen Leute herab, die da gezwungen ſind, ihr Brod mit Hammer oder Feder zu ſchmieden oder zu ſchreiben.

Uebrigens iſt der Kalifornier meiſt ein Kunſtfreund.

Er pflegt jedoch ſeine Achtung vor Poeſie oder Muſik nie dem Dichter oder Tonſetzer ſelbſt zu zollen; er wendet ſich an ihre Ambaſſadricen und legt ſeine Huldigung den ausübenden Künſtlerinnen zu Füßen. Am reizendſten bedünken ihn Tänzerinnen, beſonders wenn ſie nicht blos den Tanz, ſondern auch das Koſtüm der grie-

chischen Daphne nachahmen. Da man aber in dem Reiche Terpsychorens gewöhnlich sehr kostspielig lebt, da ferner die Gilde der Scharlachdamen bei Hoftheatern fast überall landesverwiesen wurde, so schreitet er aus dem Weichbild der innern Stadt, und begnügt sich „den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier“ in der Nähe einer Vorstadtbühne zu spielen.

Abends zieht er dann wie ein Triumphator nach dem Zuschauerraum vor den weltbedeutenden Brettern. Zu seinem Glücke begleiten ihn fast immer ein paar Freunde, sorglich bedacht, den Kalifornier bei dem Auftreten seiner Huldin rasch auf den Sperrsitz niederzudrücken, denn sonst würde er emporspringen, sich vornehm lächelnd vor dem Publikum verbeugen, und laut jubeln:

„Sehen Sie, dies Kostüm habe etwas ich besorgt, dieses Armband ist etwas von mir, dieser Shawl kostet etwas mein Geld!“

Ja, das thäte der Kalifornier.

Ah, quel plaisir d'être affréteur!

Später kommen freilich gewöhnlich die Tage, von denen man auch an der Börse zu sagen pflegt, sie gefallen uns nicht mehr. Was liegt daran? Man ist doch einmal in Aranjuez gewesen! Man hat doch einmal den Kavalier gespielt! Man hat doch etwas einmal eine liaison dangereuse gehabt! Regen nach Sonnenschein. Und gibt es kein Mittel, diesem heillosen geschäftigen Müßiggange endlich Grenzen zu setzen?

Zwei Umstände verhindern es.

Erstlich liegt unsere Börse nicht in Konstantinopel.

Sultan Mahmud II. ließ zweitens die Janitscha-

ren bereits im Juli 1826 niedermetzeln. Sonſt wäre es herrlich zu ſehen, wenn eines ſchönen Vormittags zwei Ortas oder Bataillons Janitſcharen nach der Freiung, über die hohe Brücke anrückten; ſo wäre es allerdings lieblich zu hören und zu vernehmen, wenn der kommandirende Bimbaſchi oder Bataillonschef vortreten und ſagen würde:

»Habt Acht!

Senkt Mahommed's heilige Fahne vor jedem rechtſchaffenen, thätigen Kaufherrn! Die Kleinkalifornier aber, die nicht arbeiten, noch ſteuern, dieſe Drohnen des menſchlichen Geſchlechtes, die nichts lieben als Müßiggang und Befruchtung, dieſe treibt mit Ruthen und Geißeln, ja mit flachen Säbelhieben nach unſeren Oda oder Kaſernen! Sie ſeien verurtheilt, Zeit ihres Lebens als Gemeine zu dienen. Sendet ſie nach Bosnien, Montenegro oder Syrien; Kanonenfutter, ſie füllen bei dem Barte des Propheten den Graben ſo gut wie beſſere Leute!«

Schade, daß Wien nicht in der Türkei liegt!

Dumas Sohn weiß freilich noch einen anderweitigen Ausweg. Er meint in ſeinem Stücke »La question d'argent«, ſobald ein Mann zwanzig Jahre alt ſei, habe ihn der Staat fragen zu laſſen:

»Mein Herr, was thun Sie zum allgemeinen Beſten?«

»Nichts, mein Herr!«

»Ach, wollen Sie alſo arbeiten?«

»Nein, mein Herr!«

»Gut, Sie haben alſo Vermögen?«

»Nein, ich ſpiele blos an der Börſe.«

„Wohlan, mein Herr, es steht Ihnen frei, nicht zu arbeiten, aber dann müssen Sie jährlich einen Ersatzmann stellen und bezahlen, der für Sie arbeitet, und wir werden Ihnen dagegen einen Faulheitsschein, eine Trägheitskarte einhändigen, mit der Sie überall frei herumgehen können, Sohn aus Kleinkalifornien!“

11. Die Urenkel des Hanns Sachs.

Die Historiker sind noch uneins, wer der erste Wiener Schusterjunge gewesen, und wann er gelebt habe. Die Genealogie dieser seltsamen Race reicht jedenfalls weit in die Geschichte der guten Stadt Vindobona hinein. Nach einer Mythe, deren Glaubwürdigkeit ich jedoch nicht verbürgen kann, hätten die heidnischen Götter, als sie nach Norden flohen, am Wienfluß das unauslöschliche homerische Gelächter verloren. Dort sei es durch Jahrhunderte in einer Uservertiefung verborgen gelegen. Eines Tages aber habe es ein Lehrling von der ehrsamen Zunft des Meisters Hanns Sachs zufällig aufgefunden, in seine Tasche gesteckt, und so sei der erste humoristische Schusterjunge entstanden.

So dunkel die Urgeschichte dieser Spaßvögel auch ist, so wurden ihre Sitten und Gebräuche doch bald durch Touristen beschrieben, und durch die Druckerschwärze in die Bücher der Länder- und Völkerkunde eingetragen. Einer ihrer besten Historiographen lebt noch gegenwärtig in Wien.

Es ist der alte Castelli.

Dieser humoristische Altwiener hat den Wiener Schusterbuben in der Vorrede zu seiner Anekdotensamm-

lung, „Bären“ betitelt, ein stolzes Denkmal gesetzt; ja seine Aeußerung, ein Wiener Schusterjunge besitze mehr Witz und Laune als zwanzig norddeutsche Bonmotisten, führte sogar zu einer journalistischen Fehde, die sich freilich ins Abgeschmackte verlief.

Wie dem sei, der Wiener Schusterlehrling in der guten alten Zeit war ein ganz eigenthümlicher hochkomischer Kauz. Unverwüstlich muntere Laune galt als das charakteristische Merkmal seiner ganzen Sippschaft. Die schmale Kost, welche ihm die Frau Meisterin versetzte, das Geschrei der kleinen schuhmacherischen Rangen, die er als männliches Kindsmädchen auf dem Arme tragen mußte, nicht einmal die Schläge mit dem Knieriemen von der Hand des gestrengen Herrn Meisters konnten seinen Hang zur Heiterkeit, zur Spottsucht dämpfen, und selbst wenn er vor körperlichem Schmerz schluchzte, klang es wie ein schelmisches Gelächter, denn der Junge dachte, einmal werde sein Chef doch müde werden, und es sei daher an der Zeit, schon jetzt auf einen neuen losen Streich zu sinnen. Das lag im Blute.

Spottsucht ist unheilbar.

Zahllos sind die Bonmots, welche man den Schusterjungen zuschreibt. Eine alte Base von mir war einst Obrenzeuge, wie ein Schusterbube, als er in der Josefstädter Kaiserstraße mit seinem Meister an einem Triebzug Rinder vorüberschritt, die schöne Arie „Einst zog ich an meiner Brüder Seite“ aus Mehul's herrlicher Oper „Josef und seine Brüder“ anstimmte.

Der Meister ärgerte sich natürlich weidlich.

Castelli erzählt ferner von einem andern losen

Exemplar dieſer echten Pechknappen, wie es ſich, als der Pudel eines Herrn auf der Seilerſtätte ein Kaninchen todtgebiſſen, zur Zeugenſchaft vor Gericht anbot, beiſetzend, das Kaninchen habe dem Hunde zuerſt die Zähne gewieſen.

Ein Kernwitz war endlich der Ausſchrei eines Schuſterjungen, welcher in einem Speiſekorb das Mittagsbrod ſeines Meiſters aus der Vorſtadt in das Stadtgewölbe trug, ſämmtliche Teller aber, in Trümmer klirrend, auf dem Burgplatz fallen ließ, und dann trocken meinte: »Nun, mein Herr wird große Augen machen, wenn er hört, daß er heute bei Hof ſpeiſt!«

Der Schuſterbub von einſt beſaß ferner einen eigenthümlichen Inſtinkt, den Fremden aus hundert Wiener Stadtkindern auf den erſten Blick herauszufinden. Er trieb damit ein beſonderes Metier, denn einen Ausländer tüchtig hänſeln, war und blieb nun einmal ſein Leibvergnügen.

Man kennt hundert bezügliche Schnurren.

So führte einmal, um ein Beiſpiel zu geben, ein ſolcher kleiner »Knieriem« einen Fremden, welcher die Menagerie des kühnen Van Aken beſuchen wollte, und um den nächſten Weg frug, nach Währing hinaus, und hieß ihn dort in eine Kneipe gehen, wo »Heuriger« ausgeſchenkt wurde, und zwar mit den treffenden Worten »hier ſeien Affen in Hülle und Fülle zu ſchauen.«

Affe iſt der Wiener Ausdruck für Rauſch.

Wein letzter Aechſung heißt Heuriger.

Doch auch Einheimiſche prellen gehörte zu den apparten Leidenſchaften eines echten Schuſterbuben, und

es wird zweifelsohne, ja ganz gewiß nur wenige Altwiener geben, die sich nicht einmal von einem durchtriebenen Wiener Pechknirps durch die Geschichte von dem Geier täuschen ließen, der angeblich oben am Stefansthurme eine Taube rupfe.

Schadenfroh war der Schusterjunge eigentlich selten. Es war ihm nur um einen kleinen Schabernak zu thun. Auch galt und gilt seine Ehrlichkeit als sprichwörtlich. Ich weiß als gedienter Wiener Flaneur nur einen Fall vom Gegentheil zu erzählen. Die Schwester des Autors dieses Buches bog nämlich an einem düstern Tage um die Ecke der Grünangergasse nach der großen Schulenstraße hinab, und hielt ihr Parapluie einiger Regentropfen willen hoch in der vorgestreckten Hand. Plötzlich kam ein Schusterbube hinter ihr dahergebraust, riß ihr den Regenschirm aus der Hand, und stürmte blitzschnell weiter. Ehe die erschrockene Frau um Hilfe zu rufen vermochte, war der kleine Bösewicht bereits in der Riemerstraße verschwunden, und Regenschirm und Leistenknirps sah man niemals wieder.

Das war eine Ausnahme von der Regel!

Der Schusterlehrling, der so zu sagen mehr auf der Straße als an dem Dreifuß lebte, sah viel, wußte aber, wenn es nöthig war, ein Schloß vor den Mund zu hängen. Er hörte viel, aber schweigen lautete seine Losung. Er war in ernsten Dingen kein Plappermaul, kein Ohrenbläser.

Kein Pechknirps mochte den Jenanier-Thinville spielen.

Er liebte es aber auch nicht den Hehler abzugeben.

Der Schusterlehrling träumte überhaupt von keinem Umgang, von keiner Kameradschaft, außer mit seinen Zunftgenossen. Der Rest der Bevölkerung blieb ihm ein »warmangezogenes« Räthsel; er sah die übrigen Menschen theilnahmslos wie Sprößlinge einer andern Race an sich vorübergleiten, von Gott nur geschaffen, daß ein Leistenbursche mit ihnen losen Scherz treibe.

Die schönen Gewande der Weiber, die enganliegende schmucke Tracht der Männer vermochte sein Auge kaum zu fesseln. Der Pechknirps lebte der Ansicht, er sei in Hemdärmeln auf die Welt gekommen; deshalb hielt er auch die prächtig gekleideten Kinder der feinen Welt für unglückliche Weichlinge.

Er war ein freiwilliger Paria.

Auch hat er wahrscheinlich nur einen Stammverwandten.

Es ist der Zeitungsjunge in Neuyork.

Ja, der News-boy dürfte sein Vetter sein!

Der Wurstlprater und das Kasperltheater waren seine Lieblingstummelplätze am Sonntag, an hohen Festtagen. Marinelli galt gleichfalls als sein Abgott. Nie hatte der Hanswurst einen wärmeren Verehrer, nie zählten die Juchheiritter im sogenannten Olympe des Theaters ausdauerndere Troßjungen. Lange bevor die Lampen im Orchester angezündet wurden, klimmten die Schusterjungen nach der letzten Gallerie empor.

Das Theater im Theater begann.

Gelächter erschell, seltsame Spitznamen klangen an das Ohr der Umstehenden, unverständlich für jeden, welcher im Jargon der untern Wiener Volksschichten nicht

bewandert war, und deshalb solche Ausdrücke als furchtbares Rothwälsch betrachtete. Dabei nahmen die Schusterjungen, um besser nach der Bühne zu sehen, Stellungen an, welche dem Gesetze der Schwere zu spotten schienen, und den bekannten Klischnigg gewiß zuerst auf den Gedanken brachten, die Kunst des Gliederverrenkens zu erfinden.

Späße und Ränke währten fort.

Kaum aber daß der erste Bogenstrich im Orchester erklang, lang bevor der Vorhang aufflog, herrschte jedoch eine Stille im Olymp, welche manchem Dandy im Parterre, mancher Zierpuppe in der Logenreihe als Muster zur Nachahmung vorgehalten werden konnte. Schauspieler, welche sich der Gunst dieser nichts weniger als ledernen Jungen erfreuten, wurden freilich mit lautem Gepfeife, mit einem wildbrausenden Sturm von Beifall empfangen.

In der späteren Zeit galten Raimund, Kornthener und Ignaz Schuster als Lieblinge der Bevölkerung der letzten Gallerie. Eine Lokalsängerin, welche einmal Freude in das Herz der Schusterjungen gesungen, konnte später das albernste Couplet vertragen, und blieb doch des reichsten Applauses sicher. Eine rührende Scene erlebte ich selbst, doch nicht im Theater, nein auf dem — Friedhof. Ein Schusterlehrling klebte an einem Allerseelentage ein Wachskerzchen auf das Grab der unvergeßlichen Therese Krones.

Die Schusterjungen schwärmten auch nur in der Theispsbude für weibliche Schönheit; außer der Theaterzeit erregte das Wort Liebschaft meist Grauen und Be-

denken bei ihnen, denn ſie ſahen, wenn ſie von einer »Bekanntſchaft« hörten, vor ihrem inneren Auge die Schreckensgeſtalt der Frau Meiſterin auftauchen, und fürchteten eine neue Menſchwerdung eines dräuenden weiblichen Drachens erleben zu müſſen.

Es iſt auch etwas Furchtbares um eine Frau Meiſterin!

Ein Witzbold meinte daher einmal, das Hauptwort Weib habe wie die Beiwörter drei, eigentlich zwei Steigerungsgrade, und laute im

Poſitiv: böſe Sieben,

Comparativ: Stiefmutter

Superlativ: Frau Meiſterin.

War die Vorſtellung zu Ende, ſo ſtürzten die Pechknirpſe ſo zu ſagen kopfüber die ſchmale Treppe hinunter, und wer ſich verſpätete, der kroch den erwachſenen Theaterbeſuchern durch die Beine hindurch, um nur ſo bald als möglich in das Freie zu gelangen; denn auf dem Theaterplatze hatten ſeine Kameraden gewiß ſchon wieder einen hochkomiſchen Schelmenſtreich in die Scene geſetzt. Dies war auch die Stunde, wo es klaſſiſche Bonmots regnete.

So ſchlich einſt ein Schuſterlehrling furchtſam an den abgemagerten Gäulen eines Fiakers vorüber. — »Fürchte dich nicht, Dummrian,« ſprach der Fiaker, »meine Pferde ſchlagen nicht aus!« — »Aber umfallen könnten's, die Lamperln!« lautete die beißende Antwort, von einem Sturm von Gelächter von Seite der Umſtehenden begleitet.

Am andern Morgen gingen derlei Schwänke bereits von Mund zum Munde. Alle Welt wollte Ohrenzeuge derſelben geweſen ſein, denn der Schuſterbube von ehemals war der Blumauer in Proſa und Schurzfell, der Sonnleithner in Hemdärmeln, der M. G. Saphir mit dem Knieriemen, kurz der perſonifizirte Witz von Altwien.

Die Zeiten haben ſich geändert.

Die Wiener Schuſterjungen ſind — alt geworden.

Macht es der Ernſt der Zeit, daß ſich die Anekdote nicht mehr recht heimiſch findet am Donaugeſtade? Hat die Kultur, die alles beleckt, die Urenkel des Hanns Sachs in Wien in die Lehre, in die Politur genommen?

Wer weiß es zu ſagen!

Oder hat die Spekulation ihre Krallen auch nach der hieſigen Leiſtenjugend ausgeſtreckt? Böswillige behaupten ja, ſie hätten zur Zeit, da die Epidemie des Aktienſchwindels am grimmigſten wüthete, auch ein paar verkleidete Schuſterjungen nach der Börſe ſchleichen ſehen. Wahlverwandtſchaft würde wenigſtens den Vorgang rechtfertigen, denn in der Renngaſſe pflegt man ſehr oft in auffallender Weiſe mit Pech zu arbeiten. Warum ſollte die leichtgläubige Jugend nicht dem Beiſpiel des kopfloſen Alters folgen? Ein bekannter Humoriſt ſchrieb ja einmal, die Saumthiere vom Kahlenberg hätten ſich entſchloſſen, die Berge zu befuhren, da ſie gewohnt ſeien, belaſtet hinaufzuſteigen und leer zurückzukehren.

Trägt die ſteigende Leſeluſt die Schuld?

Hat der todte aus Blei gegoſſene Buchſtabe das lebendige heitere Wort meuchlings umgebracht? Thatſache iſt es, daß die Schuſterlehrlinge in den Zeitungsblättern,

die ſie für den Meiſter nach Hauſe tragen, herumbuchſtabiren, und nach politiſcher Lektüre iſt es ja doch unmöglich, roſiger Laune zu ſein und einen geſunden Witz von Stapel laufen zu laſſen. Wie dem ſei, die luſtige Brut, die ich eben geſchildert, iſt — alt geworden!

---

12. Kamelien auf der Bühne.

Die Bühne bedeutet die Welt der Fabel.

Es versteht sich also von selbst, daß in diesem geheimnißvollen, mehr als tausendjährigen Reiche mitunter sehr fabelhafte Dinge vorkommen müssen. Sagenkundige Männer behaupten ferner, daß der erste Musentempel keineswegs durch den parnassischen Kärrner Thespis erbaut, sondern schon weit früher an jener Stelle der Erde entdeckt worden sei, wo einst der Thurm von Babel zum Himmel emporragte. Thatsache ist es wenigstens, daß noch heute zu Tage in allen Schauspielhäusern der Welt an jedem Theaterabend gleichzeitig

dreierlei Sprachen

gesprochen werden.

Hiezu gehört erstlich die Konversation im Publikum.

Viel Erhabenes kommt bei diesem Dialekt freilich nicht immer zum Vorschein, diese Konversation vertritt zuweilen, namentlich in den Wiener Vorstadttheatern, sogar einen hundertfältigen Abklatsch eines gewissen Verses von Goethe über das Urtheil der Menge, den ich jedoch großer Unhöflichkeit wegen nicht näher zu bezeichnen wage. Auch denke ich nicht so streng aristokratisch, wie

Fürſt Leo Sapieha in Schiller's Fragment. „Demetrius“ betitelt, wie der Woiwode, der da kühn behauptete:

Was iſt die Mehrheit? Mehrheit iſt der Unſinn.
Verſtand iſt ſtets bei Wen'gen nur geweſen!

Die eigentliche Schriftſprache, das wahre Hochdeutſch der Kunſt wird auf der Bühne ſelbſt geredet. Hier waltet häufig die Poeſie vor. Das geneigte Publikum ſchweigt dann, und ſieht in ſtummer Ehrfurcht das Große aller Zeiten ernſt und deutungsvoll an ſich vorüberziehen.

„Wie aber, wenn man eine alberne Poſſe gibt?“

Das geſchieht zwar in Wien, namentlich in den Vorſtädten noch häufiger, aber dieſe Frage von Dir, geſchätzter Leſer, beweiſet demungeachtet Unbeleſenheit in der Naturgeſchichte der Theaterwelt. Es gibt nämlich auf der Bühne wie im Leben ſehr viele ſogenannte Götter und Menſchen, welche überaus unwiſſend ſind, nichts gelernt haben, unorthographiſch ſchreiben, und bei dem Anblicke eines Gerichtes Spargel hartnäckige Migraine bekommen, weil ſie das einzig Genießbare an jenem edlen Gewächſe, den Kopf, für überflüſſig, ja ſogar für geſundheitswidrig halten. Es muß aber ſchon des Kontraſtes willen auch dumme Götter und Menſchen geben.

So viel als Antwort auf deine Frage!

Der dritte Dialekt iſt das heimliche Sanskrit der Kouliſſenwelt.

„Sanskrit?“

Nur Geduld!

Dieſe Geheimſprache wird von den Theſpiskindern von der Bühne aus einzig mit wenigen Auserwählten

im Publikum geredet. Dieſes Sanskrit iſt eigentlich eine Zeichenſprache. Es beſteht aus Hieroglyphen, zu welchen kein Uneingeweihter den Schlüſſel beſitzt. Man könnte es auch den elektriſchen Telegraphen beim Lampenlicht nennen.

Am geläufigſten ſprechen es gewöhnlich die ſogenannten

Kamelien auf der Bühne.

Wer dieſen Ausdruck nicht verſtehen ſollte, der leſe den Roman „die Dame mit den Kamelien“ von Dumas Sohn, oder blättere in deſſen Schauſpiel, „Demi-monde“ geheißen. Kamelien auf der Bühne ſind nämlich Kinder aus jenem Land der Frauen, als deſſen Hauptſtadt die Pariſer Chaumière gilt. Immermann nennt dieſe Reſidenz in ſeiner epiſchen Satyre „Tuliſäntchen“ noch charakteriſtiſcher: Micromona. Goethe ſchilderte ihre Bewohner als verlorene Kinder mit ſchön gemalten Wangen.

Siehe: Gott und Bayadere!

Dieſe Kamelien wurden zwar zuerſt in den Pariſer Treibhäuſern ſchlechter Sitten entdeckt; dieſe reizende, wenngleich ſeltſam duftige Species lebendiger Sumpfblumen hat ſich jedoch auch nach Deutſchland verirrt, und die alte Stadt Wien darf ſich gegenwärtig rühmen, daß ſie ſo manches Prachtexemplar dieſer Art aufzuweiſen vermag.

Das Hauptkontingent der Kamelie — species theatralis — liefern reizende Damen, welche zwar in der Schauſpielerliſte einer Bühne als engagirte Mitglieder verzeichnet ſtehen, aber nur ſelten, oft auch nie auftreten

und ihre Monatsgage nicht durch den Theaterdiener erhalten, sondern an der Kasse irgend eines Mäcen aus der Aristokratie oder aus der Börsewelt erheben.

Der Titel Schauspielerin ist eigentlich nur Theaterlack, darunter sich eine lebendige nach Moschus riechende Zote verbirgt. Man könnte derlei Damen auch des Vergehens dramatischer Anmaßung anklagen, da sie zum Beispiele die Rolle der Lady Milford zwar im Leben sehr fleißig studiren, dieselbe aber nie auf der Bühne selbst darstellen.

Dies Kamelienthum ist von großem Uebel für die Kunst.

Erstlich sperrt es mancher wirklich talentvollen, aber prüden Anfängern den Weg in die Koulissenwelt; ferner lassen sich auch viele Kunstjüngerinnen, die sich bereits einiger Renommée erfreuen, aus Neigung zu Luxus und Komfort zu kleinen Gefälligkeiten gegen irgend einen »reichen Handelsmann aus Süden« verleiten.

Die bösen Folgen zeigen sich bald.

Die Muse wendet zürnend den Rücken, das abtrünnige Kind übt sich, statt in der Sprache der Poesie, in dem Sanskrit der »Marmorschwesterschaft«, und vergeudet selbst die Muße der Urlaubszeit, wo es dem Studium leben oder sich in neuen Rollen versuchen könnte, mit ländlichen Schäferspielen, denn es gibt so manchen weißen Othello, der von Lenau nichts weiter kennt als die eifersüchtige Strophe:

Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,

Als ſich bluhend in der Hand
Läßt die Roſe tragen!

Hiezu kommt noch, daß der leidige Nepotismus auch auf der Bühne zur Geltung kommt. „Gönnerſchaften“ entſcheiden über die Rollenvertheilung, und „das Gänschen von Buchenau“ avancirt zur Princeſſin Eboli, während das Talent als Cenerentola in den Hintergrund geſchoben wird.

Doch zurück zur Sanskritſprache!

Die Geheimſprache beginnt ſchon vor dem Aufziehen der Kourtine. Dieſer Vorhang verhüllt zwar, meint Hackländer, die Bühne, aber die reizenden Kinder der Kunſt wiſſen die vielen kleinen Löcher und Riſſe in der Kourtine als eben ſo viele Telegrafen zur Korreſpondenz mit den Auserwählten im Publikum zu benützen.

Hier zeigt ſich ein feuriges Auge, das nur der Eingeweihte mit Hilfe des Operngluckers herausfindet; dort gewahrt man einen kleinen roſigen Finger, und daneben ſchimmert das Medaillon eines Armbandes, das ſeine Eigenthümerin nach einer früheren Verabredung in gleiche Höhe mit einem beſtimmten Riſſe im Vorhange brachte.

Dieſe Telegraphie führte im vergangenen Frühling zu einer tragikomiſchen Szene. Eine Dame, die früher ſelbſt zum Balletkorps zählte und daher in der theatralis[illegible] Geheimſprache wohlbewandert war, ſchöpfte Verdacht, der Herr Gemal verſpüre eine bedenkliche Neigung zu einem hübſchen Theſpiskinde an einer Vorſtadtbühne. Der weibliche Othello war zu dem ein gebornes Wiener Stadtkind, wußte alſo genau Beſcheid hinſichtlich der Räumlichkeiten der hieſigen Theater.

Madame ſchützte daher Migraine vor, als der Gemal eines Abends jenes Vorſtadttheater beſuchen wollte, ließ den hocherfreuten Herrn der Schöpfung allein hinauswandern, fuhr in einer Lohnkutſche eilig nach, und begab ſich, mit einem trefflichen engliſchen Opernglaſe bewaffnet, nach der zweiten Gallerie. Niemand vermuthete ſie im Schauſpielhauſe; der eiferſüchtige Schöne konnte daher den Vorhang ganz ungeſcheut beobachten.

Der Telegraf begann zu ſpielen.

An einem beſtimmten Riſſe in der Kourtine zeigte ſich ein Smaragdring, welchen die geheime Kundſchafterin noch vor wenigen Tagen an der Hand ihres Gatten erblickt hatte.

Der Ring erſchien viermal.

Das war deutlich geſprochen! Es handelte ſich um ein Rendezvous, das um die vierte Stunde ſtattfinden ſollte. Der Herr Gemal war ein Langſchläfer, auch pflegt der Morgen wohl Gold, aber ſelten Liebe im Munde zu führen. Er iſt ein nüchterner Geſelle, proſaiſch jeder Zoll. Das vorgeſchlagene Stelldichein müßte alſo um vier Uhr Nachmittags ſtattfinden.

Gleich darauf zeigte ſich ein Blumenblatt am Riſſe.

Es ſtammte offenbar von einer Hyazinthe.

Das Räthſel war gelöſt. In Schönbrunn ſtand um jene Zeit die Hyazinthenflur zu ſchauen. Man wollte ſich alſo in der Nähe jenes Luſtſchloſſes, vermuthlich in jener weltbekannten eleganten Reſtauration zu Hietzing treffen. Das Weitere ergibt ſich wohl von ſelbſt. Die Liebenden wurden ſchlimm überraſcht.

Es gab eine tragikomiſche Szene.

Ein Stelldichein iſt ja, wie ein Geheimniß, für Einen zu wenig, für Dreie zu viel, und nur für Zweie eben recht. Das bleibt eine unerſchütterliche Wahrheit.

Begeben wir uns jedoch zu unſeren Kamelien zurück!

Endlich fliegt die Kourtine in die Höhe.

Nun mehren ſich die Todſünden gegen den olympiſchen Geiſt der Kunſt wie der Sand am Meere. Man ſpielt nicht für das Publikum, nein, Klärchen, leidvoll und freudvoll, ſchmachtet mit einem Egmont in einer Loge erſten Ranges, die Jungfrau von Orleans ſucht ihren Lionel, ſtatt im engliſchen Lager, auf einem Balkonſitze, und „die Waiſe aus Lowood“ forſcht, ob ſich nicht etwa ein gewiſſer Lord einer andern Tochter Eva's wegen in das Parterre verirrt habe. Noch weit ungenirter gibt man ſich auf hieſigen Vorſtadtbühnen. So habe ich es bei einem Zauberſpiele, deſſen Namen mir entfallen, erlebt, daß Diana in ihrem Silberwagen den Darſteller des ſchlummernden Endymion bald überfahren hätte, weil ſie einzig nach ſeinem Stellvertreter im Publikum ſpähte, obgleich dieſer Letztere aus Mangel an reizenden arkadiſchen Schäfern von einem unſchönen deutſchen Hammel repräſentirt wurde, der wahrlich kein weiteres Verdienſt beſaß als die Schwere und Pracht ſeines eigenen goldenen Vließes.

Das iſt das Sanskrit in der Couliſſenwelt!

Wer weiß zu ſagen, wohin dies ſchmachvolle Treiben in der Kunſt zu führen vermag? Darum ſollte man dieſem Unfug bei Zeiten ſteuern. Der Muſentempel darf nicht zur Première eines angehenden Lanzun oder Don Juan erniedrigt werden.

Das Lorettenthum mag ſich da draußen rekrutiren, wo die letzten Hütten ſtehen. Die Kunſt iſt das wahre Mädchen aus der Fremde, und verſchenkt ſie auch ihre Blumen, ſo möge es dort geſchehen, wo wirklich ein liebendes Paar daher geſchritten kommt, wo ſich nicht das Gold zum Schminktiegel, ſondern das Herz zum Herzen findet!

Nieder mit den Kamelien auf der Bühne!

13. Das Fräulein von der Seife.

Die Kaiserstadt an der Donau besitzt zwar keine robusten Damen der Halle, aber Wien hat dafür so manches schmucke Fräulein von der Seife aufzuweisen. Was der Pariser unter Blanchisseuse versteht, was der Berliner mit dem Namen Waschfrau belegt, das heißt hier im Volksmund schlechtweg Wäscherin, bei ledigem Stande aber pflegt man von den schönen Wäschermädchen zu sprechen. Spottsüchtige gebrauchen den Ausdruck: die Fräuleins von der Seife. — Sonnleithner nannte sie Doppelspargel, und nicht mit Unrecht, denn erstlich besitzen die Wiener Wäschermädchen meist ein hübsches Köpfchen, ferner darf ihre Chaussure als tadellos bezeichnet werden.

Die nette Chaussure ist so zu sagen das charakteristische Merkmal, das allbekannte Stempelzeichen der gesammten schmucken Race. Ein echtes Wiener Wäschermädchen, das in vollem Staate mit dem Schubkarren aus der Vorstadt oder aus der Umgegend nach der innern Stadt fährt, gewährt überhaupt im Durchschnitte einen fast reizenden Anblick.

Der eng anliegende Spencer von lichter Farbe,

die blendend weißen Strümpfe, die glänzenden Stiefelchen bilden ein pittoreskes Enſemble, das einem Maler aus der niederländiſchen Schule hinreichenden Stoff zu einem ſehr anziehenden Genrebild liefern könnte.

Man hat ſchon weit reizloſere Dirnen gemalt.

Es iſt übrigens nicht blos Glaube unſerer Stadtkinder, daß die große Gemeinde der Wiener Blanchiſſenſes nicht nur fleißige und gewandte Hände, ſondern auch ebenſo flinke und unermüdliche Füße beſitzt; nein, die erwähnte nette Beſchuhung unſerer drallen Wäſchermädchen hat auch ſelbſt bei auswärtigen Touriſten trotz allem Naſerümpfen über das Kapua der Geiſter, wie man Wien einſt nannte, warme und gerechte Anerkennung gefunden.

Ob die eleganten Herren der Schöpfung, ob die heimiſchen oder fremdländiſchen Dandis gleichfalls Gnade vor den Augen der Fräuleins von der Seife zu finden pflegen, gehört zu den Gardinengeheimniſſen, die man nicht ausplaudern darf; doch möchte ich keinen ſtädtiſchen Liebesritter ermuthigen, in der eigentlichen Heimat der Seifenengel auf ungeſetzlichen Freiersfüßen herumzuwandeln, er könnte dort auf ſo manchen Raufbold mit der ominöſen Locke an den Schläfen ſtoßen, der zwar nicht zu dem Dolche greift wie ein eiferſüchtiger Südländer, der aber eine Fauſt führt, deren blutige Handſchrift wochenlang in dem wundgeſchlagenen Antlitz des ſtädtiſchen Rivalen lesbar zu verbleiben pflegt.

Die Wiener Wäſchermädchen ſcheinen Enkelinnen des bekannten Schnellläufers Ernſt Mengſen abgeben zu wollen; kurz ſie dürften als weibliche Fußgänger nicht

so leicht ihres gleichen finden. Es ist keine Seltenheit, eine Wiener Waschfrau mit ihrem Bündel Wäsche von der Roßau, wo sie zu Hause ist, zu einer Kundschaft auf der Landstraße wandern zu sehen. Das sei nur ein Katzensprung, heißt es bei diesen rüstigen Weibern. Viele besinnen sich nicht einmal, im Verlaufe des Sommers die frischgewaschenen Linnen nach den oft ziemlich weit gelegeneren Villen und Landhäusern außerhalb des städtischen Weichbildes hinauszutragen.

Wie gesagt, Ernst Mengsen im Unterrocke.

Die Ehrlichkeit der Wäschermädchen am Donaugestade ist gleichfalls eine notorische Thatsache. Ich selbst weiß nur eine Ausnahme von dieser Regel. Die Strafe ereilte die Schuldig, jedoch schon nach wenigen Tagen. Die Geschichte spielt anfangs der vierziger Jahre und verdient um so mehr erzählt zu werden, als sie mit einem lustigen Wäscherball in Verbindung steht. Dieser Wäscherreigen pflegt wie der Fiakerball gegen das Ende des Karnevals, oft auch erst nach dem Faschingdienstag stattzufinden.

Nach eingeholter Bewilligung nämlich!

Dieser Ball gilt ferner als Stelldichein unserer Stutzer von Gold wie von Messing, die sich jedoch aus dem oben angedeuteten schlagfertigen Grunde dabei nicht die mindeste verliebte oder galante Tändelei zu erlauben wagen.

Ein derlei Fest ward einst am Himmelpfortgrund gefeiert.

In der betreffenden Schenke ging es daher auch am Ballabend gar lustig her. Die schmucksten Wäscher-

mädchen aller benachbarten Gründe bildeten die junge Garde der Tanzkönigin, und die fidelsten Jungen dreier Vorstädte griffen tüchtig in den Seckel, um die Kosten des Abends so »beispiellos theuer« als möglich zu gestalten. Gerstensaft wie junger Wein floß in Strömen, ja so reichlich, daß sich der benachbarte Alserbach, der damals noch lange nicht überbrückt worden war, zum ersten Mal in seinem Dasein seiner dürftigen Anzahl Wellen zu schämen begann. Der Himmel, oder besser gesagt, die Stubendecke hing voll Geigen. Der beste, ja der allerbeste Zitherspieler, den man auftreiben konnte, ließ seine Saiten wacker ertönen, und zwei Leiermänner wetteiferten, wer es dem Andern zuvorthun könne in neuen, wildlustigen Tanzstücken.

Als Königin des Festes galt eine Blauchissense, Namens Johanna, gewöhnlich aber Schönbauncken genannt. Auch die übrige Gesellschaft nahm sich sehr stattlich aus. Die Mädchen in ihrem bereits geschilderten netten Kostüme, die Burschen in weißen Beinkleidern und gleichfärbigen Jacken, die Zipfel des gelben Halstuches zu einer mächtigen Schleife verschlungen, die Wände mit grünen Reisern geschmückt, die Eimer mit Efeu verziert, selbst der Tabakqualm, der in blauen Wolken durch das Luftloch in den Fenstern zog, und den tanzenden Paaren eine nebelhafte Färbung verlieh: alles dies zusammen lieferte einen sehr pittoresken Anblick, und ein Maler hätte mit einem treuen Abbild dieses echten Stückes Wiener Volksleben ein weit anziehenderes Genrebild geliefert, als wir sonst gewöhnlich in den Kunstsalons zu schauen, zu bewundern bekommen.

Die Perle blieb jedoch Schönhannchen.

Held und reizend zu schauen, pflegte sie acht bis zehn Touren Walzer in einem Athem „wie aus einem Rohr" herunterzustampfen, alt wie jung blickte ihr bewundernd nach, und ein betagter, doch noch rüstiger Hausherr aus der Nachbarschaft ergriff sogar sein Halbglas Wein, und leerte es auf einen Zug, gleichzeitig in die Worte ausbrechend:

„Es lebe der Seifenengel vom Himmelpfortgrund!"

Allgemeines Gelächter folgte diesem charakteristischen Toaste. Im Hintergrunde der Stube, hart am Schenktische hatten sich jedoch gleichzeitig ein paar Gestalten eingefunden, denen die Gäste der Kneipe in scheuer Ehrerbietung auszuweichen schienen.

Bald darauf ward der Saalgeber hinausgerufen.

Dieser Wirth, ein dicker, robuster Mann, war sonst nicht so leicht aus seinem Gleichmuth zu bringen, an jenem Abend aber kehrte er jedoch mit verstörter Miene nach dem Tanzboden zurück, und nannte der Königin des Festes mit etwas unsicherer Stimme die Worte zu:

„Schönhannchen, draußen steht ein Herr, der Dich sprechen will!"

Die Dirne erröthete flüchtig.

Hannchen mochte wohl wähnen, ein Stadtherr, irgend eine vornehme Kundschaft gedenke ihr an diesem Ballabend als unerwarteter Gast eine schmeichelhafte Ueberraschung zu bereiten; aber auch von ihren Wangen wich alle Farbe, als sie auf die Hausflur trat und auf den ersten Anblick einen Mann erkannte, bei dessen Er-

ſcheinen alle Hüte auf dem Himmelpfortgrund von den Köpfen flogen.

»Welche Ehre!« ſtammelte ſie, »der Herr Kommiſſär!«

Dieſer aber legte den Finger an den Mund, und befahl dem Mädchen ihm ſchweigend zu folgen. Die Aermſte erſchien auch nicht wieder auf dem Tanzboden, und die Kunde von ihrer Verhaftung lief trotz der ſpäten nächtigen Stunde wie ein Lauffeuer durch alle benachbarten Gründe.

Was konnte vorgefallen ſein?

Armes Hannchen!

Dies war aber nur das Vorſpiel zu einer noch ſchlimmeren Nachricht. Jung und alt blieb mit weit aufgeſperrtem Maule auf ſeinem Platze wie eingewurzelt ſtehen, einer betagten Köchin entfiel die Schnapsflaſche, und ein Hausknecht ließ vor Entſetzen das Feuer ſeiner geliebten Tabakspfeife ausgehen, als der uns bereits bekannte Hausherr, ſeinem Handwerk nach ein Fleiſchſelcher und Wurſtverkäufer, am anderen Morgen ſeinen Kunden, während er ſeinen Laden aufſchloß, troſtlos zuflüſterte:

»Wiſſet ihr was Neues, Kinder, Schönhannchen hat falſche Banknoten gemacht!«

Die Angabe war jedoch irrig.

Der Seifenengel hatte blos das ſiebente Gebot übertreten.

Die Sache verhielt ſich ſo.

In der langen Gaſſe in der Joſefſtadt lebten damals die Gebrüder N. nebſt einer Schweſter oder An-

verwandten. Die saubern Herrn schienen ihrem Gewerbe nach Kupferstecher zu sein, und galten lange Zeit als sehr fleißige und ehrbare Leute. In Wahrheit aber waren sie Banknotenfälscher, welche ihr lichtscheues Treiben in tiefes Dunkel zu hüllen wußten. Eines Tages aber bemerkte der jüngere Bruder, daß die falsche Banknote, mit der er eben in einem Gasthofe seine kleine Zeche berichtigen wollte, nicht sehr gelungen sei, und ein paar verdächtige Spuren der Falsifikation gewahren lasse. Er beschloß daher vorsichtig, wie er war, diese Banknote gar nicht zu verausgaben, und steckte sie, um sie nicht etwa unter die übrigen tadellosen Banknoten zu mengen, in seine rechte Westentasche.

Göttin Nemesis lauerte jedoch bereits im Hinterhalte.

Allzu scharf macht schartig.

Gerade diese Vorsicht sollte den Verbrecher in das Verderben stürzen. Der Banknotenfälscher brachte nämlich den Abend mit ein paar lustigen Kumpanen bei einem wüsten Gelage zu, und kehrte erst spät in der Nacht in halbtrunkenem Zustande in seine Wohnung in der langen Gasse zurück. Als er am andern Morgen gegen acht Uhr früh erwachte, verspürte er gewaltigen Katzenjammer, so daß er auf die Banknote in der rechten Westentasche ganz vergaß, und erst Nachmittags an sie dachte, als er sich behufs eines Spazierganges ankleiden wollte.

Das Unglück war aber bereits geschehen.

Die Schwester oder Anverwandte hatte das Gilet als stark beschmutzt in die Wäsche gegeben. Ein weiterer Uebelstand war es, daß weder dieses Weibsbild, noch einer der Brüder die genaue Adresse der Waschfrau an-

zugeben wußte. Nachfrage konnte die Sache leicht auffallend machen. Man beſchloß daher die Angelegenheit einſtweilen auf ſich beruhen zu laſſen. Verſchwand die Banknote im Seifenwaſſer, um ſo beſſer; kehrte ſie, in ehrliche Hände gerathen, wieder zu ihrem urſprünglichen Beſitzer zurück, ſo konnte ſie noch immer vernichtet werden.

Es kam jedoch viel bedrohlicher.

Schönhannchen war es eben, die von ihrer Baſe und Gebieterin, einer bemittelten Waſchfrau, welche auch mehrere Kunden in der Joſefſtadt zu bedienen hatte, das erwähnte beſchmutzte Gilet zu waſchen bekam. Nach dem Brauch ihrer Zunft langte die Dirne zuerſt in die Weſtentaſchen, um ſich zu vergewiſſern, daß nichts darin vergeſſen worden ſei. Bei dieſer Gelegenheit fiel ihr die falſche Banknote in die Hände. Anfangs beſchloß das ehrliche Kind das gefundene Papier ihrer Baſe zu übergeben. Zum Unglück kam aber eben der Schuſter mit einem neuen Paar Stiefelchen, welche ſich Schönhannchen eigens für den Abend des großen Wäſcherballes hatte anfertigen laſſen.

Die Stiefelchen ſaßen wie angegoſſen.

Die Bezahlung derſelben erſchöpfte jedoch den Baarvorrath des Wäſchermädchens, auch gab es noch anderweitige Ausgaben für das Ballfeſt zu beſtreiten, und ſo beſchloß denn das leichtfertige Kind die gefundene Banknote einſtweilen für ſich zu behalten, mit dem feſten Vorſatz jedoch, das unfreiwillige Darlehen in möglichſt kurzer Zeitfriſt mit geheimem Dankgefühle zurückzuerſtatten.

Der Menſch denkt, Gott lenkt!

Die fragliche Banknote wurde von einem Nachbar

des Schuhmachers, einem Kaufmann, noch am Abend des Balltages als falsch erkannt.

Das Weitere ergibt sich von selbst.

Schönbannchen gestand schon bei dem ersten Verhör ihr Vergehen, und wurde in Folge ihres bisher unbescholtenen Lebenswandels wie Dank ihrem freimüthigen Bekenntnisse aller Beweggründe zu der verbotenen Handlungsweise zur leichten Haft von kurzer Dauer verurtheilt.

Und die Fälscher?

Die Behörde traf nach dem obenerwähnten ersten Verhöre des Wäschermädchens mit gewohnter Umsicht die nöthigen Maßregeln, und so wurden die Banknotenfälscher noch in derselben Nacht aufgehoben; auch fand man unter den Dielen des Fußbodens thatsächlich eine kleine Handpresse, deren sich die Verbrecher zur Beischaffung gewisser Zeichen auf dem gefälschten Papiergelde zu bedienen pflegten. Die Gerechtigkeit bestrafte sie mit verdienter Strenge.

14. Das Ballet in Wien.

Der berühmte Choreograph Noverre ſchrieb bekanntlich ein Buch über die Tanzkunſt. Es findet ſich eine ſeltſame Stelle darin, des Inhaltes: „Ich las Homer, Virgil, Horaz, ich ſah die Bilder von Raphael, Titian, Paul Veroneſe, und leſend, ſchauend erglühte ich für meine — — Kunſt.“

Ein Balletmeiſter begeiſtert ſich an Homer?!

Das mag komiſch klingen, aber ein Goldkorn Wahrheit liegt doch in den obigen Worten. In früheren Zeiten war ja die Choreographie noch wirklich eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft. Der Tanz erforderte auch mühſames Studium.

Es brauchte jahrelanges Streben, bis ſich Fanny Elßler den Beinamen der Göttlichen erwarb, bis man von Maria Taglioni der Aelteren ſagte, ſie tanze Goethe. Später ſank der Tanz zum Handwerk herab. Handwerk hat jedoch einen goldenen Boden. Dies bewies Lola Montez, an deren Reitgerte manche Eheringe, ja eine Grafenkrone hängen blieben. Dann kam Pepita de Oliva und tanzte Paul de Kock. Die reizende Spanierin that klug und weiſe. Die Bücher jenes Autors haben ihm wie ihr eine hübſche Summe eingetragen. Auch Petra Cam-

mara lieferte den Beweis, daß man nicht immer beſonders ſchön zu ſein brauche, ſondern daß es genüge, ein paar Reminiscenzen an gewiſſe Gardinengeheimniſſe in ſeinen Tanz zu verweben, um hundert Männer närriſch und eben ſo viele Frauen eiferſüchtig zu machen.

Das liegt ſo im Zeitgeiſte.

Wir haben dies Alles in Wien erlebt.

Bei dieſem Treiben mußte die Choreographie ihres poetiſchen Anrechtes verluſtig werden. Es waren aber nicht jene zwei Töchter aus dem Lande jenſeits der Pyrenäen, welche das echte Ballet aus der Mode brachten, und die Choreographen auf halben Sold ſetzten, nein, gerade ihre gefeierten Vorgängerinnen, wie die Taglioni, Elßler, Cerrito, Grahn und Griſi dekretirten den Verfall der Tanzkunſt.

Es war ein Staatsſtreich im Reiche Terpſichorens.

Man ſchrieb eben den zweiten Dezember.

Die ſchaulustige Welt verlangte keine Tanzpoeme mehr, darum wollte auch kein neuer Veſtris erſtehen. Anmuthige Tanzlibretti wurden rein überflüſſig, denn die Choreographie erniedrigte ſich zum fahrenden Virtuoſenthum; alle jene gerühmten Damen tanzten ausſchließend nur ſich ſelbſt, und jedes neue Ballet war blos eine mit Pas geſchriebene Modezeitung, darin die jeweilig gefeierteſte Tänzerin als lebendiges Modebild zur Schau ausgeſtellt wurde.

Was von der Mode lebt, ſtirbt mit der Mode!

Der Klang der Kaſtagnetten bei dem anmuthigen Gliederſpiele während der Rachucha und Gitana war das Grab-

geleite der Poeſie in der Tanzkunſt. Man ging nicht mehr in das Theater, um ein neues Ballet zu ſehen, nein, man griff zu dem Operngucker, um irgend ein reizendes Elfenkind zu bewundern. Deshalb ſchrieb auch bekanntlich die ältere Taglioni in den Atlasſchuh, den ſie einem ihrer glühendſten Anbeter verehrte, voll Stolz, doch mit Recht die vielſagenden Worte:

La danse c'est moi!

(Der Tanz bin ich allein.)

Das Uebel ward immer ſchlimmer.

Die Urtypen der Ballete der Gegenwart, namentlich in Wien, ſind, wie ſchon M. G. Saphir geiſtreich bemerkte, die eingelegten Arien, das heißt, die Pas, die Soli, Pas de deux, Pas de trois; vom eigentlichen Kerne des Balletes, von Handlung, von charakteriſtiſcher Darſtellung, von ſinnvollen Gruppirungen der Maſſen, von dramatiſcher Thätigkeit des Corps de Ballet iſt keine blaſſe Spur mehr zu finden.

Wer kein Geld, wer keine Fantaſie hat, muß von einem fremden Säckel, von einem fremden Autor borgen. Die früheren Balletmeiſter kontrahirten daher Schulden bei irgend einem Dichter oder Schriftſteller. Die Geſchichte der Choreographie beweiſt, daß faſt alle berühmten Ballete nach ſchönen Dramen bearbeitet wurden, und daß faſt alle Ballete, welche Balletmeiſter erfanden, ſich weder eines dramatiſchen Werthes, noch eines pittoresken Anblickes zu erfreuen haben.

Eine hiſtoriſche Wahrheit!

Ein Satyriker behauptete einſt, alle Opern ſeien

matt, bei welchen Text und Muſik von demſelben Verfaſſer herrühren. Dies gilt auch von jedem Ballete, falls Programm und Aufführung von demſelben Vater herſtammen. Die Franzoſen waren und ſind da klüger. Wie oft wurde Heinrich Heine von den Choreographen in Anſpruch genommen. Man denke nur an ſein vielbeſprochenes Tanzpoem „Faust“, das ſogar im Druck erſchienen.

Tanzpoem und Operntext ſind faſt dasſelbe.

Das dramatiſirte Märchen „Ritter Tannenhäuſer“, das aus meiner Feder ſtammte, und in den Jahren 1852/3 im Theater an der Wien fünfundſiebzigmal gegeben wurde, war eigentlich auch nur ein Tanzpoem, ein getanzter Operntext.

Einen weiteren Beleg für das Sachverſtändniß der Franzoſen lieferte das fantaſtiſche Ballet „Giſella oder die Wilis“. — Die Balletmeiſter Saint-Georges und Coraly, der Komponiſt Adam, der Dekorateur Ciceri und der Dichter Theophil Gautier vereinigten ſich, um der Académie royale de musique zu Paris ein Kaſſaſtück zu ſchaffen, das als eine Bereicherung der Poeſie, Muſik, Choreographie und Dekorationskunſt bezeichnet werden durfte. Das Hauptverdienſt gebührte dem geiſtvollen Gautier, ihm, der nicht blos Kritiker war, ſondern auch Dichter in Verſen und Proſa, Dichter in ſeinen Romanen, Dichter in ſeinem Feuilleton. Er gründete eine gewaltige Pentarchie des Geiſtes, einzig und allein — — um ein Ballet zu erfinden.

Und hier in Wien?!

Einſt gab es freilich eine Zeit, wo die Choreogra-

phie als ein Stück Kultus des Schönen betrachtet und demgemäß betrieben wurde. Auch ſtanden damals dem jeweiligen Balletmeiſter ganze Schwärme von leichtbeſchwingten weiblichen Faltern zu Gebote. Ich habe bereits in dem Artikel »der Theaterverbitterer« erzählt, welche Unzahl reizender Ratten damals im Wiener Operntheater hauſten, und wie die Mehrzahl derſelben ſpäter zu einem berühmten Namen, ja ſelbſt zu einem europäiſchen Rufe gelangten. Auch fehlte es nicht an Tänzerinnen erſten Ranges, deren Gage mit dem Talente im loyalen Verhältniſſe verblieb.

Und jetzt?

Es ſcheint, daß der Materialismus, der ſich im gewöhnlichen Leben wie in der Weltgeſchichte ſo unerquicklich breit macht, allmälig auch in allen Gebieten der Kunſt den geiſtigen Nachwuchs aufzureiben, zu vernichten droht.

In der Gegenwart müſſen wir uns mit ſo mancher prima ballerina begnügen, die zum Beiſpiel in Paris kaum als Tänzerin zweiten Ranges bezeichnet werden dürfte. Was ferner die Koryphäen, die Ratten anbelangt, ſo ſind ſie zwar kein Gegengift gegen jugendliche Zärtlichkeit, aber als lebendigen Liebestrank wird ſie niemand betrachten, noch weniger — zu verkoſten wünſchen.

Es fehlt zudem an angeborner Anmuth.

Anmuth läßt ſich aber nicht erlernen. Venus könnte das Geleite der Grazien viel leichter entbehren, als ihre Nichte Terpſychore. Wo das Gefolge der Charitinen mangelt, da bringt man es höchſtens zum Ci Ole, aber

von Pepita de Oliva bis zur Fanny Elßler iſt ein weiterer Weg als von der Heimat des Cagots, dieſer Kretins an den Pyrenäen, bis nach der Siebenhügelſtadt Rom, wo die ewigen Götterbilder zu ſchauen, und jedes zweite Weib als Zwillingsſchweſter der Roſe zur Welt gekommen.

Noch ſchlimmer iſt es mit der Wiener Choreographie beſtellt.

Hier zu Lande geben die Balletmeiſter weit ſorgloſer zu Werke als ihre Kunſtgenoſſen in Paris. Was kümmert ſie der Mangel an Handlung, an Erfindung und Charakteriſtik? Der Kern des Tanzlibretto beſteht meiſt darin, daß ſich die Hauptperſonen hinſetzen, und ſich von den Ratten des Balletes etwas vortanzen laſſen, bis auch ihre Stunde ſchlägt, bis ſie am Ende ſelbſt von ihrem Rauſchgoldſeſſel herabſteigen, und in einem glänzenden Pas de trois zu beweiſen ſuchen, daß ein Ballet eigentlich keines dramatiſchen Inhaltes bedarf, daß es weder Manuſkript noch Pedeſtript, ſondern etwas ſei, was weder Hand noch Fuß beſitzt.

Ein trauriges Zeichen der Zeit!

Das Schlimmſte an der Sache iſt ſchließlich der Umſtand, daß der Balletmeiſter der Gegenwart — in Wien nämlich — die Zuſchauer einfach zu verblüffen, in Betäubung zu verſetzen, und nebenbei dem verdorbenen, welken Geſchmacke des Publikums durch getanzte Kantharіden aufzuhelfen ſucht. Man glaubt ſich mitunter geradezu nach jenen Pariſer Tanzböden verzaubert, wo Griſetten und Loretten den Ton anzugeben pflegen. Man träumt nach dem alten heidniſchen Babylon verſchlagen

worden zu ſein, zur Stunde, da eben das geheime nächtige Opferfeſt der berüchtigten Scharlachdame in die Scene gehen ſoll.

Worte des Tadels gegen dies erbärmliche Treiben werden entweder als Injurie bezeichnet, oder der Balletmeiſter zuckt mitleidig die Achſeln, wirft die Kritik bei Seite, und meint in ſeinem ſchlechten franzöſiſchen oder italieniſchen Geplauder trocken, es ſei eben nichts weiter als eine

Confession d'un sauvage sur les moeurs de la civilisation.

Nun ja, die Sonne geht auf über Negern und Weißen, über Böſen wie über Gerechten! Auch gab es einmal einen Schlag Menſchen, welche Phariſäer hießen, ſcheinheilig die Augen verdrehten, und trotz der ſtarren Selbſtvergötterung weder allgemeine Achtung zu erringen, noch die vielgeſchmähten Zöllner aus dem Tempel zu bannen vermochten.

Dieſer Menſchenſchlag iſt noch nicht ausgeſtorben.

Die Stunde der Vergeltung wird jedoch nicht ausbleiben. Dann naht die Nemeſis und meint, Schund ſei Schund, ob man ihn auch noch ſo ſchlau unter luſtigen „Karnevalsabenteuern zu Paris“ zu verſtecken ſucht. Wahrheit und Poeſie ſind ein ewiges Licht, ein himmliſches Feuer, das kein „Kaminfeger in London“ auszulöſchen vermag.

Menſchenkinder von echter Bildung behaupten ſchon jetzt, das gegenwärtige Wiener Ballet ſei nichts weiter als eine getanzte Vorſtadtpoſſe, während es dem Drama

und der Oper gegenüber gerade dieſelbe Stellung einnehmen ſollte, die man dem duftvollen, zauberhaften „Sommernachtstraum“ unter Shakeſpeare's übrigen Werken einzuräumen pflegt.

Mene thekel upharsin.

Gezählt, gewogen und zu leicht befunden!

15. Die Wiener Volkssänger.

Volkssänger gab es in Wien seit grauen Zeiten. Der bekannteste Bänkelsänger war der lustige Kauz Augustin im siebzehnten Jahrhunderte, der von Jugend auf allen Erzählungen von merkwürdigen Ereignissen gerne zuhörte, sie in seinem Gedächtnisse treu bewahrte, und sich schon frühzeitig auf das Studium der edlen Musika verlegte, in der Art nämlich, wie es unsere Drehorgelmänner noch heut zu Tage zu machen pflegen; das Instrument nämlich, welchem Augustin sein Studium widmete, war nichts Anderes als die Sackpfeife, noch deutlicher bezeichnet, der Dudelsack, die Drehorgel jener Zeit, die indessen einige Kunstgriffe erfordert, und nicht so ganz Mechanismus war wie der Leierkasten der Jetztzeit.

Mit dem Dudelsack unter dem Arme und ein paar Dutzend Liedern im Gedächtniß zog Augustin zu den Kirchtagen in den Vorstädten und Luken, auch in die umliegenden Dörfer, und zur Faschingzeit besuchte er nach der Art der heutigen Harfenisten regelmäßig an bestimmten Tagen gewisse Schenken und Kneipen.

Augustin war der Amphion seiner Zeit.

Der Zudrang zu seinen Sangleistungen steigerte sich mit jedem Jahre. Die Schenken, wo er am häufigsten

einzusprechen pflegte, lagen außer einigen ganz gemeinen Bierkneipen im Kreatendörfel, jetzt St. Ulrich, und im Schöff, gegenwärtig Mariahilf: auch erschien er gern beim rothen Hahn auf der Landstraße, im Gulden Kapaunen auf der Wieden, im Gulden Lambel in der Leopoldstadt. In der Stadt fand man ihn bei den drei Hasen in der Kärnthnerstraße, beim Klepperer auf dem Kohlmarkt, beim gelben Adler im Sauwinkel, besonders aber in der Bierschenke zum rothen Dachel bei dem Eingang der Mauer auf dem alten Fleischmarkt, dessen Wirth Herr Ulrich Konrad Puffer gewesen ward. Dort, beim Dachel nämlich, zeigte er sich jeden Donnerstag und Sonntag, und pflegte daselbst so lang zu singen und zu trinken, bis sicherer Tradition nach seine Stimme, seine Beine unsicher wurden, und er nicht selten durch fremde Unterstützung nach seinem Quartiere geschafft werden mußte, das nach jener mündlichen Ueberlieferung aus einem Dachkämmerlein in der Hahngasse auf der Landstraße bestand.

Seine Volksgesänge, namentlich das berühmte Lied „vom Einerlei" erfreuten sich in der damaligen Zeit einer so großen Beliebtheit, als vor etwa einem Vierteljahrhundert der Gassenhauer vom fidelen Leben im Lerchenfeld und Meyer's Komplex von dem Faulpelz, der nichts so gerne that, als eben nichts thun. Bekannt ist es ferner, daß er 1679, als die große, furchtbare Pest in Wien einriß, im trunkenen Zustande bei Nacht und Nebel in eine halbgefüllte Pestgrube vor dem Burgthore fiel, dort einschlief, und erst am nächsten Morgen durch die Pestknechte aus der unheimlichen Schlummerhöhle gezogen wurde.

Dieſes fürchterliche Abenteuer hatte jedoch keine gefährlichen Folgen für den nervenſtarken Auguſtin. Die betreffende Erzählung verſchaffte ihm vielmehr manche milde Spende; auch brachte er dieſe ſchauervolle Hiſtorie in zierliche Reime, welche ſchallenden Beifall fanden, leider aber, da ſie blos Manuſkript blieben, nicht auf unſere Tage gelangten. So lebte Auguſtin ohne weitere Gefährde noch lange Jahre, und erſt den 17. Hornung 1702, als er bereits über ſiebzig Jahre alt war, rührte ihn der Schlag, eben als er nach einem durchſchwelgten Abend ſein Kämmerlein erreicht hatte. Der Aermſte vermochte den Tod nicht zum zweiten Male um ſein erkornes Opfer zu betrügen. Begraben ward er auf dem Nikolaus-Gottesacker, auf dem gegenwärtigen Kirchenplatze der Landſtraße, auf jenem Freithof, der 1783 kaſſirt wurde. Auf dieſen Bänkelſänger bezieht ſich das bekannte alte Volkslied: „O Du lieber Auguſtin!“

Dieſem heiteren Kauz folgten gar viele Wiener Volksſänger, die zwar nicht ſo berühmt waren, aber ihrer Zeit gleichfalls lebendige Magnete für Silber und Kupfer zu Gunſten der Schenkwirthe abgaben. Witz, Humor war ihnen angeboren, und entſchlüpfte dem Bänkelſänger auch zuweilen ein zweideutiger Scherz, ſo roch er doch mehr nach der Chaise percée als nach dem Bordell. Unſere Vorfahren hielten auf Zucht und Ehre, und ſchamloſe Lieder, wie wir ſie jetzt hie und da zu hören bekommen, hätten dem Rottenmeiſter der Scharwache einen Arreſtanten mehr in die Hände geführt; ja der nächſte beſte gemeine Rumorknecht würde einen Bänkelſänger, der ſingend das ſechſte Gebot zu übertreten gewagt, ohne wei-

tere Nachfrage in den Kotter oder Carcer geschleppt haben.

Unsere heutigen Volkssänger pflegen sich in dieser Hinsicht kein Blatt vor den Mund zu nehmen, am allerwenigsten ein Feigenblatt, ja man könnte auf sie ohne Uebertreibung nachstehende Verse aus der berühmten Kapuzinerpredigt in „Wallenstein's Lager“ anwenden, des Inhaltes:

Die Frau in dem Evangelium
Fand den verlornen Groschen wieder,
Der Saul seines Vaters Esel wieder.
Der Josef seine saubern Brüder.
Aber wer bei Wiens Volkssängern sucht
Die Furcht Gottes und die gute Zucht,
Und die Scham, der wird nicht viel finden,
Thäte er auch hundert Laternen anzünden!

Doch wir wollen der Zeitfolge nicht vorgreifen!

Die Volkssängerwirthschaft, wie sie jetzt in Wien besteht, dürfte ungefähr in der Mitte der Zwanzigerjahre begonnen haben. Damals etwa wurde es den Bänkelsängern gestattet, Kostümes zu tragen, dramatische Szenen aufzuführen. Derlei Stegreifdramen waren auch in den Salons beliebt. Wallner, der jetzige Theaterdirektor zu Berlin, welcher die Stimme und das Geberdenspiel des seligen Ferdinand Raimund so trefflich nachzuahmen verstand, galt in jener Zeit in den Cercles der Aristokratie financière als Großmogul dramatischen Scherzes; auch besaß er ein ganz eigenthümliches Talent, der kürzesten Szene dramatisches Leben zu verleihen, und der scheinbar abgeschmacktesten Theaterfigur eine wahrhaft hoch-

komiſche Seite abzugewinnen. Er war der Liebling der Salonwelt.

Die eigentliche Aera der gegenwärtigen Bänkelſängerei begann jedoch erſt mit dem wackern Volksſänger Moſer. Er hat dieſes heitere halbdramatiſche Genre wenn nicht erfunden, doch wenigſtens zu einer Art theatraliſchen Geltung erhoben.

Moſer iſt der Theſpis von Wien.

Der Theſpiskarren wurde abermals von Vorſtadt zu Vorſtadt geſchoben, wandernde Schauſpielertruppen tauchten nach ihm auf aus aller Welt Ecken und Enden. Damals hielt ſich aber auch das Volksſängerthum in den Schranken harmloſer roſiger Laune, und ſelbſt prüde Leute durften ſich nicht ſcheuen, irgend eine Schenke zu beſuchen, an deren Thür in Transparentſchrift zu leſen ſtand, Moſer werde heute ſeine neueſten Ränke und Schwänke an die Reihe kommen laſſen.

Seine Glanzzeit fällt in die Dreißigerjahre.

Das zweite Kaffehhaus im Prater, noch jetzt ſtark beſucht, galt damals, wenn Moſer ſpielte und ſang, nicht blos als Sammelplatz der großen Menge, es war auch das Stelldichein gebildeter Menſchenkinder, hoher Kavaliere. Das dreifache Kleeblatt Moſer, Gatter und Hagen konnte aber auch in ſeiner Art ſo gut als Trias echter Komik bezeichnet werden, als man es in der Theaterwelt von Neſtroy, Carl und Scholz zu ſagen, zu behaupten pflegte. Moſer war ein Spaßvogel jeder Zoll.

Seine Fruchtbarkeit war ſprichwörtlich.

Auch gab es ſo manchen Poſſendichter, der, falls er hinſichtlich eines Kouplet in Verlegenheit gerieth, den

witzigen Volkssänger Moser zu seinem geheimen Sekundanten erwählte. Dies führte einst zu einer sehr drastischen Szene, deren Schauplätze im Parterre wie auf der Bühne des Josefstädter Theaters gelegen war.

Man gab den »Zauberschleier« von F. X. Told.

Es war die erste Aufführung jener Zauberposse, welche binnen Jahr und Tag in ununterbrochener Reihenfolge dreihundert Vorstellungen erleben sollte. Ein unerhörtes Ereigniß, selbst für Wien! Man erzählte sich noch vor dem Aufgehen des Vorhanges fabelhafte Dinge von dem anzuhoffenden Erfolge, was sich auch später vollkommen bewähren sollte. Als man jedoch die Kouplets im Vorhinein hoch aufjubelte, konnte sich der Schreiber dieser Zeilen, der im Parterre stand, eines mitleidigen Lächelns nicht erwähren.

Man schüttelte ärgerlich den Kopf.

Um so größer war auch das Staunen meiner Umgebung, als der wackere Komiker Friedrinzer, welcher den Farbenreiber Muß gab, auf der Bühne erschien, und jenes bekannte Kouplet begann, dessen Strophe »das Vehmgericht existire noch jetzt, doch koste es dort nicht das Leben, nein blos die Ehre« durch geraume Zeit das Lieblingslied so vieler Wiener Kinder verblieb.

Und weshalb dies Erstaunen?

Weil ich den Souffleur im Parterre abgab, weil ich jede kommende Strophe des Kouplet meinen Nachbarn im Vorhinein zuflüsterte. Ich hatte ja dies Kouplet schon ein paarmal von Moser gehört, und dasselbe, Dank meinem damaligen jugendfrischen Gedächtnisse, auch Vers um Vers auswendig behalten. Wie dies Lied in

Told's Zauberpoſſe gerieth, gehört noch jetzt zu den Dingen bei Lampenlicht, von denen ſich gewöhnliche Schulweisheit nichts träumen zu laſſen pflegt. Moſer rächte ſich ſpäter durch ein neues Kouplet, darin er das Plagiat in derber Weiſe durch die Hechel zog.

Moſer fand, wie geſagt, viele Nachfolger.

Keiner erreichte jedoch ſeinen Vorgänger.

Auch iſt das Volksſängerthum mit Ausnahme eines häßlichen Auswuchſes, den ich herzlich gern mit geſchriebener Blauſäure wegätzen möchte, ſo ziemlich innerhalb der alten abgeſteckten Grenzen verblieben. Neues Gebiet ward nicht erobert. Gegenwärtig arbeitet man auch hier ſo zu ſagen durch die Schablone.

Die bedeutendſten Volksſänger in Wien nächſt Moſer ſind dermalen Fürſt und Kampf, dann die Sängerfamilie Linbrunner, die gewöhnlich in den Sälen des rührigen Gaſtgebers Schwender vor der Mariahilferlinie einzuſprechen pflegt.

Es handelt ſich jedoch hier keineswegs um Namen, es gilt die Richtung zu brandmarken, welche die gewinnſüchtigen Bänkelſänger der Gegenwart eingeſchlagen.

Ich komme nämlich zu dem erwähnten Auswuchſe.

Die Muſe, welcher die meiſten neuen Theſpiskärrner huldigen, iſt dieſelbe liederliche Weibsperſon, die gewöhnlich auch in den neueſten Poſſen auf den Vorſtadtbühnen das große Wort zu führen liebt; nur fällt hier der Theaterlack vollends brüchig herab, und es bleibt nichts übrig als die ſchamloſe Zote, barfuß von der großen Zehe bis zum Scheitel, hiobsartig, Beule an Beule zu ſchauen.

Und dennoch dieser Zudrang?!

Ja, die Kneipen sind meist so voll, daß man kaum eine Stecknadel zur Erde werfen könnte. Es ist traurig, daß es wahr ist, und es ist wahr, daß es traurig ist. Unsere Volkssänger scheinen ein geheimes Arkanum zu besitzen, unbesieglich anlockend, und doch giftig, krebsartig genug, um den verdorbenen Geschmack der großen Menge vollends zu ruiniren, um den Sinn für Sittlichkeit selbst schon für die nächste Generation auszuroden.

Alexander Dumas Vater rühmte sich bekanntlich einmal, gar manche tugendhafte Weiber durch seine obscönen Bilder lachen, und viele keusche Jungfrauen durch schlüpfrige Szenen weinen gemacht zu haben. Das mag wahr sein. Dumas hat aber auch manchen schönen, lesenswerthen Roman geschrieben. Die Wiener Volkssänger schreiben schlecht, erbärmlich schlecht, aber die oben erwähnte häßliche Kunst haben sie so gut im kleinen Finger wie jener lascive Franzose.

Bildung, Wissen sind spanische Dörfer für unsere Kouplettschmiede, und doch behandeln sie den edelsten deutschen Dichter, einen Schiller, als eine Art Marsyas, schinden seine Göttergestalten, und entblöden sich nicht seine Jungfrau von Orleans als kecke Kebsdirne zu bezeichnen. Viele aus dieser Bande bänkelsängerischer Rowdies sind schamlos genug, Meisterwerke heimischer Poesie durch Randglossen zu verunstalten, die geradezu aus der Kloake der pöbelhaftesten Gemeinheit aufgefischt worden zu sein scheinen.

Es kommt noch schlimmer.

Kneipen und Schenken, darin unsere Volkssänger

ſchalten und walten, haben mitunter Aehnlichkeit mit jenem berüchtigten »Hirſchpark«, der in der Vorzeit Frankreichs als Gehege der Unzucht galt, nur daß hier das Schamgefühl nicht zu Tode gehetzt, ſondern zu Tode geſungen wird. Ihr liebſtes Hochwild iſt jedoch die Ehe. Da gibt es keinen Gatten, der nicht das Schickſal des Uria erfahren, da findet ſich zwar nie ein keuſcher Joſef, aber an ſündhaften Weibern wie Suleikha iſt leider kein Mangel zu verſpüren.

Die ſogenannten Adamiten waren religiöſe Kommuniſten im ſchlimmſten Sinn dieſes Wortes, ſie übten nicht blos Gemeinſchaft der Güter, nein, auch Gemeinſchaft der Weiber. Man ſagt ferner, daß der Böhme Zizka, als er die Adamiten auszurotten befahl, den Stammälteſten dieſer Sekte vor ſich bringen ließ, um Näheres über die Orgien dieſes unſauberen Bundes zu erfahren. Der Greis ſchritt auch zur Beichte, keine dritte Seele belauſchte ſie, aber furchtbar mußte dies Kredo ſein, denn der wilde Feldherr ſelbſt erzitterte wie Eſpenlaub. Unſere Bänkelſänger müſſen durch Zufall einige Bruchſtücke dieſer ſündigen Lehre aufgefunden, aufgeleſen haben.

Sündenbock dieſes Ritus ſcheinen, wie geſagt, die Ehemänner zu ſein.

Es gibt eine Menge liederlicher Lieder, in welchen dieſer Sündenbock noch obendrein lächerlich gemacht wird; was aber der »Herr von Hecht« in dieſer Hinſicht leiſtet, das grenzt geradezu an die römiſche Mythologie, denn nicht einmal Ovid hat in ſeinem dicken Buch »Verwand-

lungen" eine ſolche Unzahl von ſündhaften, unſittlichen Bildern anzuhäufen gewußt.

Wohin ſoll das führen?

Was nützt es, wenn man von der Lehrkanzel tagelang Keuſchheit und Mäßigkeit predigt, wenn man jeden Abend faſt in jeder zehnten Schenke den »verlornen Sohn", nicht etwa zur Stunde, da er reuig heimkehrt, nein, zur Zeit, da er den verworfenen reichen Praſſer ſpielte, als prachtvolles, glorreiches Muſterbild der Nachahmung anpreiſen hört?!

Armer Auguſtin, welch ein Nachwuchs!

16. Scholz im Olymp.

(Dramatiſcher Scherz von Ottfried und Levitſchnigg.)

Perſonen.

Ferdinand Raimund,	Momus, Gott des Tadels.
Ignaz Schuſter,	Ein ehemaliger Choriſt des Karltheaters.
Joſef Korntheuer,	
Direktor Carl,	Grazien. Bachantinnen.
Thereſe Krones,	Nymphen.
Wenzel Scholz,	Marqueure u. ſ. w.

(Schauplatz der Handlung iſt der Volksgarten im Olympe — die Baumſtämme ſind von Gold, die Aeſte von Silber, die Zweige tragen Edelſteine als Früchte — ſtatt ſchlechtem Kaffeh und halbzerfloſſenem Gefrornen wird Nektar und Ambroſia kredenzt — auch iſt es zum Wohl und Heil aller „Wienmüden“ verboten, Leierkäſten ſpielen zu laſſen.)

Erſte Szene.

Raimund, Schuſter, Korntheuer
(an einem runden Tiſche ſitzend, Ambroſia verzehrend).

Raimund. Schlecht lebt man hier nicht, das läßt ſich nicht läugnen, aber eine Taſſe Gefrornes bei Dehne wäre mir doch lieber.

Schuſter. Laß mich mit deiner ewigen Sehnſucht nach Wien ungeſchoren. Die Wiener ſind ein undankba

res Volk, ſie vergaßen ſchon lang, wie oft ich ſie einſt zum Lachen brachte.

Korntheuer. Nun dir, Bruder Raimund, iſt es auch nicht beſſer ergangen, obgleich du ſie nebſtbei zu Thränen rührteſt. Man gibt deine Stücke freilich noch, aber geſpielt werden ſie, daß es eine reine Schande iſt. Und hätte nicht vor ein paar Jahren eine Hamburgerin an deinem Todestag einen Kranz auf dein Grab gelegt — —

Raimund. Greifere dich nicht! du biſt ohnehin ein Seitenſtück »zum gelben Fieber«. Im Aerger aber gleichſt du »einem Gimpel, der den Rothlauf« hat!

(Tumult hinter der Szene.)

Schuſter. Was iſt denn los? Seit dem Pfeifen im Leopoldſtädter Theater in Jaroſchinsky's letzten Tagen hörte ich keinen ſolchen Lärm.

Zweite Szene.

Vorige, Krones, Momus.

(Krones im Koſtüme der »Jugend«.)

Krones. Da kommen Sie her, Sie impertinenter Schlingel, Sie! Wie konnten Sie mich in Ihrer ſchäbigen Zeitung »der Styx« als »Ariadne auf Naxos« ſo ſchmählich herunterreißen und noch obendrein Anſpielungen auf meinen irdiſchen Lebenswandel wagen?! O ich weiß, woher das kommt! Das ſind Intriguen. Laſſen Sie mich aus mit Ihren ſaubern Göttinnen! Die Venus hat, ſo alt ſie iſt, mehr Liebhaber als falſche Zähne. Und das will viel ſagen! Minerva ſteht im Briefwechſel mit dem Direktor Carl, und Frau Diana iſt auch

keine Feindin von Schäferſtunden. Was kann ich dafür, daß Herr von Endymion, der einſt ein kothiger Hirt war, und, man weiß nicht warum, in den olympiſchen Adelsſtand erhoben ward, mir auf jeden Schritt und Tritt nachläuft?! Warum ſpielen denn Ihre verſchrumpften Göttinnen nicht ſelbſt? Tadeln iſt leicht, aber die Loſung lautet: „Beſſer machen, beſſer machen!“

Momus. Himmliſche Thereſe! Es geſchah einzig des Endymion wegen, das heißt, aus purer Eiferſucht!

Krones. Eiferſucht? Nun, Sie könnten mir geſtohlen werden! Sie Vogelſcheuche, Sie Perrückenſtock aus Olims Tagen! Verſchwinde, ſchöner Geiſt! (Singt.)

Geld kann Vieles auf der Welt,
Jugend kauft man nicht um Geld! (Ab.)

Momus. Aber hören Sie doch! (eilt ihr nach.)

Schuſter. Das Weibsbild hat den Teufel im Leibe!

Korntheuer. Wenn ich einmal heirathe, heirathe ich keine Andere, aber die auch nicht!

Raimund. Es iſt was Eigenes um die Frauen! Trage Eine von Peking nach Paris auf den Armen, und laſſe ſie dort aus Zufall unſanft nieder, und ſie ſagt gewiß nicht: „Ich danke Ihnen,“ ſondern einfach: „Bin ich Ihnen ſchon zu ſchwer geworden?“

(Neuer Tumult hinter der Szene.)

Direktor Carl (kommt haſtig). Sapperment, Sapperment! Der Scholz iſt todt, der Scholz iſt hier! Wenn ich nur etwas davon hätte!

Raimund. Auf, ihm entgegen! (Alle erheben ſich.)

Dritte Szene.

Vorige, Krones, Scholz, Gefolge.

Chor.

Sei uns willkommen, Wenzeslaus,
Du warst Olympier, Aechter,
Als du erregt im Schauspielhaus
Unsterbliches Gelächter!

Scholz. „Das ist klassisch!“ Auch da oben sind sie so „dalkert“ wie unten, und sangen jeden Akt mit einem blitzdummen Chor an. Doch was sehe ich! Da ist ja der trubselige Valentin, die bucklige Primadonna aus Krähwinkel, der Tanzmeister Paurl, der langbeinige Herr „Wisperl und Fisperl“, und „die Jungfrau von Orleans“ aus dem Leopoldstädter Theater! „Schamen's Ihnen!“

Krones. Keine Anzüglichkeiten, wenn ich bitten darf! Sage mir lieber, wer spielt denn jetzt statt mir in der Leopoldstadt?

Scholz. Fräulein Zöllner! „Das ist ein ganz anderes Verhältniß!“

Krones. Ist sie hübsch?

Scholz. Bildsauber! Ich wollte, sie wäre Zöllner an einem Mauthschranken, wo jedes Loth geschwärzte Waare mit einem „Busserl“ abgetraft wird. Ich würde trotz meinen hohen Jahren noch ein Schmuggler.

Krones (pikirt). Einfaltspinsel! (Verliert sich in die Menge.)

Scholz. Servus, Herr Direktor Carl! „Unterſchied der Stände muß ſein.“ Spielt man hier Whiſt?

Carl. Den Fiſch zu einem Dukaten.

Scholz. Da bin ich dabei! Jetzt aber, Herr Direktor, wo „die Bande des Schauſpielerverbandes zerriſſen ſind“, „jetzt nur keine Schmutzerei“, nein, ſpielen Sie die Herzdame aus, ſo oft ich es verlange, oder „ich vergeſſe meine noble Erziehung“, und —

Raimund. Genug der Spaſſetteln! Wie ſieht es in Wien aus?

Scholz. Nun, Wien liegt noch immer am Kahlenberg, aber Wiener von altem Schrot und Korn ſind nicht mehr viel darin.

Schuſter. Alle Wetter!

Scholz. Ja, die Wiener Gemüthlichkeit iſt ausgewandert. Man geht herum bis an den Hals zugeknöpft. Gibt es doch zu viele Leute, die ſich auf das „carpentieren“ verſtehen!

Carl. Carpentieren? Was iſt das?

Scholz. Die Kunſt, einem zwei, drei Millionen aus der Kaſſe ſo geſchickt zu ſtehlen, daß er es erſt nach fünf Jahren bemerkt, wenn man nach Amerika kutſchirt, und ihn ſchriftlich davon benachrichtigt. Ein gewiſſer Musje Carpentier in Paris hat dieſe Kunſt erfunden. Der Mann fand in Wien viele Nachahmer.

Korntheuer. Sind denn die Leute ſo einfältig geworden?

Scholz. So ziemlich! Sie ſehen den Wald vor lauter Bäumen nicht. So ſprechen ſie in einem fort von der Wohnungsnoth, und behaupten, daß nirgends ein

Quartier leer ſteht. Das iſt erlogen! Man braucht Vormittags blos in die Renngaſſe, in die Nähe der Börſe zu gehen, dort ſieht man jede Stunde Einen — ausziehen. »O Menſchengeſchlecht!«

Schuſter. Erzähle uns lieber vom Theater!

Scholz. Habt Ihr denn keine Zeitungen? »Das iſt klaſſiſch!«

Raimund. Sie ſind uns vom Doktor verboten worden. Er ſagt, viel Wiſſen macht Kopfweh.

Carl. Wie treibt man's in meinem Theater?

Scholz. Klaſſiſch! Das Theater iſt noch ſo groß wie früher, aber die »Stück«, die gegeben werden, ſind ſo klein, daß man viere braucht, um den Abend auszufüllen. Ihr könnt dort Alles hören, franzöſiſch, engliſch, italieniſch, berlineriſch; ſpaniſch wird auch getanzt, aber wieneriſch wird ſelten mehr »'geredt«!

Schuſter. Sie brauchten halt wieder einen »Freund in der Noth«, der das Theater aus der Klemme befreite.

Carl. Ja ſchreibt denn der Johann nicht mehr?

Scholz. Wenn der Theaterſekretär nicht will, ſo wird ja das »Stück« gar nicht aufgeführt.

Schuſter. Sei froh, Wenzel, daß du zu uns heraufgekommen biſt!

Scholz. Mir iſt es recht! Wenn ich aber nur auch meine Wiener hier oben hätte! Wenn ich denke, was ich für eine Galle bekam, wenn ich zu meinem Benefice mir ſelbſt ein Stück geſchrieben habe, was kaum zwei Groſchen werth war, wenn auch ein Guldenzettel ſein Titelblatt geweſen wäre, ſie haben mich dann fürchterlich ausgepfiffen; wenn ich aber aus Schrecken in Ohnmacht

gefallen bin, was haben die Wiener gethan — „g'lacht haben's“!

Carl. Was iſt es denn mit meinem Friedrich Kaiſer, der mir noch einen Prozeß ſchuldig iſt? Schreibt er fleißig?

Scholz. Ach ja, er rankt ſich um wirkliche Dichter wie der Efeu um die Bäume.

Raimund. Wie ſteht es mit der Poeſie überhaupt?

Scholz. Mit der ſteht es gar nicht mehr! Sie fällt gewöhnlich in Ohnmacht, wenn ſie gewiſſe Wiener Vorſtadtdichter erblickt.

Raimund. Macht man denn keine Gedichte mehr.

Scholz. Was fällt dir ein! Wer jetzt ein Gedicht macht, den ſchickt man als Lenau den Zweiten zum Herrn Görgen in Döbling. Doch plagt mich nicht ſo mit Fragen um Sachen, um die in Wien Niemand mehr fragt. Muß ich aber durchaus Rapport abſtatten, ſo will ich ihn nach meiner alten Gewohnheit als Kouplet vortragen.

Korntheuer. Beginne immerhin!

Scholz (ſingt).

Auf mancher Bühne, falls man glaubt
Boshaftem Stadtgerüchte,
Steht zwar der Baum der Kunſt belaubt.
Doch trägt er keine Früchte.

Birch-Pfeiffer, dieſes alte Haus
Und Fräulein Tantième,
Sie ſchmücken ſich, o Schmach und Graus,
Mit Schiller's Diademe!

Die Poesie verlor ihr Jus
Des Kassabuches willen,
Tief stehen sie und Pegasus,
Doch hoch im Werth die — Grillen!

Oho, so so — Roccoco,
I kann's halt nit ändern,
Es ist halt a so!

Im Opernhaus pflegt Jahr für Jahr
Sich Unkraut einzunisten;
Was nützt die beste Sängerschaar
Bei schlechten Komponisten?

Da frommt kein Tadel, hilft kein Gram,
Die Kritik zankt sich heiser;
Trotz „Heimkehr der Verbannten“ kam
Sehr spät erst der „Tannhäuser“!

Auch das Ballet krankt, arm an Werth,
An Frost und Ennuyiren,
So schön auch Fräulein Conqui lehrt
Die Kunst — zu transpiriren!

Oho, so, so — Roccoco u. s. w.

Am Wienfluß wird das Alter hoch
Geehrt, man trägt Belieben
Nach Stücken, die als Knabe noch
Methusalem geschrieben.

Und wird zuweilen aufgetischt
Doch eine neue Posse,
So ward der Witz hiezu gefischt
Gewiß aus einer Gosse

Und fühlt ſich dann ein frommer Chriſt
Unwohl vom Duft der Zoten.
Wird ihm Neu-Yorker Pferdemiſt
Anſtatt Parfum geboten.

Oho, ſo, ſo — Roccoco u. ſ. w

Als Herr thront in der Joſefſtadt
Im Stammhaus der Pokorny,
Ein Hofmann, der Manieren hat
So fein wie kaum Graf Morny

Doch iſt ihm nicht die Muſe hold,
Sie nennt es wirr und dämiſch.
Sieht dort man, wo geherrſcht einſt Told,
Faſt täglich ſpielen — — böhmiſch.

Ihr geht es ſchlimm wie Zelia
Am Tag der Roſenfeier,
Man hat ſie längſt beſtohlen ja
Um ihren „Zauberſchleier“!

Oho, ſo, ſo — Roccoco u. ſ. w.

Das Schauſpielhaus am Donauſtrand
Trägt Geld, doch als Geſpenſter
Blickt Zote wie Pariſer Tand
Auch hier aus jedem Fenſter.

Die Menge muß ſich — Thor bleibt Thor
Mit Diſteln dort begnügen.
Und Witz und Laune, wie Humor
Liegt in den letzten Zügen.

Auch pflegt man, wenn der Zuspruch fehlt,
Um Schaulust neu zu wecken,
Kein „Mädchen aus der Feenwelt“
In Uniform zu stecken!

Oho, so, so, — Roccoco,
I kann's halt nit ändern
Es is halt a so!

Raimund. Das ist ja rein zum Teufelholen.

Schuster. Leicht gesagt, doch schwer gethan! Die klügsten Leute fragen ja schon lang: „Wo steckt denn der Teufel?“ und finden keine befriedigende Antwort.

(Ein ehemaliger Chorist des Karltheaters tritt hastig hervor.)

Chorist. Erlauben Sie, meine Herren, der Teufel steckt in meiner Hosentasche!

Scholz. (Durchsucht ihn.) Da muß ich doch nachsehen! Es ist ja „nix“ darin?!

Chorist. Das ist eben der Teufel!

Carl. (Kleinlaut.) Wenn ich nur etwas davon hätte!

Scholz. „Schamen's Ihnen!“ Genug der Worte! Musik will ich hören! Sind denn der Strauß und der Lanner nicht hier?

Kornthener. Der Lanner spielt heute bei dem Festball, den Frau Juno zu Ehren deiner Ankunft veranstaltet hat. Der Strauß aber dirigirt hier. Gerade greift er nach der Violine!

(Man hört hinter der Scene die „Lorleiklänge“.)

Scholz (hüpft vor Freude). Juchhei! Mir ist, als wäre ich noch in Altwien.

Choriſt. Sie ſind mir auf die Hühneraugen getreten!

Scholz. Woher vermuthen Sie das?

(Allgemeines Gelächter.)

Der Vorhang fällt.

17. Der nordiſche Herkules und Wiener Fiaker.

In der Zeit, als die Dampfroſſe Fulton's noch auf keinem öſterreichiſchen Schienenwege dahinbrauſten, gab es nur zweierlei Gelegenheiten oder Fuhrwerke, um im Sommer von Wien nach dem beliebten Kurorte Baden zu gelangen. Die eine Gattung waren die ſogenannten Badener Geſellſchaftswägen. Man begab ſich in das Gaſthaus „zum Erzherzog Karl“ in der Kärnthnerſtraße, in welchem jedoch damals nur das erſte Stockwerk als Hotel diente, und beſtieg daſelbſt einen ſchwerfälligen Rumpelkaſten für vier oder ſechs Perſonen, deſſen Gäule ſpäter in einem ſchwerfälligen Trabe durch das Staubmeer der Heerſtraße nach dem Badeorte hinauskeuchten.

Die Fahrt währte oft über vier Stunden, auch erlebte man zuweilen die Schmach, von einem jener Zeiſelwägen überholt zu werden, die vor der Matzleinsdorfer Linie ſtanden, und einem wandelnden Bretkorbe oder einem mobilen Zelte glichen.

Schneller gelangte man in einem Lohnwagen nach Baden. Die Fiaker begehrten aber zu jener Zeit bei bekannten Kunden fünfzehn bis achtzehn Gulden an Wochentagen für die Fahrt hin und zurück, ein Preis, der ſich jedoch an Sonntagen bis auf zwanzig, ja auf drei-

ßig Gulden ſteigerte. Damals wurde noch Alles in Wiener Währung berechnet. Fremde Fahrluſtige, namentlich Ausländer, mußten natürlich noch mehr »blechen« oder »ſchwitzen«. Dafür fuhr man aber auch längſtens in zwei Stunden nach dem Kurorte.

Gab es in Baden ein größeres Feſt zu feiern, ſo glich die Heerſtraße dem Miniaturbilde einer Völkerwanderung, nur ſchien die geſammte wandernde Generation aus Müllerleuten zu beſtehen, denn der fürchterliche Staub duldete hinſichtlich der Bekleidung einzig die Farbe des Mehles. Man glaubte mitunter erſticken zu müſſen.

In Baden herrſchte dann ein ſehr reges Leben.

Es war meiſt ſehr ſchwer in den dortigen Gaſthöfen ein Unterkommen zu finden; denn fiel das Feſt, wie gewöhnlich, auf einen Samſtag, ſo blieb man über Nacht in Baden, und kehrte erſt Sonntag Abends nach der Reſidenz zurück. Bei der Maſſe Equipagen und Lohnkutſchen, die in Folge dieſes Umſtandes gleichfalls über Nacht im Badeorte verblieben, mußte dann die Einfahrt oder das Portale der Gaſthöfe als Nachtquartier für die Unzahl Kutſcher und Roſſetummler herhalten; namentlich war dies in dem Gaſthofe »zum Hirſchen« der Fall, und bildete die Einfahrt dieſes Wirthshauſes ein wahrhaftes Heerlager der luſtigen

Wiener Fiakerwelt.

Wehe dem, der ſich an einem ſolchen Abend verſpätete!

Der Witz des Wiener Fiakers iſt zwar harmloſer Natur, doch pflegt er mitunter — obwohl mehr „Gſpaß“

als Satyre — den Nagel ſehr derb auf den Kopf zu treffen. Uebrigens wiſſen die Wiener Fiaker gewiſſenhaft zu beherzigen, welche Perſönlichkeit ſie mit ihren geſprochenen Geißelhieben zu regaliren gedenken; echte Nobleſſe und wirklicher Reichthum werden mit höflich gezogenen Hüten begrüßt, vergoldetes Großthun — »Aufhauen« genannt — wie zweideutiger Ruf laufen jedoch Gefahr in ſehr verſtändlichen Kraftausdrücken durch die Hechel gezogen zu werden.

Hier kennen die Fiaker keine Schonung.

Doch beginnen wir unſere Geſchichte!

Es war im Sommer des Jahres 18.., als die Heerſtraße von Wien nach Baden an einem Samſtag Nachmittags abermals einem Miniaturbilde der Völkerwanderung zu gleichen ſchien. Man hatte im ſtädtiſchen Theater des Kurortes eine Vorſtellung zu Gunſten eines wohlthätigen Inſtitutes veranſtaltet, bei welcher mehrere Gäſte von hohem Rufe mitzuwirken verſprachen.

Am Sonntag darauf war in der Nachbarſchaft Kirchweihfeſt.

Es war ſohin ein doppelter Magnet vorhanden.

Auch wies damals in Baden ein gewaltiger Athlet ſeine haarſträubenden Künſte; der rieſige Mann verſtand ſich zudem wie ſpäter Barnum, der König der Schwindler, auf die Schliche der Reclame, und hatte ſich deshalb auf der Affiche in prahleriſcher Weiſe als »nordiſcher Herkules« angekündigt.

Der Sonntag ſollte ſohin die Schauluſt reichlich befriedigen.

Baden wimmelte daher von Gäſten.

Der Abend kam, das Theater ging zu Ende, und die Stunde der früher erwähnten geſprochenen Geißelhiebe hatte begonnen. Mehr als zwanzig Fiaker ſtanden mit brennenden Tabakspfeifen in der Einfahrt des Gaſthofes »zum Hirſchen«, dem Hausknecht zurufend, doch endlich ihr Nachtlager zu bereiten, das in einem Bund Stroh für jeden Schläfer zu beſtehen pflegte. Das Thor war aber noch nicht geſchloſſen worden, da man die Heimkehr mehrerer Paſſagiere erwartete.

Der Unmuth der Roſſetummler wuchs mit jeder Minute.

Unmuth pflegt den Witz zwar zu ſchärfen, aber keineswegs zu glätten. Viele Vorübergehende wurden deshalb mit Komplimenten überhäuft, die in keiner gedruckten Anleitung zur feinen Lebensart ſtanden. Am ſchlimmſten kamen die ſogenannten »Gſchwufen« oder armen Stutzer weg, die, wie ſich ein Fiaker derb ausdrückte, in der Woche vierzehn Halskrägen, und nur ein Hemd in die Wäſche zu geben vermochten.

Noch ſchlimmer erging es einem galanten Fräulein.

Dieſes Fräulein war eine der berühmteſten Loretten, wohnte in der Rothenthurmſtraße, und hatte den Spitznamen »la belle Henriette« erhalten. »Die ſchöne Henriette« verdiente ihr Prädikat jedoch nur in ſo fern, als ſich dieſelbe einer ſehr reizenden ſchlanken Geſtalt erfreute. Ihre Geſichtsfarbe wies jedoch ſüdliches, faſt bräunliches Kolorit. Das Fräulein ſtand in jener Zeit im Zenith ihres Glanzes, und das Buch, darin ſie die Namen ihrer Anbeter zu verzeichnen pflegte, hatte bereits ein ſtattliches Volumen erreicht. Alle Stände waren

darin vertreten; es fehlte nicht einmal an einer Königskrone, die später freilich zu dem Schmuck in partibus infidelium zählen sollte.

Henriette war kein Liebling der Rossetummler.

Der Wiener Fiaker hat ja im Durchschnitt regen Sinn für häusliches Glück und hält streng auf Zucht und Ehre an seinem eigenen häuslichen Herde. Er ist daher kein Freund der Bayaderengilde. Auch wußte man damals von der schönen Henriette, ihre gegenwärtige „Partie" sei eben Niemand Anderer als der erwähnte prahlhänsige Athlet, nordischer Herkules geheißen.

Dieser Koloß war ferner aus Gründen, die wir später hören werden, gleichfalls kein Günstling der Fiaker. Als daher la belle Henriette, die in dem Gasthofe „zum Hirschen" abgestiegen war, spät am Abend heimkehrte, rief ihr ein lustiger rothbäckiger Fiakerknecht schon von weitem entgegen:

„Fahr'n mer, Mamsell Frankules?!"

Die Vorübergehenden brachen in ein schallendes Gelächter aus, und die Lorette eilte, im Antlitze roth wie Purpur, wie eine geschreckte Taube nach der rettenden Treppe im Gasthause. Zu ihrem Glücke zog eine neue Erscheinung die Aufmerksamkeit der ungalanten, spottsüchtigen Fiaker auf sich.

Der neue Ankömmling war Herr von Vogelhuber.

Dieser junge Mann, später bekanntlich selbst eine originelle Notabilität in der Wiener Fiakerzunft, galt schon damals als der Typus der Sorglosigkeit, den man mit den Worten „Wiener Früchtl" zu kennzeichnen liebt,

und ſeine Bravour im Sattel wie auf dem Bocke des Kutſchirwagens hatten ihm in kurzer Zeit zu einer gewiſſen Berühmtheit unter den »numerirten Schnellſeglern« verholfen. Hiezu kam noch ſein vertrauliches Benehmen gegen die Roſſetummler, ja ſeine Vorliebe für Alles, was nach dem Stalle roch. Die Fiaker waren ſtolz darauf, daß ein »Herr von«, der Sohn eines Advokaten und Hausbeſitzers, ein ehemaliger Reiterkadet, ſich herabließ, an ihrem Zechtiſch als Bruder im Spiele Platz zu nehmen, und einen Becher Wein auf du und du zu leeren.

Vogelhuber ward daher mit großem Jubel empfangen.

»Kinder,« ſprach er, »wollt Ihr mir einen Gefallen erweiſen?«

»Ja, mit Vergnügen, bin dabei!«

So erſcholl es von mehr als zwanzig Lippen.

»Bindet mir zu Liebe,« fuhr Vogelhuber fort, »mit dem nordiſchen Herkules an. Der Kerl iſt ein frecher Beſen, und gibt ſich ein Anſehen, als ob er den ganzen Stefansthurm zu verſchlucken vermöge.«

»Soll geſchehen!« rief ein Fiaker.

»Wollen ſeinen Frack ausklopfen,« meinte ein Anderer, »verſteht ſich, ſo lange er ihn noch am Leibe hat!«

»Raufen wollen wir,« ſprach ein Dritter, ein Glatzkopf, »daß die Haare nicht blos in der Nachbarſchaft, ſondern ſelbſt drüben im Helenenthal herumfliegen ſollen!«

»Schlaukopf!« verſetzte Vogelhuber.

Nach dieſen Worten warf er ein paar Zwanziger in die Einfahrt. Dann eilte er in ſein Gemach hinauf.

Gleich darauf wurde das Thor des Gaſthofes geſchloſſen, auch wäre nunmehr zweifelsohne die Stille der Nacht eingetreten, hätte es nicht ein ſeltſames Geräuſch gegeben, das aus einer gewaltigen Sägemühle zu kommen ſchien. In Wahrheit entſtand es durch das furchtbare Schnarchen ſämmtlicher in der Einfahrt ſchlummernden Wiener Fiaker.

Es ging auf die zwölfte Stunde.

Der Mond warf freundlich ſein ſilbernes Licht auf die ſchlafverſunkene Erde hernieder, nicht ahnend, daß er bald Zeuge eines Kampfes ſein werde, wie ihn die griechiſchen und trojaniſchen Roſſetummler und Wagenlenker nicht grimmiger vor dem ſkäiſchen Thore von Ilion ausgefochten.

Der nordiſche Herkules kehrte von einem Zechgelage heim, bei dem er dem rothen Vöslauer Wein mehr als billig zugeſprochen. Er befand ſich daher in einer ziemlich aufgeregten Stimmung. Der Rieſe gehörte ferner, wie bereits erwähnt, keineswegs zu den Günſtlingen der Wiener Fiakerzunft. Er hatte nämlich ſeinen Vorgänger in Wien, den Franzoſen Lebesnier, noch zu übertreffen gewußt, der bekanntlich zwei Seſſelträger dadurch narrte, daß er einen Mühlſtein im Gewichte eines Zentners unter jeden Arm nahm, den Mantel umwarf, einſtieg, und ſo den armen Leuten eine Laſt zu tragen gab, bei der ihre Kräfte nicht ausreichten.

Der nordiſche Koloß überbot Lebesnier durch ein größeres Kraftſtück, indem er in der Gaſſe nach St. Ulrich einen Fiaker trotz alles Peitſchens der armen Pferde dadurch am Weiterfahren hinderte, daß er ſich mit der einen Hand

hinten am Wagengeſtelle, mit der andern aber an einem Kettengriffe an der Ecke des Gebäudes feſthielt, darin in jener Zeit die ſchmucke adelige ungariſche Garde im Quartier lag.

Dieſe Schmach konnten ihm die Fiaker nicht vergeben.

Als er daher die Glocke zog, durfte der Hausknecht nicht öffnen. Der nordiſche Herkules donnerte nun ſo gewaltig mit den Fäuſten und Füßen an das Thor, daß dasſelbe in Trümmer zu gehen drohte.

„Wer iſt draußden,“ rief endlich ein Fiaker, „der Krampus oder der Wauwau?“

„Der nordiſche Herkules!“

„G'ſpaßmacher bei der Leich'!“

„Macht auf, oder es ſoll euch ſchlimm ergehen!“

„Aber deswegen laſſen wir noch keine Traurigkeit g'ſpüren!“

„Ich ſchlage euch Arme und Beine entzwei!“

„Nun, mit dir werden wir auch noch abfahren!“

Hölliſches Gelächter! Fortwährendes Toben des Rieſen! Endlich flog das Thor auf. Der Goliath fuhr wie ein Raſender auf die Spötter los. Drei bis vier Fiaker taumelten freilich zu Boden, aber dann — — ja dann — — —!

Am nächſten Morgen ſtand auf dem Theaterzettel zu leſen:

„Wegen Unwohlſein des nordiſchen Herkules kann die für heute angekündigte Produktion nicht ſtattfinden.“

Wiener Fiaker ſind handfeſte Leute!

18. Thereſe Krones und die Prinzeſſin vom Tandelmarkt.

In Wien lebte vor Jahren eine Dame, welche in der Türkei zweifelsohne mehr Glück gemacht haben dürfte, als hier bei uns im Abendlande. Man gab ihr gewöhnlich den Spitznamen: die Prinzeſſin vom Tandelmarkt, weil ſie zwar Glanz und Pracht liebte, bei der Entfaltung beider Neigungen aber in einer Art zu Werke ging, welche ſich zu dem wirklichen Adel und Reichthum gerade ſo verhält, wie neue koſtbare Gewande zu den abgetragenen, verblichenen Kleidern in einer Trödlerbude. Wir wollen ſie Karline nennen, obgleich ihr Taufname eigentlich anders lautete. Rückſichten erheiſchen jedoch eine Art Incognito.

Karline war eigentlich ein gutmüthiges heiteres Geſchöpf.

Das ließ ſich nicht läugnen.

Ihr Unglück war ihr angeborner Hang zu Putz und Tand, ihre Neigung zu müßigem Leben geweſen. Als Kind armer Eltern ſah ſie ſich in der Blüthe ihrer Jugend außer Stand, nach dem Gebote der Mode einherzuſtol-

ziren, die Arbeit widerte ſie an, und ſo gerieth ſie allmälig an den Rand des Verderbens.

Karline zählte nicht länger zu ehrbaren Leuten.

Ihr Schickſal läßt ſich leicht errathen, man braucht nur in Hogarth's herrlichen Kupferſtichen „der Weg einer Buhlerin“ in ſechs Blättern nachzuſehen. In der Zeit, da unſere Geſchichte ſpielt, hatte übrigens Karline erſt die Hälfte ihrer gefährlichen Laufbahn zurückgelegt. Das Gold, das ſie früher verdient hatte, war demungeachtet trotz ſeiner namhaften Schwere bereits in Geſtalt von Silberlingen nach allen Strichen der Windroſe gewandert. Kein Nabob, kein Krösus, und ſei es auch nur in Taſchenformat, wollte ſich melden, die Gläubiger drängten mehr und mehr, und die bewegliche Habe reichte nicht hin, um alle Anſprüche zu befriedigen.

So wollte man ſich denn ihrer Perſon verſichern.

Karline wußte jedoch zum Glücke, daß einer der hartherzigſten Gläubiger ſie wirklich in das Schuldengefängniß zu ſenden gedenke. Der Haftbefehl befand ſich bereits in den Händen eines Gerichtsdieners, und es ſtand zu fürchten, daß dieſer Vollſtrecker des Geſetzes jetzt und jetzt die Klingel an der Hausthür ziehen, und den Träumen von Glanz und Reichthum ein nur zu garſtiges, gleichzeitig ſehr lächerliches Ende machen könne.

Karline wußte ſich nicht zu rathen, noch zu helfen.

Sie ſtand, ſie ging, ſie ſaß, ſie lag auf Nadeln!

Was half die ſchwarze Sorge, was nützte die tödtliche Angſt? Der gefürchtete Beſuch blieb nicht aus. Bei dem erſten Erſcheinen ließ ſich der Gerichtsdiener zwar durch die unbefangene Verſicherung der Joſe abweiſen,

Fräulein Karline sei gegenwärtig nicht zu Hause; ein zweites Mal wußte die Prinzessin vom Tandelmarkte durch eine Hinterthür zu entwischen; endlich blieb ihr aber nichts mehr übrig, als ihr Quartier wirklich für einige Tage zu räumen, und bei dieser oder jener Freundin ein momentanes Unterkommen zu suchen. Oft mußte sie sich für ein paar Stunden zu wildfremden Leuten flüchten, und das hochkomische Lustspiel „nach Sonnenuntergang", das man später im Burgtheater so köstlich spielte, ging in Wien schon damals zwar nicht auf der Bühne, aber denn doch im wirklichen Leben in die Szene.

Der hartnäckige Gläubiger ärgerte sich gewaltig.

Schließlich schritt er jedoch zu dem Mittel, das er gleich anfangs hätte ergreifen sollen. Er bestach die Zofe seiner Schuldnerin. So erfuhr er denn eines Tages, daß Fraulein Karline heute Abend das Leopoldstädter Theater besuchen werde, und am Eingang desselben bei einiger Umsicht ohne Schwierigkeit verhaftet werden könne.

Das war ein verläßlicher Fingerzeig.

Der Gläubiger und sein Geleite säumten auch nicht, gegen sieben Uhr Abends nach der Leopoldstadt zu eilen. Ihre Hoffnung, die Verhaftung noch vor der Vorstellung zu bewerkstelligen, wurde jedoch zu Wasser.

Man kann sich irren!

Dies geschah auch hier.

Karline war nämlich mit mehreren Schauspielerinnen der Leopoldstädter Bühne befreundet. Diesen Gönnerinnen verdankte sie einen Platz in der Theaterloge, zu der sie durch das zweite Thor und zwar vom Theater aus gelangte.

Der Gläubiger wollte vor Ingrimm vergehen.

Am Schluſſe der Vorſtellung konnte jedoch das obige Kunſtſtück nicht wiederholt werden, da der zornige Mann noch ein paar Späher aufſtellte und Fräulein Karline mit einer Blokade mitten im Frieden bedrohte.

Man gab „das Mädchen aus der Feenwelt“.

Dieſe Dichtung des unvergeßlichen Ferdinand Raimund war zwar ſeit langem zur erſten Aufführung gekommen, lockte aber noch immer eine große Anzahl Schauluſtiger nach dem Leopoldſtädter Theater. Das geſammte Publikum brannte vor Ungeduld und zwar nach der Szene, worin die verführeriſche Thereſe Krones als „Jugend“ bekanntlich ſo große Triumphe feierte. Er war kurz vor dem Tage, da ſie ihr „Brüderlein fein“ vor einem Mörder ſingen ſollte, und Niemand ahnte damals im Parterre, jener finſtere Mann, Jaroſchinsky geheißen, der ſeinen Operngucker ſo unverwandt nach der reizenden Erſcheinung auf der Bühne richtete, werde ſeine Hände in wenigen Wochen mit dem Blute ſeines greiſen Lehrers beſudeln.

Thereſe Krones verließ unter donnerndem Beifall die Bühne.

Der Lärm wollte nicht enden.

Die ganze Szene mußte wiederholt werden.

Die „Jugend“ erſcheint bekanntlich in dieſem Stücke nur einmal. Ein großer Theil des männlichen Publikums pflegte daher gleich bei dem Auftreten des Schauſpielers Korntheuer als „hohes Alter“ das Parterre zu verlaſſen, um an der Hinterpforte des Theaters Thereſe Kro-

nes in den Wagen steigen und nach Hause fahren zu sehen.

Auch stand man noch im Spätsommer.

An jenem Abend mußten jedoch die Verehrer der „Jugend" sich länger als gewöhnlich gedulden. Die treffliche Lokalsängerin schien sich in der Garderobe verplaudert zu haben. Viele jener Verehrer verließen daher, des längern Wartens überdrüssig, ihren Standplatz am Hinterthore, hastig in das Parterre zurückkehrend.

Endlich erschien Therese Krones.

Sie trug zwar noch ihr bekanntes hübsches Kostüme als „Jugend", hatte aber des regnerischen Abends willen einen leichten Mantel umgeworfen, und die Kapuze desselben tief in das Gesicht gezogen.

Ein Jubelruf erschallte.

Die Lokalsängerin dankte, flüchtig mit dem Kopfe nickend, stieg hastig in den Wagen, und verschwand bald aus den Blicken ihrer Verehrer.

Ein leichtes Rädern tönte aus der Kutsche.

Im Moment der Abfahrt erschien Karlinen's Gläubiger.

Er zog ein sehr verdrießliches Gesicht.

Fräulein Karline war bereits seit Längerem aus der Theaterloge verschwunden, vermuthlich um sich auf die Bühne zu begeben. Ihr Gläubiger eilte daher gleichfalls aus dem Theater, um seine an verschiedenen Zugängen lauernden Späher zu strenger Wachsamkeit zu ermahnen. Keiner dieser Kundschafter hatte jedoch die Schuldnerin zu Gesichte bekommen, kein Frauenzimmer verließ das Theatergebäude, das ihr gleich sah, und selbst

der Späher an der Hinterpforte meldete einfach, Niemand als Thereſe Krones ſei in den eben hinwegfahrenden Wagen geſtiegen.

Es hieß bis zum Schluß der Vorſtellung ausharren.

Der Gläubiger wollte bereits ſelbſt in das Parterre zurückkehren, ſtieß aber dabei auf ein weibliches Weſen in gewöhnlicher Kleidung, deſſen Anblick dem getäuſchten Manne einen Schrei ſchreckhafter Ueberraſchung entlockte.

Dies weibliche Weſen war — Thereſe Krones.

Der Gläubiger errieth augenblicklich den wahren Sachverhalt. Er warf ſich daher in die Lohnkutſche, die zur Verhaftung der Prinzeſſin vom Tandelmarkt bereit ſtand, und befahl dem Fiaker mit einer wahren Stentorſtimme, dem Theaterwagen im ſchärfſten Trabe zu folgen.

Er irrte ſich nicht.

Man hatte ihm einen abſcheulichen Streich geſpielt.

Es war zum Raſendwerden.

Fräulein Karline hatte den gefürchteten Mann im Parterre erblickt, errieth auch augenblicklich, daß ſie von ihrer Zofe verrathen worden ſei. Ihre Lage war peinvoll. Zum Unglück des Gläubigers zählte jedoch die mehrerwähnte talentvolle, doch leichtfertige Lokalſängerin zu den Freundinnen ſeiner Schuldnerin, es fiel daher der Letzteren nicht ſchwer im Theaterkoſtüme der Letzteren dem Vertreter des Schuldenarreſtes zu entgehen.

Thereſe Krones liebte bekanntlich komiſche Abenteuer.

Leider verließ ſie das Theater früher, als es für das

Entweichen ihrer Freundin heilsam sein mochte. Der Fiaker überholte den Theaterwagen in wenigen Minuten, zumal der Letztere nach einer Seitengasse links einbog und in der Mitte derselben im Schritte zu fahren begann. Der Gläubiger sprang aus dem Fiaker und stürmte zornig an den Wagenschlag des vorderen Fuhrwerkes.

Neue, noch grimmigere Enttäuschung!

Der Theaterwagen war leer.

Fräulein Karline hatte durch das kleine Fensterlein am Rücksitze den Verfolger wahrgenommen, und daher dem Kutscher die Weisung ertheilt, in die erwähnte Seitengasse einzubiegen. Dort war sie, ehe der Fiaker um die Ecke fuhr, hastig aus dem Wagen gesprungen, und durch ein bekanntes Durchhaus einstweilen der weiteren Verfolgung entgangen.

Ihre Lage blieb demungeachtet verzweiflungsvoll.

Es war, wie gesagt, ein trüber Abend, auch begann der Regen, der bisher leise vom Himmel sickerte, immer dichter und gewaltiger zur Erde zu fallen. Karline lief ferner Gefahr, auf ihrem ziellosen Wandergange den Vollstreckern des Gesetzes in die Hände zu fallen. Nie befand sich noch „die Jugend“ in einer ärgeren Klemme. Hiezu kam noch der Fluch des Lächerlichen. Im Theaterkostüme verhaftet werden, das hieß dem Gespötte von ganz Wien für alle künftige Lebensdauer ausgesetzt bleiben.

Fräulein Karline entwarf daher einen neuen Fluchtplan.

Es war ein strategisches Meisterstück.

Die Prinzessin vom Tandelmarkt beschloß wie Dembinski in seiner berühmten Kampagne in Litthauen vor-

zubringen, ſtatt zu fliehen. Sie ſuchte daher, ſtatt nach der Stadt, nach dem Prater zu gelangen, und daſelbſt in einem damals etwas verrufenen Wirthshauſe ein zeitweiliges Unterkommen zu finden. Auch wußte ſie, der reiche junge Herr von Vogelhuber, unſeren Leſern bereits bekannt, ſei eines ſchönen Schenkmädchens willen ein täglicher Gaſt in jener Kneipe. Karline kannte ihn perſönlich. Er war der Mann, ſie aus den Klauen ihres Verfolgers zu befreien.

Karline gelangte auch wirklich in den Prater.

Auch befand ſich Vogelhuber mit mehreren Freunden in der erwähnten Schenke. Das Erſcheinen der Lorette im Theaterkoſtüme erregte ſtürmiſchen Beifall. Eine Kollekte befreite die Aermſte von dem letzten Reſt Todesangſt.

So endete die berühmte Retirade der Prinzeſſin vom Tandelmarkt!

19. Der Wechselfälscher.

Das Geschlecht eines Carpentier oder Grellet ist nicht blos in Frankreich heimisch, es zählte auch bereits in Altwien nahe Seitenverwandte. Im Sommer 1838 begab sich daselbst ein Ereigniß, welches damals ungeheure Sensation erregte, dessen Kunde jedoch auf das Weichbild der Residenz, ja eigentlich nur auf gewisse Kreise beschränkt blieb, da in jener Zeit die Journalistik noch nicht die gegenwärtig so vielgelesene Rubrik „Gerichtshalle" eröffnen durfte.

Die Sache kam so:

Der nunmehr verstorbene, damals aber noch sehr rüstige Großhändler Bearzi, bekannt durch seine Geschäftskenntniß, wie durch seinen Biedersinn, begab sich an einem heiteren Tag um zwei Uhr Nachmittags aus seinem Komptoir nach der Freiung, um daselbst einen Fiaker zu miethen, da er eines Sommerquartiers wegen nach Döbling zu fahren gedachte.

Als er jedoch zu dem Schottenhofe gelangte, sah er in einem eben zur Abfahrt bereitstehenden Döblinger Gesellschaftswagen einen ihm wohlbekannten Kassier der Nationalbank sitzen, der, wie es sich später ergab, in

ähnlicher Absicht nach dem oben genannten Lustorte zu gelangen wünschte.

Der Bankier, welcher Gesellschaft liebte, entschloß sich daher gleichfalls den Gesellschaftswagen zu besteigen, zumal derlei Wägen an Wochentagen um die erwähnte Nachmittagsstunde nicht sehr von Ausflugslustigen bestürmt zu werden pflegten.

Die Pferde setzten sich in Bewegung.

Großhändler und Kassier sprachen natürlich von Vorfällen in der kaufmännischen Welt, ein Wort gab das Andere, und so kam man unter Andern auf das Eskomptirungsgeschäft der Nationalbank zu sprechen. Man pflegte daselbst Wechseldarlehen abzuschließen, falls sich auf den Wechselbriefen die Unterschriften von drei guten Firmen befanden. Ein tüchtiger Akzeptant und zwei verläßliche Giros genügten zur Annahme der Wechsel, doch mußten natürlich die Zensoren der Bank die Unterschriften früher geprüft und für echt befunden haben.

Kein Unterschleif schien dabei denkbar.

Während dieses Gespräches äußerte sich der Kassier in schmeichelhafter Weise, wenn die Bank durchwegs Schuldner wie der Großhändler Bearzi hätte, so würde eine einzige Unterschrift, kurz ein einfaches Akzept vollkommen ausreichen.

»Ich brauche, Gottlob, kein Wechseldarlehen,« sprach der Bankier.

»Keine Regel ohne Ausnahme,« meinte der Kassier.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich sah kürzlich einen Phönix.«

»Wie so?«

„Sie wissen ja doch, daß ich erst vor einigen Tagen einen Wechsel von Ihnen im Betrage von 35,000 fl. auszahlte.“

„Sind Sie von Sinnen, oder sprechen sie im Ernst?“

„Ernst, voller Ernst!“

„Dann beklage ich die Bank, denn der Wechsel ist — falsch!“

Der Kassier erbleichte. Der Gesellschaftswagen war mittlerweile, wie die spätere gerichtliche Verhandlung auswies, bis an den zweiten Abschnitt der Allee vor dem Schottenthor gelangt. Der Großhändler befahl dem Kutscher still zu halten, und beide Herren eilten trotz der drückenden Sonnenhitze im Sturmschritt nach der Stadt zurück. Als sie in der Bank ihr Anliegen vorbrachten, gerieth Alles in leicht erklärliche Aufregung, doch wurde der fragliche verdächtige Wechsel augenblicklich aus der Depositenkasse herbeigeschafft.

„Meine Unterschrift,“ erklärte der Großhändler, „ward so prachtvoll nachgemacht, daß ich beinahe darauf schwören möchte, ich hätte meinen Namen eigenhändig auf dies Blatt Papier geschrieben; demungeachtet ist und bleibt der Wechsel — — falsch!“

Man hatte also mit einem vollendeten Meister in der Fälschung von Handschriften zu thun. Sämmtliche Zensoren der Nationalbank, ergraute Wiener Geschäftsleute, waren getäuscht worden. Anfangs glaubte man allgemein, die Fälschung sei von einem Komptoiristen des Großhändlers ausgegangen, bald aber stellte es sich durch mehrseitige Zeugenaussage fest, der falsche Wechsel sei

durch einen unbekannten blassen Mann zur Eskomptirung gebracht worden.

Die Bestürzung ward noch größer, als sich durch weitere Zeugenverhöre ergab, daß dieser Mann von auffallend blasser Gesichtsfarbe die Bank bereits dreimal in ähnlicher Weise getäuscht habe.

Das schien fast unglaublich!

Und doch waren sämmtliche Unterschriften auch auf den früheren beiden Wechseln falsch gewesen, wie es sich aus den Büchern der betreffenden Großhandlungshäuser nachweisen ließ. Der Betrüger hatte natürlich jedesmal drei neue Unterschriften von andern Bankiers nachgeahmt, einen frischen falschen Wechsel von weit höherem Betrag rechtzeitig, das heißt vor dem Verfallstag der früheren Schuldverschreibung in der Bank hinterlegt, und dann nach ein paar Tagen den letzten Wechsel von älterem Datum mit Hilfe des erhaltenen neuen Darlehens eingelöset.

Die Summe wuchs so bis zur Höhe von 35,000 fl., wie es auch aktenmäßig belegt wurde. Der Betrug war einfach, doch sinnreich. Dem Betrüger blieben jedesmal mehrere tausend Gulden Ueberschuß zur Vergeudung oder zur Spekulation. Hätte er in der Zwischenzeit glücklich spekulirt, so wäre es ihm vielleicht möglich gewesen, auch den letzten Wechsel ohne neues Darleben per falsum einzulösen, und in Folge eines namhaften Ueberschusses ein eigenes Geschäft zu gründen. Alle Welt hätte dann nach ein paar Jahren glücklichen Geschäftsganges ehrerbietig den Hut gezogen, beifügend, man sehe aus dem Beispiel, wie weit es Fleiß und Geschäftskenntniß zu

bringen vermöge. Vielleicht war dies auch anfangs die Absicht oder die Hoffnung des Wechselfälschers.

Göttin Nemesis läßt aber selten mit sich spielen.

Wer war aber der Mann mit blassem Angesichte?

In den ersten Stunden der Bestürzung konnte Niemand die geringste Auskunft hierüber geben, später neigte sich jedoch ein Bankbeamter zu der Ansicht, der blasse Mann habe große Aehnlichkeit mit Carl P., dem ehemaligen Kassier des (nunmehr aufgelösten) Großhandlungshauses Bonnet de Bayard gehabt, nur hätte dieser Kassier nie einen Schnurbart wie der Wechselfälscher getragen. Die Polizei erhob jedoch bald, Karl P. trage gegenwärtig wirklich einen Schnurbart, auch sei derselbe täglicher Gast im Neuner'schen Kaffehhause, an der Ecke der Plankengasse und Spiegelgasse gelegen.

Der Bankbeamte begab sich in dies Kaffehhaus.

Karl P. war zugegen.

Die Identität der Person wurde von dem Bankbeamten beschworen.

Und was nun weiter?

Die Behörde unterzog nun die früheren und späteren Schritte des verdächtigen Wechseldeponenten einer strengen Prüfung, und siehe da, die Verdachtsgründe mehrten sich mit jeder neuen Erhebung.

Und Karl P.?!

Der blasse Mann lebte in geträumter Sicherheit. Er pflegte, wie oben mitgetheilt, jeden Nachmittag das Neuner'sche Kaffehhaus zu besuchen, und daselbst eine Tasse schwarzen Kaffeh zu sich zu nehmen. Auch blieb er gewöhnlich bis spät Abends in diesen Mokkatempel. Karl P.

war ein vortrefflicher Billardſpieler, namentlich was die kleine Kegelpartie anbelangte. In dieſer Partie mit fünf Kegeln fand er nie ſeinen Meiſter; auch gab er, ſelbſt wenn er mit einem fremden Spieler kämpfen ſollte, ungeſchaut wie ungeſcheut ſechs Points vor.

Auch dies iſt eine Thatſache.

Das Billardſpiel währte gewöhnlich von halb zwei bis drei Uhr Nachmittags, dann ſetzte er ſich zum Piquetſpiel nieder, das er ſo leidenſchaftlich liebte, daß er einmal mit einem bekannten Luſtſpieldichter, der natürlich nicht das Mindeſte von dem ſonſtigen verbrecheriſchen Treiben ſeines Partners ahnte, von drei Uhr Nachmittags bis neun Uhr Morgens am nächſten Tage am Spieltiſch ausharrte. In der neueſten Zeit ſchien jedoch das Schachbrett ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Die Araber nennen das Schachſpiel »Szed renge«, zu deutſch »hundert Sorgen«.

Hier waren dieſe Sorgen nichts als Gewiſſensbiſſe.

Auch dieſer Umſtand ward von der Behörde erhoben.

Kaffehſieder Neuner, jetzt längſt geſtorben, ward nunmehr vor das Gericht beſchieden und von der Sachlage mit Hinweiſung auf ſeinen Bürgereid in Kenntniß geſetzt. Der erſchrockene Mann bat flehentlich, falls man den Verbrecher nicht in deſſen eigener Wohnung treffe, die Verhaftung nicht in ſeinem Kaffehhauſe vornehmen zu wollen, da es dem Beſuch ſeines Lokales Abbruch thun könne.

Dieſe Bitte konnte nur zum Theile befriedigt werden.

Am nächſten Morgen wurde die Wohnung des

Fälschers umstellt, der lose Vogel befand sich aber wirklich nicht in seinem Nest. Gewissensangst veranlaßte ihn die meisten Nächte außer dem Hause zuzubringen. Bald ließ er sich unter dem Vorwand, seinen Hausschlüssel vergessen zu haben, in irgend einem Gasthofe eine Stube aufschließen: bald brachte der schuldige Mann in Folge einer ähnlichen Ausflucht die Nacht bei einem Freunde oder Bekannten zu.

So war es auch diesmal der Fall gewesen.

Die vorgenommene Hausuntersuchung führte jedoch zu schlagenden Beweisgründen. Man fand nämlich bei Karl P. in dem Strohsack seines Bettes mehrere Stück Banknoten zu tausend Gulden, deren Ziffern und Nummern nach der eidlichen Aussage des Kassiers der Bank genau mit jenen übereinstimmten, wie sie auf einigen Banknoten zu lesen, die er an den Mann mit dem blassen Antlitz verabfolgte. Es handelte sich daher nur mehr, den Wechselfälscher festzunehmen.

Karl P. war aber den ganzen Vormittag nicht aufzufinden.

Ein Geschäftsgang in eine Vorstadt hielt ihn von seiner Wohnung entfernt: auch zog sich die betreffende Angelegenheit so sehr in die Länge, daß Karl P. sein Mittagsmahl gleichfalls außerhalb der innern Stadt zu sich nahm. Da man aber diesen Umstand nicht wußte, so fürchtete man bereits, die diebische Elster habe Wind bekommen und sei auf und davongeflogen.

Man irrte sich zum Glücke.

Gegen halb zwei Uhr Nachmittags erschien der Angeklagte wie gewöhnlich bei Renner im ersten Stockwerke

des ſogenannten ſilbernen Kaffehhauſes. Dort hatte ſich mittlerweile ein komiſches Intermezzo zugetragen. Es waren nämlich zwei Gerichtsbeamte in Zivilkleidung daſelbſt erſchienen, welche den Auftrag zur Verhaftung des Schuldigen erhalten hatten. Da ſich in dieſem Stockwerke gewöhnlich nur tägliche Kunden, ſogenannte Stammgäſte, einzufinden pflegten, ſo mußten die fremden Geſichter natürlich Aufſehen erregen.

Es kam noch ſeltſamer.

Der Zahlmarqueur hatte nämlich über fünfzig Stück ausländiſche Zigarren in ſeinem Wandſchranke liegen, die zwar verzollt werden, nur daß die betreffende Zollbeſcheinigung in Verluſt gerathen war. Der junge Mann fürchtete daher des Schmuggelhandels verdächtig zu werden.

Auch er irrte großmächtig.

Wie dem ſein mochte, der Aermſte gab ſich alle Mühe, dieſe fünfzig Stück ausländiſche Zigarren an den Mann zu bringen, indem er zu den reicheren täglichen Kunden ſchlich, und ſie flüſternd bat, ihm doch acht bis zehn Stück dieſer verdächtigen Glimmſtengel aus der Havannah abnehmen zu wollen. Die meiſten angeſprochenen Gäſte willfahrten natürlich dieſem Begehren.

Karl P. trat endlich ein.

Er ließ ſich wie gewöhnlich eine Taſſe ſchwarzen Kaffeh geben, und verfügte ſich dann in das lange Nebengemach oder ſogenannte Spielzimmer, um daſelbſt an einem runden Tiſche eine Schachpartie zu beginnen. Ein Gerichtsbeamter ſetzte ſich, als angeblicher Schachfreund große Theilnahme für dies Brettſpiel heuchelnd, an ſeiner

Seite nieder; der Andere blieb an dem Billard in der vorderen Stube stehen, jedoch so, daß er den Angeklagten nicht eine Minute aus den Augen verlor. Der Kaffehsieder schritt gleichfalls sorgsam spähend im Kaffehhause umher. Dem Zahlmarqueur gingen die Augen auf.

Er ahnte, daß die fremden Gäste nicht seinetwegen kamen.

Eine halbe Stunde verstrich.

Karl P. befand sich in einer heitereren Stimmung, als es seit Monden der Fall gewesen. Er hatte seit einer Woche alle nöthigen Vorbereitungen zu einer Reise nach Odessa getroffen, und hoffte die geräuschvolle Kaiserstadt vielleicht schon binnen wenigen Tagen im Rücken zu haben.

Das Pflaster in Wien war ihm zu heiß geworden.

In Folge dieser freudigen Gedanken spielte der Wechselfälscher mit geringerer Vorsicht als gewöhnlich, was bei der gegenwärtigen Schachpartie um so bedrohlicher, als ihm sein Gegner das bekannte gefährliche Gambit des Allgaier geboten.

„Ich bin da," flüsterte P., „in eine verdammte Falle gerathen!"

„Gambit geben," meinte lächelnd sein Feind, „heißt auch ein Bein stellen."

In diesem Augenblicke verließ der Gerichtsbeamte, der sich im ersten Gemache befand, seine bisherige Stellung am Billard, und ersuchte den Zahlmarqueur mit leiser, doch gebieterischer Stimme, Herrn Karl P. auf die Treppe hinausrufen zu wollen.

„Sagen Sie ihm," meinte der Fremde, „daß ihn ein Bekannter zu sprechen wünsche."

Der Zahlmarqueur, dem die ängstliche Stimmung seines Dienstherrn schon lange aufgefallen war, erkannte nunmehr mit Gewißheit, daß es sich um ganz andere, weit wichtigere Dinge handle, als um die Feststellung des Thatbestandes bezüglich des Schmuggels mit ausländischen Zigarren. Demungeachtet entledigte er sich seines Auftrages in loyaler Weise, ohne auch nur durch eine Miene die Ueberraschung und Aufregung wahrnehmen zu lassen, die sich seiner Seele in Ahnung einer folgenschweren Verhaftungsscene nothwendiger Weise bemeistern mußte.

Karl P. langte sorglos nach seinem Hute.

Es war ja schon oftmals vorgekommen, daß ihn ein Bekannter oder Geschäftsfreund zu sprechen wünschte, und deshalb auf die Treppe hinausrufen ließ. Deshalb schritt er ruhig zur Thür, seinem Gegner im Schach zurufend:

„Die Partie ist verloren, ich ergebe mich auf Gnade und Ungnade. Setzen Sie gefälligst die Figuren frisch auf!“

Es waren die letzten Worte, die er im Renner'schen Kaffehhause sprechen sollte. Der zweite Gerichtsbeamte, der bisher an seiner Seite gesessen, folgte ihm auf dem Fuße. Auch der Kaffehsieder hielt sich in der Nähe auf. Beide lauschten achtsam, ob der Angeklagte nicht irgend ein Stück Papier von sich zu werfen suche.

Karl P. verharrte jedoch in seiner Verblendung.

Er ahnte nicht das Geringste von seiner gefahrvollen Lage. Der erste Gerichtsbeamte trat ihm an der Treppe entgegen, und flüsterte ihm leise zu, er habe, wie eine in seinen Händen befindliche Ordre ausweise, den

Auftrag ihn augenblicklich zu verhaften. Karl P. erschrak zwar bei dieser Mittheilung, jedoch nur in geringem Grade; er dachte, wie er bei seinem späteren Verhöre aussagte, es handle sich einfach um eine Klage wegen Schmuggelei, da er in neuerer Zeit mit mehreren Kontrabandisten aus Ungarn wie aus dem Auslande in Geschäftsverbindung getreten war. Deshalb folgte er dem Gerichtsbeamten auch ganz ruhig über die Treppe.

Am Hausthor hielt ein Lohnwagen.

Der Wechselfälscher und der erste Gerichtsbeamte stiegen in den Wagen, der zweite Gerichtsbeamte setzte sich neben den Kutscher auf den Bock.

Die Fahrt ging nach der Spenglergasse.

Karl P. glaubte noch immer nicht das Schlimmste fürchten zu müssen. Als man ihm aber nach der Ankunft im Polizeigebäude in der Spenglergasse seine Brieftasche abverlangte, und seine Kleider zu durchsuchen begann, wechselte er ein paarmal sichtbar die Farbe, und suchte sich auch einiger Blätter Papier in seiner Schreibtafel zu entledigen, ein Versuch, der jedoch durch die Wachsamkeit seines Geleites vereitelt wurde.

Der Fund lohnte sich auch der Mühe.

Wie Reisende in Tuch oder Schneidermeister eine Musterkarte von Tuch oder anderen Wollstoffen mit sich zu führen pflegen, so trug Karl P. eine förmliche Musterkarte der Unterschriften der meisten bedeutenden Bankiers und Kaufleute von Wien bei sich. Karl P., der von Jugend auf tüchtig zu Feder war, hatte sich durch langjährige Uebung eine solche Fertigkeit im Nachahmen der oben erwähnten Unterschrif-

ten erworben, daß die betreffenden Bankiers und Kaufleute einstimmig erklärten, die Fälschung sei so gelungen, daß sie selbst nicht zu entscheiden wüßten, was Original oder Kopie sein möge.

Karl P. war ein Kalligraph.

Die Censoren der Bank wurden durch obige Erklärung aller weiteren Verantwortlichkeit enthoben; auch traf man bei diesem Institute sogleich solche Maßregeln, welche eine Wiederholung dieses unerhörten Betruges zu einer reinen Unmöglichkeit gestalteten.

Das Verhör begann.

Die erstern gewöhnlichen Fragen um Namen, Geburtsort, Alter, Religion und Stand wurden von Karl P. mit fester Stimme beantwortet. Als man ihm aber nach wenigen Nebenfragen plötzlich den falschen Wechsel, auf 35,000 fl. lautend, vor die Augen hielt, stieß er einen leisen Schrei aus, und sank dann in eine tiefe Ohnmacht. Man mußte ihn geraume Zeit mit Wasser laben, ehe er sich so weit erholte, daß das Verhör fortgesetzt werden konnte.

Auch wurde er noch zweimal ohnmächtig.

»Ich will Alles bekennen,« stöhnte er dann schmerzlich, »schreiben Sie mein reumüthiges Bekenntniß rasch nieder.«

Nach diesem Stoßseufzer, der in Wahrheit aus dem tiefsten Herzen kam, legte P. ein umfassendes Geständniß seiner schweren Schuld nieder, im Vorhinein entschieden in Abrede stellend, daß ihm irgend ein Mitwisser seines strafwürdigen Treibens hilfreich zur Seite gestanden sei. Viele Bogen Schreibpapier mußten demungeach-

ter verfahrieben werden. Es ging auch bereits gegen die Mitternachtsstunde, als die Richter das Verhör zu schließen gedachten.

„Nein, ich habe noch etwas anzugeben," bat Karl P. demüthig, „ich muß mein Gewissen vollkommen rein wissen."

Man willfahrte seinem Begehren.

Der arme Sünder gestand nun, daß er vor einiger Zeit auch einen israelitischen Sensalen um 25,000 fl. geprellt habe, und zwar als er noch als Kassier im Dienste des frühergenannten Großhandlungshauses stand.

Auch hier verschwieg er nicht die geringsten Nebenumstände, und bat gleichzeitig, das Gericht möge die Gnade haben, die Kommittenten des armen Juden in Ungarn wie in der Residenz baldmöglichst von seiner Aussage in Kenntniß zu setzen, auf daß an dem unverschuldeter Weise verdächtigen Ehrenmann gut gemacht werden könne, was noch gut zu machen sei. Der Sensal saß nämlich im Schuldengefängniß, da seine Kommittenten der Ansicht lebten, der Jude habe selbst jene Summe von 25,000 fl. unterschlagen.

Merkwürdig war der Schluß des Geständnisses.

„Ich danke Ihnen," sprach Karl P. zu dem Richter, „mit tiefgerührtem Herzen, daß Sie mir noch eine halbe Stunde zu meinem letzten reumüthigen Bekenntnisse geschenkt haben. Eine harte, vieljährige Strafe erwartet mich, ich weiß es und verdiene es auch nicht besser, aber demungeachtet werde ich heute auf meiner rauhen Schlafstatte schlummern tief, friedlich und sorgenlos wie ein unschuldiges Kind. Glauben Sie mir, meine Herren, die

Nacht iſt für den Verbrecher das Fegefeuer auf Erden. Sein Schlaf iſt ein Stück Hölle, welche Spukgeſtalten bevölkern, ſchauerlicher anzuſchauen, grauſamer als die Furien der Mythe, jeder Traum iſt das Abbild einer Folterkammer, wie es die ungezügelteſte Fantaſie nicht zu erſinnen vermag. Ein Jahr iſt es, daß ich wie Espenlaub zitterte, ſo oft ſich die Sonne zum Untergange neigte; ein Jahr verſtrich, ſeit ich nicht mehr wußte, daß der Schlaf des Gerechten eine Gnade und ein Segen der Gottheit genannt zu werden verdiene. Heute aber will und werde ich ſchlummern tief, friedlich und ſorgenlos wie ein unſchuldiges Kind. Ich danke Ihnen, Herr Richter, ich danke aus gerührtem Herzen!«

Thränen erſtickten ſeine Stimme.

Alle Anweſenden waren tief erſchüttert.

Karl P. wurde abgeführt.

Sein Prozeß ging bald zu Ende. Das Urtheil lautete auf fünf Jahre Zuchthausſtrafe.

20. Die Konzertsaison.

Der Winter ist eine traurige Jahreszeit für Wien, denn mit ihm kommen die Festtage der Geigen, Klaviere, Flöten, Hörner und Dudelsäcke.

Die Konzertsaison beginnt.

Die Musikwuth tritt in den Superlativ.

Das Klavierfieber wird epidemisch. Gleichzeitig erscheinen die gelehrten Kunstkritiker mit ihrem gedruckten musikalischen Zopfthum. Der Verfasser dieser Federzeichnungen zählt glücklicher Weise keineswegs zu dieser Gilde Stockmusikanten: er ist vielmehr ein Blutsverwandter jenes Witzboldes, der weiland meinte: man kann den Generalbaß im Schlaf versagen können, und Noten mit Siebenmeilenlöffeln gegessen haben, und doch von dem Geiste einer Tondichtung, von der Seele einer musikalischen Leistung gerade so viel verstehen als ein Ziegelbrenner von dem Eindrucke der Peterskirche in Rom, als ein Farbenhändler von dem Kunstwerthe eines Bildes von Raphael oder Leonardo da Vinci.

Geist und Seele?

Ja, so lauten die Namen!

Es sind dies eigentlich nur bildliche Umschreibungen, gewöhnlich wird darunter auch blos Poesie verstan-

den. Von Poeſie wiſſen aber die meiſten gelehrten Kunſtkritiker, die Mehrzahl der fahrenden Virtuoſen gerade ſo viel wie ein Lappländer von der Blumenpracht an den Ufern des Indus.

Letztere ſind noch ſchlimmer daran.

Virtuoſen vertreten nämlich blos muſikaliſche Ephemeren, Eintagsfliegen der Tonkunſt, die man nur deshalb bewundert, weil ſie gerade en vogue ſind, weil ſie eben zum Brennpunkt des Salongeſpräches geworden. Was aber von der Mode lebt, ſtirbt mit der Mode. Eine Welle verdrängt die Nachbarwoge im Strome nicht ſchneller, als eine neue Erſcheinung im Gebiete der ausübenden Tonkunſt ihre gefeierte Vorgängerin.

Die Franzoſen haben die Mode, dieſe zweite Glücksgöttin, erfunden; ſie ſteht wie die griechiſche Fortuna auf einer flüchtigen, ewig und immer fortrollenden Kugel. Wehe daher ihrem Paladine, wenn er nicht Schritt mit ihr zu halten vermag! Stillſtand und Tod ſind da gleichbedeutend. Die Mode zählt viele Lieblingskinder, aber keines hat ſie ſo verzärtelt als die letzten irrenden Ritter die fahrenden Virtuoſen. Was von der Mode lebt, nochmals ſei es geſagt, ſtirbt mit der Mode. Ach, dieſe traurige Wahrheit haben ſo viele Virtuoſen der Neuzeit erlebt! Heute noch unbekannt, morgen wie ein Triumphator auf dem Schild getragen, übermorgen vergeſſen, klanglos zum Orkus ſchleichend! Nur Wenigen gelang es, nicht ſchon vor ihrem Tode zu ſterben, nein, ihr Banner noch lebend luſtig in die Nachwelt flattern zu ſehen.

Trübſelig iſt es ferner, daß die gegenwärtigen Virtuoſen ihren Vorgängern nicht das Waſſer zu reichen ver-

mögen. Es sind durchwegs Epigonen ohne Kraft und Saft, keine Erben des Ruhmes in jener berühmten oder berüchtigten musikalischen Glanzzeit. Früher konnte man zwar Manches rügen, aber es gab überall auch viel Schönes zu loben. In unseren Tagen weiß man kaum, wo man anfangen, wo man enden soll mit gerechtem zornigen Tadel.

Das Talent droht auszusterben.

Prüfen wir die Kunstgrößen der Vergangenheit!

Beginnen wir mit den Sängerinnen!

Die Catalani besaß immensen Metallklang der Stimme, war er auch, wie ein gediegener Kritiker bemerkte, mit minder edlen Metallen, mit Manier verwachsen. Der Milder fehlte die Anmuth, aber ihr Ton klang donnernd, sie war herrlich, gleich tief als erhaben. Die Sonntag entbehrte der höheren Weihe, aber ihr Gesang war ein Kolibri, bunt, reizend; die Fodor glich einer Spieluhr, einem Flötenwerk mit allen dessen Vorzügen und Gebrechen; die Schroder-Devrient besaß Begeisterung und Gemüthstiefe, obgleich es ihr oft an innerer Ruhe mangelte; bei der Malibran endlich war der Gesang zum Wort, das Wort zum Gefühl, und das Gefühl zur klaren Poesie geworden. Die Malibran war ein Dichter, der sang, statt zu schreiben.

Auch Jenny Lind galt als Kunstgröße.

Man rühmte ihre „Innerlichkeit".

Sie ist auch blos inwendig unsterblich geworden.

Was bietet uns der Konzertsalon der Gegenwart an ähnlichen Erscheinungen? Gibt es gegenwärtig in Wien, ja in Europa auch nur eine Sängerin, die neben

den obengenannten Klanggrößen genannt zu werden verdiente? Unsere heimischen Talente, die Notabilitäten der Jetztzeit, gleichen jenen früheren Sangkräften gerade so, wie die Sandhügel der Lüneburger Haide ähnlich sind dem Montblanc, dem Chimborasso oder Dhavalagiri.

Nicht viel besser steht es mit den Violinspielern.

Wo weilt der Genuese Nikolo Paganini, der Mann, der nach dem Tode der Malibran sagen durfte, nun singe Niemand mehr als die Nachtigall und seine Geige?! Er schläft nun seit Jahren auf dem Gottesacker zu Nizza, auf Lorbern gebettet. Die Tongeister seiner Zaubergeige zerstreuten sich nach allen Strichen der Windrose. Nur wenige dieser körperlosen Nachtigallen wurden auf ihrer Flucht eingefangen, und die beiden Vogelsteller, welchen dieses gelang, heißen Heinrich Ernst und Therese Milanollo. Leider ist auch die Frühlingszeit, ja der Sommer des letztgenannten Paares vorüber; namentlich klagen wir um Ernst, da er zu den Vertretern der heimischen Tonkunst zählt, da er zwar in Brünn geboren, aber in Wien erzogen, gebildet wurde. Paganini stellte unserm Ernst schon während seines Aufenthaltes in Wien ein glänzendes Horoskop für die Zukunft, ja er hat ihm sogar ein musikalisches Räthsel als Andenken überlassen.

Diese Zeit ist um!

Was uns jetzt auf der Violine geboten wird, mahnt ja, darf man Kleines mit Großem vergleichen, an eine Iliade nach Homer. Man findet hier wie fast überall durchwegs nur Violinisten vom geringsten Range, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen. Es sind Talente im Taschenformat, Künstler in Sedezausgabe, einem

Jolianten gegenüber. Deshalb weiß man auch in Wien nie genau, wann die diesjährige Konzertsaison eigentlich begonnen; denn Krethi und Plethi bilden noch lange kein fahrendes Virtuosentum, so wenig Anspruch dies Letztere auf Unsterblichkeit zu erheben vermag.

Das Klavier allein ist noch prunkvoll vertreten.

Franz Liszt, ein Ungar, also unser Landsmann, welcher das Pianoforte zu einer musikalischen Großmacht erhoben, die Pleyel, die am Flügel zum Manne wurde, die Wiek-Schumann, welche Beethoven eigenhändig zur Oberpriesterin im Tempel seines Kultus gesalbt zu haben scheint, Wilmers, der musikalische Tobler, reich an Sträußchen der Melodie, Thalberg, der lebendige Stammbaum am Klavier, Stefan Heller, der Dichter auf Tasten, alle diese Träger gefeierter Namen erscheinen zwar nimmer im Wiener Konzertsalon, aber das Klavier hat doch einen seiner besten Ablegaten behalten, das Pianoforte übertönt noch immer alle übrigen Instrumente, denn der gewaltige Böhme Dreischock gibt noch häufig Konzerte. Dreischock wird nun freilich seinen Namen nie in das Gedenkbuch unvergeßlicher Tondichter zu schreiben wissen, aber er ist doch ewig und immer der Wundermann der Technik. Diese Technik läßt sich kaum versinnlichen, und es ist nicht übertrieben, wenn man den alten Witz wiederholt, der Künstler Dreischock besitze drei Schock Finger, oder er habe keine linke Hand, nein, seine beiden Hände seien rechte. Er ist ein musikalischer Jongleur, man kann sich kaum einen Begriff von der Schwere der Kugeln machen, mit denen Dreischock wie mit Seifenblasen spielt. Dieser Virtuos versteht es

ferner gediegene Tonwerke wie die Meiſterſtücke von Beethoven und Mendelsſohn-Bartholdy mit ergreifender Vollendung vorzuführen.

Damit ſind wir aber auch mit ſeinem Lobe fertig. Es fehlt dem Mann an echter Poeſie; ſie iſt ihm nicht angeboren, er hat ſich dieſelbe blos angeeignet. Dreiſchock iſt eben ein Virtuos, kein Tondichter. Die Nachwelt hat keine Stelle für den von der Jetztzeit bewunderten Künſtler.

Was ſich ſonſt an Pianiſten in der Wiener Konzertſaiſon hören läßt, ſteht weit unter dem Niveau der Mittelmäßigkeit. Wien beſitzt, wie ſchon einmal geſagt, überhaupt zu wenig Tonkünſtler, dagegen eine Unzahl Muſikanten. In der Zunftſprache nennt man Geſellen, welche kein Meiſterſtück geliefert, noch den Meiſterbrief gelöſt haben, und doch ihr Gewerbe auf eigene Rechnung betreiben, ſchlechtweg

Stöhrer.

Die meiſten Wiener Muſikanten ſind nichts weiter, als muſikaliſche Stöhrer. Ohne den Dehnlaut in der erſten Sylbe wäre das Wort vielleicht noch bezeichnender

Muſikſtöhrer?!

Ja, ſo lautet ihr wahrer Name!

---

21. Die Hexenküche in der Jägerzeile.

Es war im Winter des Jahres 1844, daß eine Gesellschaft von Dichtern, Komponisten und Schauspielern den fünfzigsten Geburtstag des geistreichen Humoristen M. G. Saphir in Wien durch ein glänzendes Gelage zu feiern beschloß. Dies Gelage fand im Kasino auf dem Mehlmarkte statt. Es wurde dabei sehr viel Champagner und Rheinwein, aber noch mehr Geist, Witz und Laune konsumirt.

Mehrere, mitunter treffliche Gelegenheitsgedichte, ein herrlicher Schwank von Adami, dem Aelteren, wobei sämmtliche Gäste ihr Urtheil über den Gefeierten Stück für Stück abgaben, endlich eine ganz vorzügliche Vorlesung des Humoristen selbst trugen nicht wenig bei, die allgemeine Heiterkeit zum lauten Jubel zu steigern. Viel Beifall fand auch ein Geschenk von dem Verfasser des „Mailüftchens", Baron Klesheim. Es bestand in einer sehr gelungenen Gartenmagearbeit, eine Nachtigall in der Nähe einer Hecke von „wilden Rosen" darstellend.

Trotz dem allgemeinen Frohsinn schienen drei Mitglieder der Gesellschaft wie auf Nadeln zu sitzen. Zwei davon zählten zum Soldatenstande. Der Eine, ein bekannter Novellist, diente in einem Infanterieregimente,

das in jener Zeit in Wien in Garniſon lag; der Andere, ein nicht ungeachteter Lyriker, der mit Offizierscharakter aus dem aktiven Dienſte getreten war, galt als Hauptmitarbeiter von Saphir's Journal, „der Humoriſt" geheißen. Der Dritte endlich, ein bleicher junger Menſch, war ein Aſpirant des Burgtheaters, wie damals halbreife Leute genannt wurden, welche auf der ebengenannten Hofbühne auf die Probe ſpielten.

Das Kleeblatt erhob ſich auch gegen Mitternacht leiſe von ſeinen Stühlen, um ſich auf gut holländiſch aus dem Saal zu entfernen. Der Rückzug ward in der That ohne ſonderliches Hemmniß glücklich bewerkſtelligt.

Ein Fiaker hielt auf dem Mehlmarkte.

Die Freunde ſtiegen in den Wagen.

„Nach der Hexenküche in der Jägerzeile!"

So rief der Novelliſt.

Die Fahrt ging über die Ferdinandsbrücke. Dann bog man rechts ein und fuhr faſt an das Ende der Jägerzeile. Dann ging es abermals rechts in eine ſchmale Seitengaſſe, die gegen den Donaukanal mündete, und jetzt kaum mehr dem Namen nach beſteht, da die damaligen elenden ebenerdigen Häuſer ſpäter prachtvollen Neubauten weichen mußten. Bald darauf hielt der Wagen vor einem verfallenen, auch ziemlich düſteren und unheimlichen Hauſe.

Dort wohnte eine berüchtigte Wahrſagerin.

Sie ſchien eine entfernte Anverwandte der hiſtoriſch berühmten Mademoiſelle Lenormand in Paris zu ſein, und war übrigens eine betagte hagere Frau von auffallender Zigeunerfarbe, mit weißen, ſtruppigen Haaren und

geiſterhaft funkelnden Augen. Die Alte hieß Frau Josnó, was auf Ungariſch ſo viel als Wahrſagerin bedeutet, denn ihr Vaterland war Kleinkumanien. Der Wiener Volkswitz nannte ſie jedoch wegen ihrer abſchreckenden Häßlichkeit einfach:

Die Großmutter des Teufels.

Die Hexe bewohnte zwei Stuben in dem erwähnten Hauſe. Das erſte Gemach wies keine beſonderen Merkmale einer Zauberhöhle; es wäre denn, daß man ein paar kohlſchwarze Kater und einen häßlich ſchnarrenden zahmen Raben dazu rechnen wollte. Hier pflegte die weiſe Frau ihre gewöhnlichen Kunden abzufertigen, Karten aufzuſchlagen, aus der Hand zu weisſagen, das Horoſkop zu ſtellen oder ſympathiſche Heilmittel zu verkaufen.

Wunderlicher gab ſich die zweite Stube.

Sonderbares ausgeſtopftes Geflügel hing an dem Plafond, künſtlich gefüllte Schlangen wanden ſich an den Wänden empor, ſeltſame Vaſen, Tiegel und Phiolen ſtanden in ſchmalen Schränken wie in einem Laboratorium umher, und was noch etwa von dem Mauerwerke ſichtbar geweſen wäre, bedeckten ſchwarze, hie und da mit Spinnengewebe überzogene Trauerflöre. Kröten, Eidechſen und anderes ekelhaftes Gewürme krochen auf dem gleichfalls mit ſchwarzem Tuche belegten Fußboden hin und wieder.

In der Mitte der Stube ſtand ein kleiner Herd, der zugleich als Altar dienen mußte, wie ihn die heidniſchen Ungarn der Vorzeit ihrem Gotte, Isten genannt, im Freien zu errichten pflegten. Dieſer Herd wurde,

falls kein Feuer auf demſelben brannte, von einer Art ewigen Lampe mit Spiritusflamme beleuchtet. Ein rußgeſchwärzter Rauchfang oder Schornſtein ſteigerte die unheimliche Färbung des Gemaches, das da hieß im Munde des Volkes:

Die Hexenküche in der Jägerzeile.

Hier übte die alte Sibylle vor reicheren Gäſten ihr myſtiſches Gewerbe in weit größerem Maßſtabe aus, zitirte Verſtorbene und beſchwor Geiſter herauf. Kunden, die hier meiſt in der Dämmerung, zuweilen auch ſpät in der Nacht einſprachen, wurden jedoch ſelten bei dem erſten Beſuche abgefertigt, ſondern gewöhnlich auf die nächſten Tage beſtellt, und zwar mit der nachdrücklichen Verwarnung, im Verlaufe der dazwiſchenliegenden Zeit mäßig zu ſein, denn nur dem Nüchternen und Gläubigen lüfte ſich der Schleier der Geiſterwelt. Böswillige Ungläubige behaupteten freilich, dieſe Vertagung der ſibylliniſchen Ausſprüche finde nur deshalb ſtatt, um mitterweile genaue Nachrichten über die Verhältniſſe der betreffenden Kunden einzuziehen.

Wie dem ſei, die Popularität der klugen Frau in den unteren Volksſchichten ſtieg mit jedem Tag, ihr geheimnißvoller Ruf in den Salons wuchs mit jedem Abend. Auch das Kleeblatt, welches ſo eben das Kaſino auf dem Mehlmarkte verlaſſen, ſprach nicht zum erſten Male in der Hexenküche ein.

Der Lyriker und ſeine Gefährten waren ſchon vor drei Tagen bei der Wahrſagerin geweſen und für die heutige Nacht beſtellt worden. Es blieb alſo nichts übrig,

als dem Gebeiße der Geisterwelt zu Ehren den Freuden des Bankettsaales zu entsagen. Daß es die geladenen Gäste jedoch mit der Weisung, nüchtern zu verbleiben, eben nicht sonderlich streng hielten, haben wir bei dem bereits erwähnten Gelage gesehen, eine Wahrnehmung, welche durch die geschminkten Rosen, so der Champagnerwein auf die Wangen gezaubert, keineswegs Lügen gestraft wurde. Die Wahrsagerin schien dies jedoch nicht zu bemerken; sie schritt ihren Kunden mit einer tiefen Verbeugung bis an die Thür des ersten Gemaches entgegen.

„Die Geister harren!“ sprach sie mit kreischender Stimme.

In diesem Augenblicke ließ sich in dem zweiten Gemache ein seltsames Geläute vernehmen. Es glich dem Klange einer Sterbeglocke, die jedoch aus weiter Ferne herüberzutönen schien, da man nur zeitweise, gleichsam in Pausen, die Schwingungen derselben zu erkennen vermochte.

„Was soll dies Geläute?“ frug der Novellist.

„Es ist die Klingel an dem Verhang der Geisterwelt,“ versetzte die Alte, „bald fliegt er empor, das Schauerstück will beginnen!“

„Wir haben nichts damit zu schaffen,“ meinte der Lyriker muthwillig, „Gräber bedeuten die Vergangenheit, wir aber dürsten nach Kunde aus den Tagen der fernen Zukunft.“

„Die Ewigkeit,“ erwiederte die Kumanierin, „kennt weder Zeit noch Raum.“

„Poetiſch geſprochen,“ rief der Novelliſt; „alſo raſch vorwärts über die Schwelle der Zeit!“

Man trat in die Hexenküche.

Gleichzeitig begann eine verborgene Drehorgel, zweifelsohne in einem der Wandſchränke angebracht, die bekannte Tonweiſe oder Begleitung zu dem alten Liede zu ſpielen, das da beginnt:

Das Grab iſt tief und ſtille,
Und ſchauderhaft ſein Rand;
Es deckt mit ſchwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.

Die Großmutter des Teufels war ganz ſchwarz gekleidet, das Gewand mit kabbaliſtiſchen Zeichen geſchmückt. Auch ſchwang die Alte einen Miſpelzweig als Zauberſtab. Die Beleuchtung des Gemaches beſtand aus einer großen Kapſel aus Meſſing, darin Spiritus brannte. Seine blaue Flamme erhellte die ſchwarzdekorirte Stube, dies Seitenſtück zu einer Todtenkammer, nur nothdürftig, und verlieh dem Antlitze der angeblichen Hexe wie der drei Gäſte eine leichenhafte Färbung. Im Schwanken des raſtlos zitternden Lichtes ſchienen ſich die Schlangen wie lebendig an den Wänden emporzuwinden, man glaubte das Geflügel an der Decke ſeine gewaltigen Schwingen regen zu ſehen, häßlich ſchnarrte der Rabe, und als zeitweiſes Echo fielen miauend die beiden Kater ein.

Es war ein echter Höllenbrenghel.

Kinder würden vor Angſt laut aufgeſchrien haben.

Dem etwas abergläubiſchen Aſpiranten wurde unheimlich zu Muthe.

Auf dem Herde lag ein uraltes Pergament, mit fremdartigen Lettern beſchrieben, das die Zauberin in längeren oder kürzeren Pauſen in die Hände nahm, mit leiſe murmelnder Stimme kabbaliſtiſche Sprüche ableſend.

Dem Aſpiranten ſtand der Schweiß auf der Stirne.

„Was wünſchen meine Gäſte?“ frug die Alte.

„Wir wünſchen,“ ſprach der Novelliſt, „ſämmtlich das merkwürdigſte Ereigniß zu kennen, das uns im Laufe der nächſten zehn, zwölf Jahre bevorſteht.“

„Es ſind alſo drei Weisſagungen zu ertheilen?“

„So iſt es.“

„Dann wollen ſich zwei der Herren in die vordere Stube begeben.“

Geſagt, gethan!

Der Novelliſt und der Lyriker entfernten ſich mit beshafter Eile aus der Stube. Der Aſpirant blieb allein bei der Alten in der Hexenküche zurück. Der Aermſte zitterte ſichtbar. Sein Antlitz, ſonſt ewig bleich, marmorweiß, bedeckte gegenwärtig eine faſt purpurne Röthe. War es Nachwirkung des Gelages im Kaſino auf dem Mehlmarkte? War es Ahnung oder Angſt? Derlei Fragen ſind leichter zu ſtellen, als zu beantworten.

So viel ſteht feſt, dem Aſpiranten war ſchlimm zu Muthe.

Die Hexe griff nach einer alten Räucherpfanne, die hinter dem Altar verborgen geweſen ſein mochte, und ſtreute eine Handvoll Wurzelwerk in das kupferne Becken. Ein dicker, betäubender Dunſt oder Nebel erfüllte das Gemach.

Wie kam das?

Das iſt leicht zu erklären.

War es doch keineswegs arabiſcher Weihrauch, nein ſchwarzes Bilſenkraut, was in den Kohlen kniſterte und dampfte, jene giftige Wurzel, deren bloße Ausdünſtung krampfhafte Zufälle herbeiführt, nach deren Genuß die betrunkenen Vetteln des Mittelalters, die ſogenannten Hexen, die abenteuerlichſten Träume überkamen.

»Gibt es für Sie,« frug die Alte, »eine Lieblingsſtelle auf Erden?«

»Allerdings,« antwortete etwas ruhiger der Aſpirant.

Der Aermſte meinte, wie er ſpäter geſtand, ein kleines Häuschen auf der Wieden, das er in jener Zeit oft und gern zu beſuchen pflegte, darin er die ſchönſte Roſe gefunden, die ihm auf ſeinem Lebenspfade erblühen ſollte.

»Heften Sie Ihre Gedanken feſt auf dieſe Lieblingsſtelle?«

»Mit ganzer Seele!«

Die Zauberin warf nunmehr neues Wurzelwerk auf das Kohlenbecken, zog mit Hilfe eines ſchwarzen und weißen, mit Todtenköpfen geſchmückten Bandes einen Kreis um den jungen Mann, hieß ihn dieſe Grenze ja nicht überſchreiten, murmelte dann eine Beſchwörungsformel in einer morgenländiſch klingenden unbekannten Sprache, und brach dann wie vom Schlag gerührt in ſich zuſammen. Häßlich ſchnarrte der Rabe, ängſtlich miauten die Kater. Plötzlich fuhr die Alte triumphirend empor. Dumpfer Donner rollte durch das Gemach, der dichte Dampf wurde zum dünnen Nebel, dieſer gewann

Gestalt wie in den englischen Dissolving views, und ein nattliches Gebäude wurde sichtbar.

„Das Wiener allgemeine Krankenhaus!“ murmelte der Aspirant wie vom Blitze getroffen.

„Du weißt,“ sprach die Hexe, „was du wissen wolltest! Mein Werk ist gethan. Ziehe in Frieden deiner Wege!“

Der Aspirant wankte mehr todt als lebendig nach der vorderen Stube. Seine Erzählung schien seine Freunde jedoch eher zu belustigen als zu erschrecken. Wenigstens nahm der Lyriker mit einem überaus spöttischen Lächeln die Stelle seines Vorgängers ein. Die Wahrsagerin schien auch zu errathen, daß sie es hier mit einem gewaltigen Skeptiker zu thun habe.

„Haben Sie eine Lieblingsfrage,“ forschte sie, „an die Zukunft zu stellen?“

„Mehre.“

„Wählen Sie die schönste derselben.“

„Ist bereits geschehen,“ sprach der Lyriker.

Damit warf er einen forschenden Blick auf seine Umgebung. Es hatte sich Manches geändert. Die Luft war reiner geworden. Das Athmen fiel nicht länger beschwerlich. Die Dekorirung der Hexenküche schien unverändert geblieben zu sein, doch kontrastirte der gegenwärtig mit Kunstblumen und zwar mit Rosen, Lilien und Efeu, kurz mit den Farben Ungarns geschmückte Herd oder Altar seltsam gegen die übrige unheimliche Umgebung. Auch war der Kreis, darein der Lyriker treten mußte, von einem weiß-roth-grünen Band gebildet worden; zudem streute die andere Lenormand diesmal echten arabischen Weih-

rauch auf das Kohlenbecken. Sonſt blieb es bei der alten Beſchwörungsformel, bei der früheren Nebelbildung.

»Was ſehen Sie?«

Alſo lautete die Frage der Pythia.

»Einen Salon, deſſen Fenſter nach einem mächtigen Strome gehen. Es könnte die Donau ſein, doch iſt der Fluß weit breiter als der Kanal, welcher die Leopoldſtadt von der inneren Stadt ſcheidet.«

»Verweilt Jemand im Salon?«

»Ja, eine ſchöne Frau, die in einem Buche lieſt.«

»Dann iſt auch Ihr Wunſch erfüllt worden. Gehen Sie!«

»Sonderbar,« ſprach der Lyriker, als er an der Seite ſeiner Freunde ſtand, »ſonderbar, daß ich in der That daran dachte, ob ich mich je verheiraten würde, und wie wohl das weibliche Weſen ausſehen möge, das mir von dem Schickſal zur Braut auserkoren werden!«

»Ein Myſtiker mehr!« meinte ironiſch der Novelliſt.

Damit eilte er feſten Schrittes in die geheimnißvolle Stube. Wie ſeltſam! Der alte, faſt den Athem hemmende Dunſt wogte durch das Gemach, auch war der Blumenſchmuck am Herd oder Altar verſchwunden. Häßlich ſchnarrte der Rabe, ängſtlich miauten die Kater. Selbſt die Hexe bebte wie vom Fieberfroſt geſchüttelt.

»Sie ſind Militär,« begann ſie, »denken Sie an eines ihrer Lieblingsbilder aus der Kriegsgeſchichte!«

Der Novelliſt wechſelte ſichtbar die Farbe.

»Ich denke daran,« ſprach er dann, ſich mühſam faſſend.

Die Hexe ergriff den Miſpelzweig.

Die alte Ceremonie mit dem Zauberband, das aber diesmal hochroth war, und von Blutstropfen beſpritzt ſchien, erneuerte ſich abermals, nur mit weit längerem, auch erſchütterndem Verlaufe. Die Alte wurde, ſo viel der Novelliſt im Halbdunkel wahrnehmen konnte, von konvulſiviſchen Zuckungen ergriffen, und ſank dann, Geifer und Schaum an den Lippen, vor dem Herd wie leblos zu Boden.

„Die Unterirdiſchen ſind ſehr ſtark!“

So kreiſchte ſie, als ſie ſich nach ein paar Minuten mühſam erhob und neues Wurzelwerk in das Kohlenbecken ſchleuderte. Das grauenhafte Treiben begann aufs Neue. Es endete wie früher mit einer zweiten, doch weit längeren Ohnmacht der Sibylle. Der Novelliſt, halb ärgerlich, halb ergriffen, wollte eben aus dem Kreiſe treten, als die Hexe, wie von einer Mine emporgeworfen, auf ihre Füße ſprang, das alte Pergament mit den wunderlichen Lettern erhob, und mit drohender Stimme, das Haupt gegen den Boden geneigt, die link. Hand mit dem Miſpelzweig gebieteriſch abwärts ſenkend, zürnend vor ſich hinmurmelte:

„Söhne des Abgrundes, Ihr wißt doch, daß mir noch kein Geiſt der Tiefe zu widerſtehen vermochte!“

Zum dritten Male ergab ſich dieſelbe ſpukhafte Geſchichte. Diesmal aber ſchien die Lebende die Oberhand über den Tod und das Reich der Geiſter zu gewinnen. Die verborgene Spieluhr übernahm die Rolle des früheren Donners, doch ſpielte ſie leider einen Trauermarſch, der Dunſt ward zum dünnen Nebel, die Spiritusflamme

erloſch von ſelbſt, ein bläuliches Licht begann aus der Tiefe des Herdes zu dringen, und wie aus einer Verſenkung erhob ſich das Bild einer bekannten hiſtoriſchen Szene.

Dies Bild ſtellte die letzte Stunde eines Kriegers vor, der mit unverbundenen Augen vor ein paar Rotten bärtiger franzöſiſcher Schützen ſtand, und gänzlich unbekümmert um die blanken Gewehrläufe, die ſämmtlich nach ſeiner Bruſt gerichtet waren, Feuer zu kommandiren ſchien. Sonderbar war es, daß die Gegend kein franzöſiſches Colorit trug, ſondern lebhaft an den Stadtgraben in Wien erinnerte.

„Marſchall Ney!“ rief der Novelliſt erblaſſend.

„Gott gebe“, wehklagte die Alte, „daß Sie falſch geſehen haben! Ihr Wunſch iſt übrigens erfüllt worden. Kehren Sie heim!“

Der Novelliſt ſchritt haſtig nach der Vorderſtube.

„Seltſam“, murmelte er vor ſich hin, „daß ich allerdings an das blutige Kapitel der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte dachte, welches die Hinrichtung des Löwen aus Elſaß, des Marſchalls Ney enthält, der bekanntlich zum Tode verurtheilt wurde, weil er Ludwig dem Achtzehnten den Eid der Treue brach!“

Der Mann wurde immer bläſſer.

Im ernſten Sinnen ſchied das Kleeblatt aus dem unheimlichen Hauſe in der Jägerzeile. Aſpirant und Novelliſt ſchienen es zu bereuen, daß ſie den Gang nach der Hexenküche, zur Mademoiſelle Lenormand II. gewagt hatten.

„Und gingen die Profezeihungen in Erfüllung?“

So fragen zweifelsohne meine neugierigen Leserinnen.

Faſt buchſtäblich!

Adami der Jüngere, der Aſpirant, ſtarb nach wenigen Jahren, durch den Tod ſeiner Eltern gänzlich mittellos geworden, nach einer langwierigen ſchmerzhaften Krankheit im Wiener allgemeinen Krankenhauſe.

Der Novelliſt Wenzel Meſſenhauſer wurde im Nachmärz, und zwar am 16. November 1848, mit unverbundenen Augen im Wiener Stadtgraben vor dem neuen Thor erſchoſſen.

Und der Lyriker?

Der Lyriker, der niemand Anderer iſt, als der Verfaſſer dieſer Federzeichnungen, verheiratete ſich ſchon vor Jahren mit dem Original jenes Nebelporträts im Salon, mit einer ſchönen Frau, welche damals in Peſt im ſogenannten Wurmhof und zwar in jenem Flügel dieſes Gebäudes wohnte, deſſen Fenſter nach dem Donauſtrom, nach der Ofener Feſtung, ſehen.

Prinz Hamlet ſagte:

„Es gibt Dinge unter der Sonne, von denen ſich unſere Schulweisheit nichts träumen läßt!“

22. Die Krippenſpiele in Wien

(nebſt einer Erinnerung an ein Nikolaifeſt am 6. Dezember 1828).

Wenn der November zu Ende geht und die Feſtklänge allüberall verſtummen, denn „Kathrein ſperrt den Tanz ein“, dann beginnt ein ernſteres und doch nebenbei luſtigeres Leben und Treiben in der großen Reſidenz am oberen Donaugeſtade. Die Adventzeit iſt herbeigekommen, das Weihnachtsfeſt ſteht vor der Thür, und bald wird der Chriſtabend dämmern mit ſeinen reichbehängten Tannenbäumen, an deren Zweigen hunderte von Lichterchen die Geburt des Helden vom See Tiberias feiern und verkünden.

Die Feier der eigentlichen Chriſtnacht wurde ſchon in grauer Vorzeit ſehr feſtlich begangen — Chriſtmetten — wobei gewöhnlich dramatiſche Darſtellungen der Geburt Chriſti nebſt allen Nebenumſtänden, wie ſie die Evangeliſten erzählen, ſtattfanden. Daher ſtammen auch die ſpaniſchen Comedias divinas, die göttlichen oder heiligen Schauſpiele, welche in Darſtellungen aus der Lebensgeſchichte der Heiligen, vidas de Santos, und in Stücke zur Verherrlichung der Sakramente, autos sacramentales, zerfielen. Auch in Deutſchland waren derlei göttliche Komödien einſt ſehr beliebt. Hiezu gehörte auch

das sogenannte »Herodesspiel«. In Tyrol wird noch jetzt das Passionsspiel in der Fastenzeit aufgeführt, wobei man eine eigene Schaubühne zu erbauen pflegt, irgend eine Anhöhe als Schädelstätte von Golgatha benützt, und rechts davon die heilige Stadt Jerusalem aufthürmt, die freilich mehr das Ansehen eines Dorfes bietet, so sehr auch der Pinsel eines Malers der Holzfarbe der als Bausteine verwendeten Bretter zu Hilfe gekommen.

Ein anderer Ableger sind die sogenannten Krippenspiele.

Hierüber weiter unten ein Mehres!

Da aber bei den Metten so mancher Mißbrauch in die Scene ging, so wurden sie später aufgehoben. Die Dekorationen bei diesen Metten gaben wohl auch im Norden Veranlassung zu den Weihnachtsbäumen, indem man Nadelholzbäume als die einzigen um diese Zeit noch grünen Stämme abschnitt und zu Dekorationen verwendete.

Um sie reicher zu schmücken, wurden sie mit Rauschgold, Bändern und Wachskerzen verziert, um ihnen das Ansehen wirklicher Bäume zu geben, mit Aepfeln, mit vergoldeten Nüssen behangen. Man überließ sie so den Kindern, bald fügte die Liebe der Eltern mancherlei Naschwerk, kleine Angebinde hinzu, wodurch die Weihnachtsgeschenke entstanden. Die Weihnachten sind jetzt, namentlich in Wien, die Jubelzeit der Kinder, wobei sich auch Gatten, Verwandte und Freunde gegenseitig zu beschenken pflegen. E. T. A. Hoffmann hat einen solchen Christabend in seinem Märchen »Nußknacker und Mausekönig« in unübertrefflicher Weise geschildert. Derlei Feste

ſind ſelbſt bei den Bekennern des moſaiſchen Glaubens in Wien üblich.

Viele glauben an eine Verwandtſchaft mit dem Jul, mit dem größten Feſt der alten Skandinavier wie vermuthlich auch bei den Germanen. Dies Feſt begann mit der Höggu nótt, der Hieb-, Schlacht- oder Opfernacht, fälſchlich Habichtsnacht überſetzt, welche in die Zeit der Winterſonnenwende, auf den 21. oder 22. Dezember, fiel und drei Nächte währte. Am Julabend, Jóla-aptan, wurde dem Sonnengotte Freyr das große Herdopfer, Sonarblót, von dem König ſelbſt dargebracht. Ein großer Eber, das heilige Thier des Freyr ward in den Thronſaal getragen, die Lehnsmänner legten die Hände auf die Rückenborſten, und leiſteten von Neuem den Eid der Treue, thaten auch anderweitige Gelübde. — Andere Alterthümler finden in dem Weihnachtsfeſte die altrömiſche Sitte der Saturnalien zur Römerzeit wieder, wo man ſich auch gegenſeitig zu beſchreken pflegte.

Sonſt war mit Weihnachten allerhand Aberglaube verknüpft. Man glaubte, daß die ſogenannten Chriſtäpfel, verwelkte Holzäpfel, nur in dieſer Nacht zu finden ſeien, daß ſich das Waſſer in Wein verwandle, daß das in dieſer Nacht geſchöpfte Waſſer lang aushalte und ein kosmetiſches Mittel ſei, daß die Roſe von Jericho, in dieſer Nacht in Waſſer geſteckt, neu aufblühe, daß die Thiere am Chriſtabend bis zum nächſten Morgen reden könnten, daß die im künftigen Jahre ſterbenden Menſchenkinder um Mitternacht gemeinſchaftlich nach der Kirche zögen, was dem Dichter Raupach den Stoff zu ſeinem allbe-

kannten Trauerſpiel „der Müller und ſein Kind“ geliefert haben dürfte.

Der Vorläufer der Weihnachten iſt das Nikolaifeſt.

Dies Feſt wird zu Ehren des heiligen Nikolaus, des einſtigen Biſchofes zu Myra, am 6. Dezember gefeiert. Der heilige Nikolaus, heißt es, zieht an dieſem Tage Abends mit dem Knecht Ruprecht umher, droht den unfolgſamen Rangen mit der Ruthe, und gibt den gehorſamen Kindern Aepfel und Nüſſe zu verkoſten. Das Nikolaifeſt wurde im Mittelalter, beſonders in Hamburg, mit Maskeraden und Gelagen gefeiert; dieſe Sitte iſt auch noch hie und da, wie zum Beiſpiel in einigen Ortſchaften von Thüringen, üblich.

In Wien heißt der heilige Nikolas ſchlechtweg Niklo, wobei die Betonung auf die letzte Sylbe fällt. Sein Erſcheinen wird den Kindern durch Klingelgeläute wie durch das Raſſeln von Ketten verkündet. Der Heilige trägt die Biſchofsmütze und den Krummſtab. Seine Begleiter ſind der Engel mit dem goldenen Stab und der ſogenannte Krampus mit dem Schürhaken.

Dieſer Krampus — ein Wiener Ausdruck — iſt nichts weiter als der leidige Gottſeibeiuns in höchſt eigener Perſon. In Buden, wie auf den Ständen der Damen der Halle, um nicht Höckerweiber zu ſagen, wird ein Standbild, eine Statuette des Meiſters Urian oder des Junkers Voland verkauft, eine Statuette, welche komiſch genug aus Pflaumen gefertigt wird, und den Namen Zwetſchkenkrampus zu führen pflegt. Dieſer Zwetſchkenkrampus ſchwingt die Ruthe, trägt auch Ketten, iſt ne-

benbei mit Rauſchgold in ſtattlicher Weiſe herausgeputzt. Hätte E. T. A. Hoffmann dieſen originellen Kauz gekannt, traun, der Zwetſchkenkrampus würde in dem obenerwähnten Märchen zweifelsohne eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt, eine tüchtige Märchenfigur abgegeben haben.

Sprechen wir jedoch von den Krippenſpielen.

Die Krippenſpiele ſind, wie bereits geſagt, vermuthlich ein Ableger der Pumpermetten. Schaubuden, darin derlei Spiele in die Szene gingen, waren einſt in Wien ſehr beſucht; ſie wurden mit dem Nikolaitag, alſo am 6. Dezember, eröffnet und erſt in der Charwoche kurz vor dem Oſterfeſte geſchloſſen. Es gab eine Menge ſolcher Buden, und zwar nicht blos innerhalb der Stadtthore, ſondern auch draußen in den Vorſtädten, wie zum Beiſpiele links auf der Mariahilfer Hauptſtraße und auf dem Neubau. Ganze Scharen von Kindern drängten ſich nach dieſen beliebten Schauſtätten.

Das vorzüglichſte Krippenſpiel in der innern Stadt befand ſich in der Rauhenſteingaſſe. Es wurden daſelbſt Nachmittags, namentlich an Sonntagen, an Feiertagen oft zwei bis drei Vorſtellungen hintereinander gegeben. Alt wie Jung, Arm wie Reich, kleine wie große Kinder eilten nach dieſer Schaubude, um ſich, wie es im Wiener Jargon heißt, an dem Anblick eines echten, zaubern »Kripplgſpieles« zu erfreuen. Eltern, Lehrer, Erzieher und Vormünder, Gouvernanten und Kindsfrauen, welche ſcheinbar ihrer Rangen, ihrer Zöglinge wegen kamen, unterhielten ſich meiſt insgeheim ebenſogut, ja oft noch beſſer als die fragſeligen, neugierigen Kinder.

Die Schaulust wurde aber auch reichlich befriedigt.

Man sah Gott die Welt erschaffen, die ersten Menschen kompletirten mit der bösen Schlange am Apfelbaume, Kain erschlug seinen frommen Bruder Abel; die Zeit der großen Wasser kam, Noah bestieg die historische Arche, und kelterte später unter dem ersten Regenbogen die ersten Trauben, fortan das Wasser als schnödes Getränke verachtend,

Dieweil darin ersäuset sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind!

Abraham wollte seinen Sohn Isak am Opferstein tödten, Hagar floh mit Ismael in die Wüste, kurz die ganze biblische Geschichte, wie sie im alten Testamente erzählt steht, kam zur Darstellung, auch wurde diesen dramatischen Bildern ein Beifall zu Theil, wie man ihn in einem wirklichen Schauspielhause auch nicht wärmer zu äußern vermag.

Die Zuschauer standen und saßen dabei oft so dichtgedrängt, daß man keinen Holzapfel hätte zur Erde werfen können, und doch wagten die vorlautesten Rangen kaum zu athmen. Vorzüglich gefielen der Jammer Jacobs bei dem Anblick des blutgetränkten Gewandes seines Sohnes Joseph wie die Liebesscene mit dem üppigen Weibe des Potiphar. Auch der Zug der Israeliten durch die Wüste bei dem Fallen des weißen Manna wurde lebhaft beklatscht, zumal letztere Himmelsgabe durch das Surrogat des Schnees sehr täuschend nachgebildet worden. Noch stürmischer tobte der Beifall, als der handfeste Petrus bei der Gefangennehmung des Heilands dem jüdischen oder römischen Hellebardierer ein Ohr abhieb.

Mit dem Kostüme nahm man es ja nicht so genau.

Die Spannung erreichte den Kulminationspunkt, wenn das Spiel bis zur Kreuzigung vorrückte. Den Hammerschlägen auf die Nägel des Kreuzes ging unheimlich rollender Donner vorher; die Zuschauer bebten unwillkürlich, als nach dem eingetretenen Tode des Herrn die Felsengräber auf Golgatha sich öffneten, und die Gestalten der Todten, in weiße Leichentücher gehüllt, in den Gassen Jerusalems herumwandelten, während die lebendigen Einwohner mit Wehegeschrei und Klageruf in die Häuser flüchteten. Es war eine schauerliche Szene! Fast unbeweglich, wie oben niedergeschrieben, oftmals den Athem an sich haltend, saß die Menge in feierlichem, andächtigem Schweigen vor der Stadt des heiligen Grabes.

Das ist nunmehr lang vorbei!

Die Krippenspiele in Wien haben viel von ihrer ehemaligen Beliebheit verloren. Die gegenwärtige junge Generation pflegt sich sehr altklug zu geberden, der spätere Nachwuchs kommt wohl gar mit Runzeln im Gesichte, mit grauen oder weißen Haaren auf die Welt. Die Franzosen haben einen vortrefflichen Ausdruck für abgestorbene Menschenkinder; sie würden sagen, die jetzige Jugend in Wien sei weder amusant noch amusable.

Doch wozu diese Jeremiade?

Es gibt übrigens noch einige Krippenspiele in der Residenz. In der inneren Stadt behauptet das Krippenspiel in der Weihburggasse den ersten Rang. Es befindet sich in dem Hause, welches die Nummer 924 führt. Wenn ich nicht irre, ist es aus dem größeren Puppenspiele in der Raubensteingasse hervorgegangen, dessen Schilde-

rung wir soeben gelesen haben. Die schönste, größte Schaubude ist jedoch auf der Wieden, in dem Hause zu den fünf Leichen zu suchen. Dies Haus liegt der Kettenbrücke gegenüber, welche nach der Lumprechtsgasse führt. Das Krippenspiel liegt also am linken Ufer des Wienflusses. Man könnte es fast mit einem Marionettentheater vergleichen, so großartig in seiner Art ist es zusammengestellt worden.

Auch der Besuch ist ziemlich lebhaft.

Krippenspiele waren, wie gesagt, in Wien einst sehr beliebt. Es gab solche Schaubuden auch bei einzelnen reicheren Familien, wo sohin der Zutritt unentgeltlich blieb, und die Vorstellung blos vor geladenen Gästen stattfand.

Das schönste Krippenspiel war in der Singerstraße zu schauen. In einem Hause dieser Straße wohnte nämlich ein adeliges, jetzt leider ausgestorbenes Geschlecht, dessen Salon als Stelldichein aller Notabilitäten der Poesie, Literatur und Kunst bezeichnet werden konnte. Der Sohn des Hauses, ein junger Mensch, mir eng befreundet, ward mit Recht als mechanisches Talent gepriesen. Das Krippenspiel, das er mit eigener Hand gefertigt, ließ nichts zu wünschen übrig. Da er zudem die lange Fastenzeit seiner Holzpuppen, vom Osterfest bis zum Nikolaitag, dazu benützte, um neue Theaterfiguren zu schnitzen oder zu drechseln, so wuchs die Zahl seiner Schauspielertruppe mit jedem Jahre, was natürlich auch eine Bereicherung des Repertoires nach sich ziehen mußte.

Das Repertoire enthielt nicht blos alttestamentarische Darstellungen oder Szenen aus der Heiligengeschichte.

nein, es wurden auch Anekdoten, Räuberhiſtorien, Soldatenſtücke und Spukgeſchichten darin aufgenommen. Der Verfaſſer dieſes Buches ſtand dem jungen Manne als Mitſouffleur hilfreich zu Seite, und vertrat an der rechten Kouliſſenreihe die ſogenannte »alte Stimme«, während der Eigenthümer links ſtand, und ſo oft es das Geſpräch auf der Bühne erheiſchte, als »junge Stimme« einzufallen pflegte. Ich war ſohin der Vertreter und Sprecher der Gottheit, der Erzväter und Patriarchen, während mein Freund die Rollen der Engel, der heiligen Jungfrau wie der ſonſtigen bibliſchen Heldinen zu memoriren und vorzutragen hatte.

Wir führten ſpäter ganze Puppenſpiele auf, wobei die ſtehende Maske der deutſchen Komödie, die luſtige Perſon, der Hannswurſt oder Kaſperle, natürlich nicht fehlen durfte. Man hätte dies Krippenſpiel eigentlich ein Marionettentheater heißen ſollen. Hatte ſich doch der Eigenthümer ſogar die witzigen kleinen Stücke, eigens für Marionettentheater geſchrieben, wie »Théâtre de la foire«, ſechs Bände, Amſterdam 1729 und Mahlmann's »Marionettentheater«, Leipzig 1806, zu verſchaffen gewußt.

An dieſer Bühne erlebte ich am 6. Dezember, alſo am Nikolaitag des Jahres 1828, eine Szene, die ich eben ſo wenig wie ihren weit ſpäteren Epilog Zeit meines Lebens vergeſſen werde. An jenem Abend befand ſich nämlich unter den Zuſchauern ein Mann, der meine volle Aufmerkſamkeit zu feſſeln wußte. Er war von Mittelgröße, mehr unterſetzt als lang, ſein Geſicht wies meiſt einen grämlichen Ausdruck, obgleich die Augen weniger

ärgerlich als träumerisch in die liebe weite Gotteswelt hinauszustarren schienen

Dieser Mann war mir übrigens wohlbekannt.

Er hatte sich seit wenigen Jahren als Schauspieler zum auserwählten Liebling des Publikums hinaufgeschwungen. Man konnte sicher sein die Elite der Wiener Gesellschaft im Theater zu sehen, falls ein Stück zu seinen Gunsten gegeben wurde. Um so rührender war die Theilnahme zu schauen, mit welcher dieser bedeutende Mime den Verlauf unseres Krippenspieles, unserer Marionettenstücke verfolgte. Freude wie Verdruß spiegelte sich nach der jeweiligen Färbung der einzelnen Szenen in seinen Mienen, doch schien die heitere Laune vorherrschend zu bleiben. Plötzlich verlor der Mann jedoch alle Fassung. Seine Glieder zitterten, das Antlitz sah blaß wie eine Leiche.

Und dies kam so!

Wir brachten eben die bekannte alte Historie zur Darstellung, welche Adalbert Stifter später in seiner Novelle „Abdias" zu einer trefflichen Episode benützte. Ein Reiter kam im vollen Galopp auf die Bühne geritten, er schien auf der Flucht vor einem riesigen Hunde begriffen zu sein. Das gewaltige Thier ereilte jedoch das Roß, und sprang fast bis an den Sattelkramp empor. Da griff der Reitersmann nach einer Sattelpistole, zielte, drückte ab, und schoß den Köter nieder. Ich ließ tüchtig Kolophonium abblitzen, während mein Freund ein ausgespanntes Kalbfell bearbeitete, um das Fallen des Schusses nachzuahmen. Der Reiter eilte vorwärts, der Hund erhob sich langsam und hinkte schmerzhaft winselnd hinter die

Koulissen zurück. Das war die erste Szene. — Bald aber sprengte der Reiter aufs Neue auf die Bühne, er schien einen verlornen Gegenstand zu suchen. Auch der Hund kam langsam, sich mühsam fortschleppend, verendend dahergekrochen, und siehe da, er hielt das Unterpfand seiner verkannten Treue, den verlornen Mantelsack seines allzuraschen Herrn, zwischen den Zähnen.

Diese Historie ließ, was die Darstellung anbelangt, nichts zu wünschen übrig. Reiter, Roß und Hund waren prachtvoll nachgebildet, auch konnte der Mechanismus als ein kleines Meisterstück bezeichnet werden. Der Beifall war daher auch stürmisch. Verschiedene Urtheile wurden laut, doch einte sich die Mehrzahl der Zuschauer dahin, daß der Reiter zu vorschnell gehandelt habe.

»Was fällt Ihnen bei, meine Herren und Damen,« rief da der Schauspieler, noch immer weiß wie Kreide. »Der Reiter ist nicht zu vorschnell, er ist nur zu feig gewesen. Zwei Schüsse mußten fallen. Wäre ich in diese Klemme gerathen, ich hätte zuerst den Hund erschossen, und mir dann die Kugel der zweiten Sattelpistole durch den Kopf gejagt!«

»Weshalb?«

»Sind Sie bei Sinnen?«

So erscholl es von mehren Seiten.

»Der Hund,« fuhr der Mime kleinlaut fort, »konnte auch toll gewesen sein, und kein Unheil, das ein armes Menschenkind ereilen kann, ist so entsetzlich, so schaudervoll wie — die Wasserscheu!«

Alles verstummte.

Kalter Schauer beschlich die Gesellschaft. Der bleiche

Mann zog ſich zurück, ließ ſich auch den ganzen Abend nicht wieder vor unſerer kleinen Schaubühne ſehen. Als man ſpäter zum Souper ging, hieß es, er ſei plötzlichen Unwohlſeins willen nach Hauſe geeilt. Alles ſchüttelte verwundert das Haupt.

Seltſames Spiel des Zufalles!

Als ich einige Jahre ſpäter das reizend gelegene Gutenſtein beſuchte, gewahrte ich mit Befremden, daß ein Stück Niederung auffallende Aehnlichkeit mit der Gegend beſitze, wie wir ſie als Hintergrund bei der Darſtellung der Geſchichte von dem Hunde des Abdias benützt hatten.

Der blaſſe Mann hielt auch Wort, obgleich der betreffende Bullenbeißer von einer fremden Hand getödtet wurde; er brachte ſich in dem finſtern Wahn, von einem tollen Hund gebiſſen worden zu ſein, Anno 1836, alſo acht Jahre ſpäter, durch einen Piſtolenſchuß um das Leben. Du abnſt wohl bereits, geneigter Leſer, wer jener Schauſpieler geweſen? Er nannte ſich — — Ferdinand Raimund.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Prater und ſeine letzten Mohikans	1
2.	Die Muſiknoth	8
3.	Zigarre und Handſchuh	15
4.	Der Tanz eine Wiſſenſchaft	22
5.	Der Theaterverbitterer	29
6.	Salon und Preſſe	37
7.	Billard und Spieltiſch	44
8.	Der Kunſtſalon	51
9.	Oberon und die Wiener Zoſe	58
10.	Kleinkalifornien in Wien	66
11.	Die Urenkel des Hanns Sachs oder die Wiener Schuſterjungen	73
12.	Kamelien auf der Bühne	82
13.	Das Fräulein von der Seife	90
14.	Das Ballet in Wien	99
15.	Die Wiener Volksſänger	107
16.	Scholz im Olymp	117
17.	Der nordiſche Herkules und die Wiener Fiaker	128
18.	Thereſe Krones und die Prinzeſſin vom Tandelmarkte	136
19.	Der Wechſelfälſcher	144
20.	Die Konzertſaiſon	158
21.	Die Hexenküche in der Jägerzeile	167
22.	Krippenſpiele in Wien	177

Turandot.

Nüſſe zum Aufknacken

für

ſchöne, doch feſte Zähne.

Eine Sammlung

von

dreihundert neuen Räthſeln, Charaden,
Homonymen u. ſ. w.

Von

Heinrich Ritter von Levitſchnigg.

Peſt und Wien, 1860.
Verlag von C. A. Hartleben.

273 b

1. Räthſel.

Als aus dem Paradies nach ſünd'gem Fehle
Der erſte Menſch entfloh mit naſſem Blick.
Da zog ich mit als Schatten ſeiner Seele
Durch alles Land, durch alles Mißgeſchick.
Ich bin ſein wacher Traum, 's iſt meine Sendung,
Die in die Zeit des Kummers Roſen ſtreut,
Daß vor der heitern blumigen Verſchwendung
Sich faſt die winterliche Seele ſcheut.
Ich bin der Leuchtthurm an des Himmels Küſte,
Der in das nachtverhüllte ird'ſche Sein,
In dieſe ſturmdurchbrauſte Waſſerwüſte
Herüberwirft den letzten Rettungsſchein!

2. Homonyme.

Ich bin ein Land, zugleich von einem Garten,
Von einem Stiefel auch ein kleines Stück;
Der Neger pflegt mir ſklaviſch aufzuwarten,
Doch kund'ge Raucher weiſen mich zurück.

3 Charade.

Die erſte Sylbe läßt man nie
Zu ſeinem eig'nen Frommen
Sich wiederholen erſt, wenn ſie
Von ſchönem Mund gekommen.
Die zweite iſt ein Schleier, breit
Und ſchwarz in blum'ger Sprache;
Beim Ganzen ward in grauer Zeit
Verübt ein Werk der Rache.

4. Logogryph.

Gourmand, Verſchwender war ich weiland!
Ein Zeichen weg, und manches Eiland
Taucht auf aus meiner Wogenflut;
Auch bin ich dann verpönt im Koran
Von Mekka, Stambul bis nach Oran.
Selbſt einem Wald, der ſchweigend ruht,
Dem werd' ich, tilgſt du noch ein Zeichen,
So wie ein Kind dem Manne gleichen.

5. Räthſel.

Man ſchleppt mich aus dem Morgenland.
Doch meinen Werth zu faſſen,
Muß dort man, wie am fernſten Strand,
Mich ſelbſt erſt ziehen laſſen.

Als man mich einſt in's Waſſer ſchob
Auf irgend einer Rhede,
Entſpann in Bälde ſich darob
Hiſtoriſch große Fehde.

6. Homonyme.

In ſau'rem Schweiße frohnt um mich
Oft lang die Schaar der Armen;
Zu Waſſer dien' als Wohnung ich
Für wachſame Gendarmen.
Ein Schütz auch dankte ſeinen Ruhm
Nur einzig meinen Tönen;
D'rauf zog ich weit und breit herum
Im Fabelland des Schönen.

7. Charade.

Das Erſte dient als Anfang einer Frage.
Das Zweite ſchirmt in ſchlimmbedrängter Lage;
Das Ganze ſchlürft in Wien, in Peſt und Buda
In jedem Herbſte Nazareth wie Juda.

8. Palindrom.

Einſt tönt' ich, als die frohe Kunde,
Daß nahe ſei die heil'ge Stunde,

Wo all·s Uebel enden werde,
Verkehrt durch mich beschert der Erde.

9. Charade.

Man kann am Zeitwort meine Erste stehen
In jedem Buche in Brittensprache sehen;
Das Zweite wehrt der Wogenflut als Schanze.
Durch „nasse Flammen“ ward berühmt das Ganze.

10. Logogryph.

Mein Heer besteht nach Reckenbrauch
Aus Rieſen aus enormen,
In weißen Mänteln oder auch
In grünen Uniformen.
Ein Zeichen mehr, und stärker noch
Als dieſe langen Rieſen
Hat manche meiner Weiſen doch
Seit Jahren ſich bewieſen.

11. Anagramm.

Als Ziel ſo manchen Wanderganges
Entdeckſt du mich auf ſtiller Flur;
Ein Dichter bin ich, hohen Ranges,
Und doch das Kleid des Lenzes nur.

12. Logogryph.

Man hält mich oft zu Fuß, zu Pferd
Im feſtlichen Gewande;
Ein Zeichen weg, Geſundheit kehrt
An meiner Quelle Rande;
Zwei Silbergroſchen bin ich werth,
Verkürzt im Nachbarlande.

13. Charade.

Die Erſte war ein munt'rer Gott der Heiden,
Die Zweite kennt ein Muſikus gewiß;
Der Roſza Sandor konnte es nicht leiden,
Wenn ſich das kühne Ganze ſehen ließ.

14. Logogryph.

Mit n iſt's ein bekannter
Uralter Felſenwall,
Mit r ein Anverwandter
Der deutſchen Nachtigall.

15. Anagramm.

Im Kriege erziel' ich
So Deckung wie Zier.
Der Armuth bin viel ich,
Sie lebt ja von mir.

Im Ung'riſchen ſpiel' ich
Vortrefflich Klavier.

16. Homonyme.

Ich wurde, Dank der Wiſſenſchaft,
Ein Bild von allen Landen;
Als Schirmvogt bin ich mythenhaft
Dem Himmel beigeſtanden.
Von Damen werd' ich, hochbeliebt,
Benützt zu ſchönen Hüllen,
Obgleich auf mir es „Löwen“ gibt,
Die wie der Donner brüllen.
Erſt wenn die Lüfte lau und mild,
Entſteig' ich winz'gen Grüften;
Ein Jäger bin ich, und mein Wild
Sind Blumen, reich an Düften.

17. Logogryph.

Ich bin ein Mann! Willſt du den Leib
Mir ohne Kopf belaſſen,
So zähl' ich, ward ich auch ein Weib,
Wie ſonſt zu — Waſſerſtraßen.

18. Charade.

Die Erſte fällt als Span der Zeit
Herab vom Baum der Ewigkeit.

Als Zerrbild von Pariſer Sitte
Gilt lange ſchon die Zweite, Dritte;
Die Letzte aber iſt ein Zwerg
Im Regimente Guttenberg.
Das Ganze hat einſt kundgegeben,
Daß Menſchen auch wie Falter ſchweben.

19. Streck-Räthſel.

Man rechnet mich gewöhnlich zu den Drillingen, denn bald bin ich ein Sprößling der Induſtrie, zuweilen ein Kind der Menſchen, oft auch eine vielbeſprochene, vielbegehrte Tochter des Thespis. In der Moral allein bin ich ein Zwilling, ein Schweſterpaar. Das eine Schweſterlein leitet nach dem Paradieſe, das andere ſteht als Fremdenführer an den Pforten der Hölle. Auch in der Politik ſpiele ich eine bedeutende Rolle, doch avancire ich dann zum Range einer hiſtoriſchen Begebenheit. Noch häufiger komme ich im gewöhnlichen Leben vor. Bücher und Muſikalien erhältſt du nur durch mich. Mir verdanken die Schauſpielerinnen ihre prachtvolle Toilette; dagegen gelte ich als ſchwächſte Seite des Dichters Bauernfeld. Durch den Tod des Grafen Egmont fand ich mein Ende. Ich

bin überhaupt ein Thespisfreund, doch selten in den Wiener Vorstadttheatern zu finden. Ich bringe viel Geld ein, bin aber auch sehr kostbar. Meine Pracht ist oft überraschend, oft aber blos äußerlich als Lockvogel zu schauen. Man findet mich prunkvoll in London und Paris, aber auch in Wien kannst du mich, namentlich auf dem Kohlmarkte und Graben in wahrem Sonntagsstaate gewahren.

Räthselspiele I.

20.

Ich bin ein Herold des Lichtes; sind wir zu Zweien, wird ein Blaustrumpf daraus.

21.

Ein früh verstorbener Königssohn, bei versetzten Buchstaben eine italienische Stadt.

22.

Ich bin ein Kommandant, der aus einem Kartenblatte und einer Ermahnung zur Ruhe besteht.

23.

Einfach ein Liebling der Communse, vielfach Zank und Schlägerei.

24.

Ich bin eine That der Vergeltung, ein Zeichen mehr eine berühmte Frau.

25. Homonyme.

Eine Stadt im Ungarlande,
Wie die Folge feuchter Wohnung —
Bei veränderter Betonung
Neue, glänzende Gewande.
Shawls, Manschetten, färb'gen Hemden.
Wie man sie bezieht von fremden
Völkern äffisch fort und fort:
All dies kündet dir mein Wort.

26. Anagramm.

Eine Stadt im deutschen Land;
Nimm das Zeichen weg am Rand
Und versetze dann die Lettern:
Trommelschlag, Kanonen wettern,
Schlachtbefehle gibt mein Wort — —
Adjutanten tragt sie fort

Zu den harrenden Soldaten! —
Aber „Mainz“ darfst du nicht rathen,
Auch nicht glauben, „Mina“ sei
Jener Krieger Feldgeschrei.

Räthselspiele II.

27.

Ein Theil des menschlichen Körpers; ein Zeichen mehr, meist schlechte Soldaten.

28.

Zwei Worte, lies sie von vorwärts oder rückwärts, es bleibt doch stets bei dem alten Tanze.

29.

Ein deutscher Dichter, gesteigert ein ungarischer Pianist.

30.

Weiland eine Schönheit, später lange Zeit ein Kerker, noch jetzt ein reizendes Thal.

31.

Frankreichs gute alte Zeit, nebstbei ein Virtuose.

32. Charade.

Die erſte Sylbe ſang vor Zeiten gut,
Brettſpieler zittern für die letzten Beiden;
Ganz Deutſchland, halb Europa zog den Hut,
Als es ſein Ohr am Ganzen durfte weiden.

33. Streckräthſel.

Ich bin der letzte Zauberer, denn ich halte noch heutzutage viele feurige Geiſter unter ſtrengem Verſchluß. Geſpenſter pflegen überhaupt meine Stimme zu ſcheuen. Hiſtoriker behaupten, die Sultane des Morgenlandes hätten ihren Hofſtaat nach meinem Vorbilde eingerichtet. Ich bin jedoch kein träger Orientale, ſondern ſehr händelſüchtig. Man könnte mich in einem gewiſſen Lande den Gladiator der Neuzeit nennen. In Geſellſchaft eines Bruders zog ich von Babylon nach Jeruſalem. Rothgekleidet errege ich, namentlich galt dies im Mittelalter, große Furcht, denn bei meinem Erſcheinen pflegt ein entſetzliches Trauerſpiel in die Scene zu gehen. Dem ungeachtet bin ich ein ſehr nachgiebiger Junge. Kein Diplomat dreht den Mantel ſo ſchnell nach dem Winde; es liegt in meiner Natur,

in meinem Dienſte, dem mindeſten fremden Impuls nachzugeben. Man traue mir jedoch nicht zu ſehr, denn mache ich Jemand einen raſchen Bückling, ſo pflegt er meiſt mauſetodt zu Boden zu ſinken. Einſt war ich das Sinnbild eines tapfern Volkes, mein Reich iſt aber ſeit Jahren zu Ende gegangen.

34. Logogryph.

Ich bin ein kleiner Böſewicht,
Man ſucht mich einzufangen,
Und macht ein langes Angeſicht,
Bin ich der Jagd entgangen.
Als Allumette dien' ich nur
K o p f l o s dem Freund vom Rauche:
Als Schmuck durch Kunſt wie von Natur
Auch bin ich im Gebrauche.
F u ß l o s war einſt ein Krieger ich,
Gefürchtet wie Zuaven,
Doch zählt in unſern Tagen mich
Man ſelten zu den Braven.

35. Palindrom.

Als Don Juan war einſt ich lieb und we
Gar vielen wunderſchönen Frauen;

Als Stadt bin ich noch jetzt verkehrt
In einem weitentfernten Land zu ſchauen.

36. Charade.

Ein Mädchen an der Dritten ſaß,
Und las mit ganzem Herzen
Die Erſten, daß es rein vergaß
Zu achten auf die Kerzen.
Der Vorhang fing zu brennen an,
Laut ſchrie das Kind, das blaſſe;
Zum Glücke ſchritt ein Kriegersmann,
Ihr Liebſter, durch die Gaſſe.
Der flog herbei mit kühnem Muth,
Erprobt an mancher Schanze,
Und trug das Mädchen aus der Glut — —
Sagt, war das nicht das Ganze?!

37. Logogryph.

Mein Wort verſchafft, ergötzlich ſehr,
Viel Hunderten Vergnügen;
Neunhundert neun und neunzig mehr —
Jetzt gilt's ſich folgſam fügen!

38. Anagramm.

Ein Feldherr war ich, dem zu frühe
Das Schwert entſank aus müder Hand;

Auch Sprache bin ich, doch mit Mühe
Verſteht man ſie im Abendland.

39. Logogryph.

Mit **b** betrachtet mich als Zier
Huſar, Koſak, Zuave;
Ich war zu allen Zeiten ſchier
Der ſchönſte Schmuck für Brave.
Mit **d** preiſt oft man meinen Duft
Citirt mich allegoriſch;
Auch ward bei einem Gang zur Gruft
Ich weiland welthiſtoriſch.

40. Logogryph.

Mit **p** auf hoher Flut,
So ſagt man, ſehr gefährlich;
Mit **b** kein reines Blut.
D'rum auch die Schönheit ſpärlich.

Räthſelſpiele III.

41.

Deutſch war ich, italieniſch bin ich noch
jetzt ein Schooßkind des Sieges

42.

Ein Abgott, von rückwärts betrachtet, und eine Roſe bilden eine wunderliche Amme.

43.

Ein zinsfreies, luftiges Quartier, vereint mit einer hohen Würde aus Frankreichs Vorzeit, liefert dir einen Mann, der ſchon ſo manches Rezept gegen die Langweile geſchrieben.

44.

Ein meiſt blumiges Stück Landes, im Genitiv ein Weiſer.

45.

Mit n haben die Uhrmacher, mit l die Konſtabler häufig mit mir zu thun.

46. Charade.

Die Erſte wird geſchätzt von Handelsleuten,
Ihr Manus propria will viel bedeuten,
Doch trifft man ſie in jeder Schenke auch.
Die Zweite trägt zwar keine gold'ne Krone,
Doch ſteht ſie faſt zunächſt dem Königsthrone,
Nur iſt ſie nicht in Deutſchland im Gebrauch.

Das Ganze war im Leben, im Theater
Ein Krieger, treugesinnt dem Landesvater.

47. Charade.

Die ersten Beiden läßt man sich befehlen
Vom Herzen gern von einem schönen Kind,
Besonders bei dem Lied der Philomelen
Im letzten Paar durchweht vom Abendwind.
Das Ganze war in halbverscholl'nen Tagen
Ein deutscher Dichter nicht geringer Art.
Doch weiß von seinen Werken kaum zu sagen
Ein kundig Wort die junge Gegenwart.

48. Räthsel.

Wie heißt der glatte, vielgewandte Dolmetsch,
Der als Linguist die halbe Welt durchmaß
Und nur die Muttersprache des Gewissens,
So wie des Herzens Dialekt vergaß?
Der erst am Grabe sinnverworren stottert,
Nicht länger mehr die Worte prunkend wählt,
Und schmählich taubstumm wird am jüngsten Tage,
Wenn Gott die Thaten eines Sünders zählt?

49. Charade.

Die Ersten bieten Schatten dar
Auf steilen Bergespfaden;
Kaum kennen von dem letzten Paar
Den Namen die Nomaden.
Das Ganze hielt das schönste Weib
Der Heidenzeit umfangen,
Und ist zuletzt an Geist und Leib
Dabei zu Grund gegangen.

50. Räthsel.

Wie heißt der wunderbare Sonnenschimmer,
Der leuchtend durch die Nacht des Todes weht,
Sobald ein bleicher Mensch entschläft für immer,
In Wahrheit aber nur erwachen geht?
Wie heißt die Perle, jene mondenlichte,
Genannt das Legegeld in's Himmelreich
Selbst für den Sünder, der am Hochgerichte
Gefesselt dulden muß den Todesstreich?
Wie heißt der heilge, zauberhafte Nachen,
Der über's uferlose Meer der Zeit
Hinüberführt den Pilgersmann, den schwachen,
In's schöne Land der ew'gen Seligkeit?!

51. Charade.

Die beiden ersten Sylben sind
In Wahrheit zwar verschieden
Doch theilen sie dasselbe Loos.
Den gleichen, stillen Frieden.
Die dritte gilt als Hauptplaisir
Von manchem jungen Weibe;
Wie hoch, wie stürmisch fliegt die Brust
Bei solchem Zeitvertreibe!
Das Ganze ist ein Bilderbuch
Geeignet, Furcht zu wecken
Und doch blieb es seit grauer Zeit
Der Stolz der Bibliotheken.

52. Streckräthsel.

Ich spiele im gewöhnlichen Leben wie in der Weltgeschichte eine große Rolle. Die Tagespresse wäre ohne mich oft in Verlegenheit, ihre Spalten zu füllen. Wer an einem gewissen Baum vorübergeht, denkt meiner in Trauer. Demungeachtet bin ich, namentlich in der Schweiz wie in Nordamerika, ein sehenswerthes Schauspiel, bei dem man obendrein keinen Kreuzer Entrée zu bezahlen braucht. Louis Philipp erlebte mich nach dem

Schuſſe am Hotel Guizot. Ich bin übrigens auch im Theater zu finden. Dramatiſche Dichter ſcheuen mich daher wie die Peſt. Dieſe Furcht iſt auch ganz billig, denn viele Aerzte halten mich für den Großvater der Cholera. Swift, Voltaire und andere Witzbolde wurden durch mich berühmt. Höflinge, die in Ungnade gefallen, habe ich oft vor mir ſelbſt gerettet. Darius verdankte dem Wiehern ſeines Pferdes die Krone von Perſien. Eigentlich war ich es, der ihm dies Diadem verſchaffte. In der Handelswelt bin ich ein trauriges Wahrzeichen. Dort führe ich jedoch einen ausländiſchen Namen, der übrigens in jedem Fremdwörterbuche ſehr leicht zu finden iſt.

53. Charade.

Die Erſte lebt in Herrlichkeit,
Von Schönheit rings umgeben;
Auch fehlt ihr ſelbſt in jüngſter Zeit
Kaum mehr der Saft der Reben.
Die Zweite treibt ein kluger Mann
In Stunden nur der Muße;
Doch wer ihr fröhnt, für den begann
Noch ſtets der Tag der Buße.

Das Ganze iſt abſcheulich dort.
Trägt hier der Jugend Stempel
Die Heiden hat bekehrt mein Wort — —
Durch Wittekind's Exempel.

54. Charade.

Die Erſten ſind kein Argus zwar,
Doch kaum an Augen ärmer;
Die Dritte liebt, auch friſch und klar
Wohl kein verliebter Schwärmer.
Das Ganze ungeſchlacht und roh,
Von Dörflern doch bewundert,
War Deutſchlands Fra-Diavolo
Im achtzehnten Jahrhundert.

55. Räthſel.

Siehſt du mich, wenn Sterne funkeln,
Bleibſt du, wenn auch noch ſo jung
An Erfahrung, nicht im Dunkeln
In Bezug auf Witterung.
Unſchön bin ich zu erblicken,
Einem heißern Padiſchah,
Wie unſaubern Odaliſken
Diene zum Harem ich ja.
Anders war's in grauen Zeiten —
Lieblich wie die Lorelei

Sang an mir bei Klang der Saiten
Man von Liebe, Duft und Mai.
Auch noch jetzt bei uns zu Lande
Bin ich reich an Pracht und Zier;
Dekorirt, im Goldgewande
Zeigt sich Adel, Schönheit hier.

56. Palindrom.

Deutschland dankt mir einzig schier
Seinen wilden Jäger.
Fluch des Koran hält von mir
Fern den Turbanträger.

57. Homonyme.

Ein Lokomotiv mit Beinen,
Flink, wie noch kein Dampfer war,
Wie der Lieferant des feinen
Schmuckes für des Häuptlings Haar — —
Horcht, die Erde scheint zu beben!
Roßgewieher, Pulverdampf!
In die Scene geht so eben
Ein hochrother Reiterkampf — —
Eine Hand voll weißer Rosen
Und dazu ein blaues Band,
Einer steten, sorgenlosen
Jungen Liebe Bild und Pfand — —

Krösus reich an Zauberweisen
Ein moderner Oberon,
Den man jetzt noch pflegt zu preisen,
Ist er todt auch lange schon — —
Ein Professoratsverweser,
Kritisch zweifelnd fort und fort:
Alles dieses, theurer Leser,
Findet Raum in meinem Wort!

58. Dreisylbige Charade.

Ein poetisch Schwesterlein
Schwärmend nur für Liebe,
Ob der Bruder auch das Sein
Weiht dem Weltgetriebe —
Dann ein Mann von feiner Hand,
Welcher sonder Rasten
Tiefgeheimes Wissen fand
Einfach durch Betasten —
Wirst du mit einander sie
Durch ein Zeichen trauen,
Kann es dir mißlingen nie,
Allsogleich zu schauen:
Eine Sängerin von Ruf,
Werth gehört zu werden,
Wie kaum eine Zweite schuf
Die Natur auf Erden!

59. Logogryph.

Weichlaut vorn, in Haft dann ſchlagen
Einen Geiſt wir, feurigwild;
Hartlaut vorn, ſeit grauen Tagen
Nennt man uns der Liebe Bild.

60. Anagramm.

Brot ſchaffen iſt mein Amt und Brauch.
Man pflegt mich grob zu heißen,
Und doch bin ich oft Fürſtin auch
Bei Mohren wie bei Weißen. — —
Gelangt bin ich vor Jahren zwar
Zum höchſten Grad des Rufes
Im Süd bei dräuender Gefahr
Des tobenden Veſuves;
Doch kannſt du auch im deutſchen Land
Trotz froſtig kalten Winden
Sehr oft an mancher Mauerwand
Hart hinter'm »Schnee« mich finden.

61. Streckräthſel.

Von meinen Eltern höre ich nicht gern reden, denn man zählt ſie geradezu zu den

Lumpen. Demungeachtet findeſt du mich in den Salons der vornehmen und eleganten Welt; aber auch in der Dorfſchenke wie in der Wachtſtube bin ich zu treffen. Ich pflege ferner mehrere gekrönte Häupter zu vereinigen. Hie und da treibt man förmlichen Fetiſchdienſt mit mir, was jedoch faſt immer verderblich für meine gläubigen Anhänger auszufallen pflegt. Man betrachtet mich auch als ein Rezept gegen die Langweile. Eine gewiſſe Wiſſenſchaft könnte ohne mich gar nicht beſtehen, wie ich denn nebenbei ein Portrait der Welt in Miniatur darſtelle. Der Menſch wäre überhaupt ohne mich ſehr übel daran. Geht er zum Diner oder Souper, ſo bin ich ſein Rathgeber, gleich beſorgt für ſeinen Gaumen wie für ſeine Börſe. Mein Erſcheinen öffnet die Thore der Theater und Konzertſäle. Auf der Eiſenbahn ſpiele ich gleichfalls die wichtigſte Rolle. Kein Gentleman ſtattet ohne mich Beſuch ab. Millionen ſchwärmen für mich. Als mich einſt Jemand verletzen wollte, entſtand ein bedauernswerthes Blutbad.

62. Charade.

Die Erſte und ein Zeichen mehr
Hat trotz der loſen Zunge
Geliebt ein dummer Junge.
Die Letzten machten ſchaurig ſehr —
Streicht man das letzte Zeichen —
Einſt Sterbliche erbleichen.
Das Ganze zählt, gedankenſchwer,
Nennt man die beſten Dramen,
Auch zu den beſten Namen.

63. Logogryph.

Man ſagt zwar, ausgeſtorben ſei
Das Volk baumlanger Rieſen,
Doch hab' ich dies als Phantaſei,
Als Wahn mit u erwieſen.
Als jüngſt New-York die Stadt Paris
Wie London ſcharf bekriegte,
Kam ich mit Trupen des Genie's
Mit o, und ſah und ſiegte!

64. Charade.

Wer bei Weſtwind dich verachtet,
Schöne Erſte, dem vergib!
Wenn es bei der Zweiten nachtet,
Haben dich die Menſchen lieb.

Schutzwehr. Schirm ist auch das Ganze
Ob's auch nicht nach Lorbern ringt,
Und für Freiheit statt der Lanze
Einfach nur die Sense schwingt.

65. Charade.

1 — 2.

Ich hatte weiland, habe noch
Unzählige Geschwister,
Die meisten wie einst Samson hoch,
Die andern klein, Philister.

2 — 1.

Mein Nimbus schwand zwar halb dahin
Doch schön bleibt stets die Kunde
Von manchem alten Paladin
Zur Zeit der Tafelrunde.

66. Charade.

Als Erste galt das Trojer Roß
Nur in der Zeit der Sagen;
Kopflos ward sie als Fürstenschloß
Berühmt in spätern Tagen.
Die Zweite brach als ganzer Leu.
Als Stolz der deutschen Wehrschaft,

Dem König ſcheinbar ungetreu
Das Joch der Fremdenherrſchaft.
Bekannt durch kühnſeemänniſch Thun
Iſt längſt das Ganze worden,
D'rum hat auch ſeinen Thron Neptun
Schon lang verlegt nach Norden.

67. Accent-Räthſel.

— ⏑

Blind, von Schönheit hingeriſſen,
Halb von Sinnen bei Gericht,
Ließ ich thöricht Ruhm und Wiſſen
Um ein reizendes Geſicht.
Unheil bringt der Sünde Gabe,
Schwer wiegt der Vergeltung Hand,
Und mein Brautpfühl ward zum Grabe
Für mein holdes Vaterland!

⏑ —

Schönheit iſt auch jetzt mein Meiſter,
Schönheit oft nicht einmal echt.
Und das Kapua der Geiſter
Nennen Fremde mich mit Recht.
Viel gilt Wiſſen, Waffenehre,
Viel auch, wer da Handel treibt,

Doch ist's meist die Bayadere,
Die auch jetzt mein Schicksal schreibt.

68. Charade.

Nimm eine Stadt im Alpenland,
Dann einen Mann am Donaustrand
Berühmt, wo Lettern blinken:
Dann siehst du ein bildschönes Kind —
Man weiß wie streng oft Väter sind —
Im Wogenschwall ertrinken.

69. Charade.

Die Ersten sind ein Reigentanz,
Doch nicht nach deutscher Sitte;
Der Schmuggler sucht bei Sternenglanz,
Bei Nacht den Strand, die Dritte.
Das Ganze, trotz befleckten Ruf,
War doch ein großer König;
Noch preist der Ungar, was er schuf,
In Sagen herrlich tönig.

70. Streckräthsel.

In den Salons der eleganten Welt gilt ein Wort der Entschuldigung für hinreichend, um das Unheil gut zu machen, das ich angestiftet. In Kaffeehäusern pflegt man mich

jedoch selten auf die leichte Achsel zu nehmen. Oft ist sogar eine Strafe für mich festgesetzt. Im Gesetzbuche bin ich ferner streng verpönt, demungeachtet spiele ich in der »Gazette des Tribunaux« sehr oft eine große Rolle. Vor vielen Jahren gelangte ich überhaupt in Frankreich, ja in ganz Europa zu einem sehr berüchtigten weiblichen Namen. So ernst auch mein Verbrechen ist, bin ich doch auch auf der Bühne, im Theater zu finden. In der Komödie darfst du mich aber dann nicht suchen. Ein bürgerliches deutsches Trauerspiel dankt nur mir seine Berühmtheit. Noch größer, doch ungleich schöner ist mein Einfluß in der moralischen Welt. Werde ich da noch potenzirt, so bin ich eine Art Kohlenhändler. Fügst du, während du mich zu errathen strebst, noch ein Zeichen zu meiner Wenigkeit, so wirst du die richtige Auflösung nie finden.

71. Logogryph.

Einst ist mein alter Bräutigam
Gar sehr vor mir erschrocken
Getauft von mir, ward Leid und Gram
Schon oftmals zum Frohlocken.

72. Homonyme.

Wir kennen weder Berg noch Riff.
Sind reich an grünen Wellen;
Doch sah die Welt bisher kein Schiff
Auf unsrer Flut zerschellen.
Auch sind wir heim im deutschen Land
Vom Rhein bis an die Eider;
Denn was wir sind, gelingt der Hand
Von jedem wackern Schneider.

73. Charade.

Die Erste hat geendet schlau
Den Krieg, den oftgenannten;
Den Werth der Zweiten kennt genau
Das Volk der Musikanten.
Das Ganze wird gebraucht als Bild
Noch jetzt für Jagd auf Hasen;
Doch fielen Menschen da statt Wild
Erbärmlich auf die Nasen.

74. Logogryph.

Ein K, auch wo es steht, der Ort
Hat Vieles zu bedeuten;
Denn hört nur an: In Osten dort
Ist heilig es den Leuten.

In Weſten macht wie Eſpenblatt
Es zittern Pflanzerſeelen;
Im Grund doch iſt es eine Stadt,
Doch muß das K dann fehlen.

75. Charade.

Ein ſeltſam Ding das erſte Paar!
Es iſt ein Thier, das wunderbar
Aus einem Lebewohl beſteht,
Das tauſendmal vom Munde geht.
Die Letzten ſind ein ſchaurig Lied,
Bei dem einſt mancher Mann verſchied.
Dem Ganzen iſt wohl jeder hold,
Der Sinn hat für geſchmolznes Gold.

76. Charade.

1 — 2
Als Münze von geringem Werth
Gelt' ich in fernem Lande.
2 — 3
Dem Tod verfiel ich unbewehrt
Dank einem Flammenbrande.
1 — 2 — 3
Zwar Dichtung, werd' ich doch gelehrt
Vom Aſtronomenſtande.

77. Anagramm.

(Neu bearbeitet.)

Ich bin ein holdes Billetdoux,
Doch braucht die Schreiberin dazu
Nicht Tinte, auch nicht Feder.
Viel Mißgeschick hat mich fatal
Betroffen einst als General,
So kühn ich zog vom Leder.

78. Charade.

Die Erste ist ein Nabob nie
Am fernen Gangesstrande,
Und doch besitzt er doppelt sie
Wie wir im deutschen Lande.
Gefährdet sich der Zweiten Heil,
Zieht man nach warmen Zonen;
Dereinst besaß sie nur zum Theil
Das Volk der Amazonen.
Das Ganze führte einst gewandt
Der Schweizer, Britte, Sasse;
Auch brach es, wie längst weltbekannt
Der Freiheit eine Gasse.

79. Palindrom.

Der Leu der Wüſte kennt es kaum,
Weiß nichts von ſeinem Naſſe,
Obgleich an der Sahara Saum
Verkehrt es hauſt in Maſſe.

80. Charade.

Landleute zeigt das erſte Paar
In Trachten ſehr verſchieden;
Man koſtümirt ſich immerdar
Volksthümlich ja hienieden.
Die Dritte iſt der Ceres hier
Und dort dem Mars zu eigen,
Dient auch als ſcheckiges Revier,
Um Zugkraft ſchlau zu zeigen.
Das Ganze hat als Muſenſohn
Viel heit're Prachtfiguren
Mit feſter Hand gezeichnet ſchon
Auf triegeriſchen Fluren.

81. Pälindrom.

Als weiland ich die Augen ſchloß
Zum Schlaf, zum immer feſtern,
Betrauerte die Nachtigall
Die beſte ihrer Schweſtern.

Auch steht mein Namen als Linguist
Im Buch der Weltgeschichte,
Nur führte Mord aus Eifersucht
Mich rasch zum Hochgerichte.

82. Vorträthsel.

Das Erste hat gar hohen Rang
Im Fabelland der Dichtung,
Ward oft auch keuschen Seelen bang
Vor seiner freien Richtung.
Im andern Sinne hat in Noth
Gestürzt es die Theater,
Fand doch durch seine Hand den Tod
Dereinst des Lustspiels Vater.
Das Zweite zählt im Nachbarreich
Zu köstlichen Metallen,
Kam nie doch seinem Klange gleich
Das Lied der Nachtigallen.
Das Ganze hat als Reitersmann
Erfreut sich festen Sitzes,
So daß man kühn es nennen kann
Geschwisterkind des Blitzes.

83. Palindrom.

Vergossen ward bei mir viel Menschenblut,
Obgleich im Wasser heim ist meine Brut.

84 Streckräthſel.

Ich bin ein ſehr unverläßlicher Juſtizmann. Meine Natur hat überhaupt viel von dem Chamäleon. Bald liefere ich den Deckmantel der Schlechtigkeit, bald bin ich eine Maske, durch welche die Tugend Gefahr läuft, an den Pranger genagelt zu werden. Nacht und Finſterniß ſind demungeachtet meine Todfeinde; natürlich alſo, daß mich ein Wandersmann im Dunkeln mit großer Freude begrüßt. Einſt gehörte ich zu dem Papiergeld. Noch früher war ich einem Juden ſo zu ſagen an das Herz gewachſen. Bei dem alten Sprichworte, es ſei nicht Alles Gold, was glänzt, ſpiele ich eigentlich die Hauptrolle. Was wäre das Erbrecht, wenn ich nicht angefertigt würde?! Wenn du mich erräthſt, ſo iſt dies eine Art Täuſchung, und doch biſt du dabei auf der rechten Fährte. So mancher Künſtler dankt nur mir ſeinen Ruhm. Heinrich Heine nannte derlei Leute nie anders als geiſtige Schuldenmacher.

85. Streckräthſel.

Ich bin ein Ding von vielſeitigem Nutzen, von mancherlei Geſtalt. Wenn du bei dem

Diner oder Souper ſitzeſt, wirſt du wohl ohne mich nicht leicht zum Genuſſe gelangen. Ich bin das waldausrodende Inſtrument in der Hand jener Zunftgenoſſen, welche die vielſtimmige Fama als direkte Antipoden der Karthäuſer bezeichnet. Auch in einem Zauberſtück von Ferdinand Raimund ſpielte ich eine ſehr komiſche Rolle. In neueſter Zeit habe ich die Verfechter großer Stümpereien in der Chemie in großen Schrecken verſetzt, und ihnen nicht ſelten große Kalamitäten zugezogen. Wenn du gegenwärtig in Wien eine gute Taſſe Melange trinkſt, ſo haſt du es nur mir zu verdanken. Ich bin ferner ein verläßlicher Berichterſtatter über mancherlei Zuſtände in der Luft, im Waſſer wie auf der Erde. An der Börſe wirſt du mich zwar nicht finden, doch erinnere ich lebhaft an ihr Treiben. Mein Kurs hängt zwar nicht von den Fineſſen gewiſſer Leute in dem Tempel des Wuchers und der Spekulation ab, iſt aber nichtsdeſtoweniger an und für ſich im Leben überhaupt, namentlich aber im Kriege von großer Wichtigkeit. Hätte mich Napoleon I. in Rußland beſſer zu Rathe gezogen, ſo wäre das Unglück an der Berezina ſchwerlich er-

folgt. Bei ſolcher Gelegenheit führe ich jedoch einen fremdländiſchen Namen.

86. Logogryph.

Ein Verbrechen ſondergleichen
Wird zum hohen Kavalier;
Nur muß dann ein and'res Zeichen
Dienen ſtets zum Kopfe mir.
Doch um deutlicher zu malen,
Sonſt trefft ihr die Löſung nie,
Wiſſ't: die Zeichen ſind zwei Zahlen;
Und lateiniſch ſchreibt man ſie.

87. Logogryph.

Ein Land, gar reich an Berg und Thal
Heim waren dort antike Leuen —
Ein Zeichen mehr, ein General,
Gefallen in der Zeit, der neuen.
Es iſt ein u, doch nebenbei
Ein Haifiſch, gleicht es auch den Milben;
Denn ſeht mich an, es ließ nur zwei
Mir übrig noch von drei der Sylben.

88. Logogryph.

Eine alte Plaudertaſche,
Wie ein Thier, geduldig ſehr —

Dann ein Gott, verbrannt zur Asche,
Herzen doch berückend schwer —
Auch ein Tummler ferner Meere,
So den Pfad des Handels fand,
Wie ein Held, der tausend Speere
Brach mit seiner starken Hand —
Schließlich noch ein Feld voll Leichen:
All dies ruft herbei dein Fleiß,
Stellst du stets ein andres Zeichen
Vor altrömisch Glutgeheiß.

89. Rebus.

N st st -t -t der N N N N N
—
O N N N N N N

90. Anagramm.

Eine Fessel, doch nicht leiblich,
Bin ich nach Gebrauch und Recht;
Männlich dort und hier bloß weiblich
Zähl' ich doch zum Mannsgeschlecht —
Herrscher bin ich tief in Thalen
Wie am Berge, heilig fast;
Unter Weibern schon zum Malen
Winkt bei Nacht mir holde Rast.

91. Logogryph.

Ein h kann viel bedeuten,
Steht dort es oder hier;
Bald dient es Fiſcherleuten
Durch Tage als Quartier;
Bald ſtrömt durch ſeine Adern
Echt morgenländiſch Blut,
Von reitenden Geſchwadern
Der Herr durch Rang und Muth.

92. Charade.

Erſtes Paar.

Mythenhafte Offenbarung
Schildert mich als Zauberfrau;
Roſenduft iſt meine Nahrung
Und mein Trank der Abendthau.

Zweites Paar.

Mars, der ſtarke Freund der Venus,
Hörte mich vor Jahren gern,
Aber heute liegt mein Genus
Doch dem Publikum zu fern.

Das Ganze.

Wer ich ſein mag? In Grammairen
Steh' ich ſchöngeregelt da,
Werde, darf ich länger währen,
Raſch ein Stück Hiſtoria.

93. Räthsel.

Drei Personen und ein Wasser
Sagen dir von Weitem schon.
Wer an Ruhm der reiche Prasser
War, genannt Napoleon.

94. Charade.

1 — 2

Vor meinem treuen Spiegel
Erbebt oft Narrheit sehr.
Neu weckt mein Zaubersiegel
Das Lachen des Homer.

2 — 1

Ich bin ein Fremdenführer —
Wer mit mir geht und reist,
Geräth durch mich, stets kührer,
In Sümpfe für den Geist.

95. Logogryph.

Wortgepränge wird verkehrt,
Läßt du auch Mitlaute wirken.
Rasch ein Baum gar hochgeehrt
In altjüdischen Bezirken —

Auch ein Stoff, dem Wand'rer werth
Weil als Hautſchutz zu benützen —
Ferner auch ein geiſtig Schwert,
Wie ein Pulk von Bogenſchützen.

96. Charade.

Die Erſte iſt ein Ruf der Warnung.
Die Zweite wird man durch Beſchwerden;
Umſtrickt von tödtlicher Umgarnung
Sieht Fürſten man das Ganze werden.

97. Logogryph.

12345 In jeder Bruſt ein waghaft Löwenherz —
4345 Fürwahr empfindſam ärger als Mimoſen!
3124 Blickt fromme Turbanträger kaabawärts!
153 Ach großer Gott, die Menge junger Roſen!
51342 Komm, Odaliske, ſinge mich in Schlaf!
1345 O libertad, libertad sagrosanta!
124 Fürwahr die Schmuggler ſchwärzen keck und brav —
15442 Ein Schmaus, wie viele Jahre lang? Quaranta!

24315 Die alten Römer kannten mich als Geist —
53 O wunderſames dolce far niente!
12435 Zum Beiſpiel ein Touriſt, der ewig reiſt —
1534 Mein Silber wandert nach dem Occidente —
1532 O laſſ' den Kurs nie ſinken, theurer Sohn!
13442 Ein Ring kurirt den kalten Weiberhaſſer —
235 Aus meinen Händen ſtieg ſie auf den Thron —
2445 Zurück, Herr Marlborough, für ein Glas Waſſer!

98. Räthſel.

Wer mag es ſein, wie heißt die blöde Fremde,
Die als ein Pehmling durch das Leben geht,
Und obdachlos, im groben Pilgerkleide
Das warme Menſchenherz um Einlaß fleht —
Die ſelten tagelang im Buſen raſtet,
Und nur auf wenig Lippen heimiſch bleibt;
Dann aber auch als Dank dem frommen Wirthe
Den ſichern Freibrief für den Himmel ſchreibt?!

99. Räthſel.

Wer iſt der prahlende Wardein im Herzen,
Der blanke Münzen aus Verſprechen ſchlägt,
Und jedes trübe Kind um ſeiner Schmerzen,
Um ſeines Kummers letzten Preis befrägt?
Und ſchätzt man dann zur Zeit der reifen Jahre
Sein falſches Gold nicht mehr bei Tauſch und Kauf,
So ſchreibt er Wechſel, zahlbar auf der Bahre,
Und ſetzt die gute Firma „Himmel“ d'rauf?!

100. Anagramm.

Wie heißt der ſtete Wandersmann,
Der nimmer konnte ſterben,
Ob Glaubenshohn auch eifrig ſann
Den Pilger zu verderben? — —
Wie heißt das bräutliche Aſyl,
Wo unter ſtetem Koſen
Das Sein verträumt bei Tanz und Spiel
Die Schweſterſchaft der Roſen?!

101. Logogryph.

Fern wo die Luft der Berge weht
Bin ich halb Dorf, halb Veſte,
Doch wenn vor mir ein Mitlaut ſteht,
Ein geiſtiges Gebreſte.

Und wirſt du dieſen Mitlaut hier
Zu wechſeln dich befleißen,
So naht ſich dir ein adlig Thier,
Wohl auch ein Herr der Reußen.
D'rauf wankt ein „kranker Mann“ herbei,
Durch Selbſtmord endend ſchaurig;
Doch herrſchte nie in der Türkei
Der König wirr und traurig.

102. Homonyme.

Ein Berg, voll Hader einſt beſucht
Von überird'ſchen Damen —
Ein Opfer blinder Eiferſucht,
Noch jetzt ein Weibernamen.

103. Charade.

Die Erſte war ein Sohn der Wildniß,
Ein Don Juan, der Dirnen Schreck;
D'rum gilt er auch noch jetzt als Bildniß
Der Mädchenjäger wild und keck.
Die Letzten kennen alle Spieler
In Schenken wie in den Salons;
Auch ſind ſie Augenmerk gar vieler
Sparſamer Freunde von Coupons.

Das Ganze, ein gepreßter Vater,
Beſuchte einſt die Bühne gern,
Jetzt miede lang er das Theater,
Doch tragen ihn hinein die Herrn.

104. Palindrom.

Ein Name, wie ihn Dirnen
Oft führen auf dem Land,
Sei's nun auf Alpenfirnen,
Sei's tief am Meeresſtrand — —
Verkehrt ein wäliſch Städtchen,
Der Vorzeit Gretna-Green;
Dort ward durch Raub ein Mädchen
Zur finſtern Königin.

105. Charade.

Die Erſten ſind der Sage nach
Ein Reich von böſen Geiſtern;
Auch konnten erſt nach langer Schmach
Die Perſer es bemeiſtern.
Um meiner Dritten gold'nen Kram
Frägt, zwar nur in Gedanken,
So mancher feile Bräutigam
Im heitern Land der Franken.

Das Ganze, schön, vom Fürstenstand
War grausam bis zum Grauen;
Auch galt es lanz im Morgenland
Mit Recht als Sphinx der Frauen.

106. Streckräthsel.

Ich bin ein kleiner Zauberer, welcher unglaubliche Metamorphosen zu erzwingen vermag. Man braucht mich nur einfach vor den Gegenstand hinzuführen, den ich verzaubern soll; dann treibe ich meinen Hokuspokus, und die Verwandlung muß erfolgen. Reißende Thiere dienen durch mich zur Vermehrung des Menschengeschlechtes, lose Dinge werden zu einem Vertrage, auf der Spur des Wildes schicke ich dir einen Genossen; die verschiedensten Ereignisse weiß ich zu Abgaben an den Staat zu benützen; bist du zu Wagen, so bereite ich dir jedoch drohendes Uebel. Hitze wird durch mich selbst im Winter zum Gebote; ganzen Landen diene ich als Schutzwehr, den traurigsten Zustand verwandle ich in ein lustiges Bankett. Gibt eine Frau ihrem Verehrer ein Diner, so rufe ich den zürnenden Gatten herbei; goldenen Schmuck mache ich fast wertlos, süße Siesta

ſtöre ich durch einen königlichen Befehl. Ein dramatiſcher Dichter erhielt durch mich ein Cadeau; Erdſchollen verleihe ich hiſtoriſche Bedeutung. Einfachen Jägersleuten führe ich im Kriege Kanonen zu Aus einem kleinen Stücke Holz ſchnitt ich in früheren Tagen eine Magiſtratsperſon für ein Nachbarland. Auch wurde durch mich eine Stadt dem Meeresufer gleich. Ein großes Gewäſſer machte durch mich Kranke geneſen; ich weiß ferner aus Mauerſteinen Kleidungsſtücke zu verfertigen.

107. Streckräthſel.

Ich bin ein kleines Univerſum, denn gar vielerlei Dinge ſind in mir enthalten. Du findeſt in mir eine Stadt, von welcher die Kriegsgeſchichte viel zu erzählen weiß. Auch kannſt du ein Schlachtfeld entdecken, das große Aehnlichkeit mit den Thermopylen beſitzt. Die Zahl 1155 iſt ein Beſtandtheil von mir. Gehſt du in mir weiter, ſo tritt dir ein gefürchteter Parteigänger und zwar an der Spitze eines ganzen Volkes entgegen. Wirſt du dies Räthſel aufmerkſam durchleſen, ſo vermagſt du mich zum Theile ſchließlich

ohne alle Mühe zu finden. Was ich eigentlich bin das trifft du auf jeder Alpenfirne; auch erfährst du durch mich, wo sich Napoleon der Große vor der Campagne nach Rußland befunden.

108. Streckräthsel.

Im Allgemeinen besitze ich eigentlich nur mehre Werkstätten, und doch bedeute ich einen Kongreß, zu dem sich gelehrte Männer einfinden oder vielmehr einfanden. Ihre Zahl ist zwar nicht groß, aber ihr Wissen um desto größer; namentlich erfreut sich Einer von Ihnen eines europäischen Rufes. Wie viele es eigentlich sind, kann selbst derjenige errathen, der nicht einmal Fünfe zu zählen vermag. Was die Wissenschaften betrifft, von diesen Gelehrten vertreten, so nennt man sie Heilkunde, Philosophie, Geschichte, Geographie und Statistik. Abgesehen von diesem Kongreß bin ich eigentlich ein Usurpator, der ein weit verbreitetes Geschlecht, das sich schon zu Zeiten der alten Römer einen historischen Namen erworben, um seinen Purpur brachte. Nie war ein Vater zahlreicher wie ich mit Kindern gesegnet. Ich besitze ja mehr Sprös-

linge, als Sardanopal und Salomon an Weibern in ihren Harems zu halten beliebten.

109. Charade.

1 — 2

Ich ſtröme wie der grüne Rhein,
Doch breit von Bergen nieder;
Doch wo gehauſt die Wellen mein,
Wächſt keine Blume wieder.

2 — 3

Wär' ich nicht mehr, vertilgte bald
Der Tod mit ſeiner Hippe,
Wie man ausrodet einen Wald,
Die ganze Menſchenſippe.

1 — 2 — 3

Mein Auge war ein Zauberglas,
Durch das ich ſonder Irren
Von jedem Angeſichte las
Der Seele tiefſte Wirren.

110. Räthſel.

Das Paradies der Lappen,
Ein Ding unendlich faul,
Den Vater von vier Knappen,
Berühmt durch ihren Gaul,

Den ſchnellſten aller Schecken
Kannſt du in mir entdecken.

111. Logogryph.

Die Stätte, wo, doch nicht im Druck
Erſchienen viel Grammairen —
Das Reich voll holdem Zauberſpuk,
Wo heim nicht ſind die Zähren —
Das Mißgeſchick, die tiefe Schmach,
So Römer einſt betroffen —
Bei Sturm, wenn Maſt und Steuer brach,
Des Schiffers letztes Hoffen —
Ein Ding, das Adam offenbar
Beſeſſen nie im Leben,
Dies alles ſtellt ſich ſpielend dar,
Vermag man kundzugeben,
Wenn viel der Lettern mit Geduld
Man vor das Opfer ſtellte,
Dem einſt der Neid um Gottes Huld
Das ſchöne Haupt zerſchellte.

112. Homonyme.

Wie heißt der todte Edelmann,
In dem viel Narrenspoſſen ſtacken,
Und den man doch erblicken kann
Noch jetzt im Lande der Koſaken?

113. Anagramm.

Einſt wußte ich das weite All
Erobernd zu bekriegen,
Doch um ſo tiefer war mein Fall
Nach ſo viel hundert Siegen.
Doch ſpiel' ich noch in Herzen keck
Der Liebe Glöckner, Thürmer.
Viel ſpäter ward ich auch zum Schreck'
Für tauſend Bücherwürmer.
Auch war ich Dichter voll Genie,
Ein echter, gottgeſandter,
Doch ward durch eine Traveſtie
In Wien ich erſt bekannter.
Ich ſteige würzig in die Luft
Aus Halmen, Blüten, Saaten
Und denkſt du nun an Roſenduft,
Haſt du mich halb errathen.

114. Anagramm.

Ein ſchönes Kind, gar minniglich,
Verbuhlt, bin ich geweſen;
Doch gegenwärtig trinken mich
Mit Luſt die Japaneſen.

115. Streckräthſel.

Ich bin ein unerträgliches Fräulein, wie es zwar die meiſten Engländerinnen zu ſein pflegen. Das ſchönſte Renommée leidet durch meine Nähe, angenehmes Gefühl verwandle ich in Unwohlſein; was ſonſt holde Sitte war, wird durch mich herabgewürdigt, wie auch das reizendſte Antlitz durch mich entſtellt werden kann. Ich bin der Schrecken des Landmannes wie ſeiner Saaten; dasſelbe gilt von Damen, die ſich in intereſſanten Umſtänden befinden. Freundliches Loos wird bei meinem Erſcheinen zum unſeligen Zuſtand, den ſchönſten Wuchs mache ich unförmlich, und die Neigung der Frauen verwandelt ſich Dank meiner Bemühung in grämliche Geſinnung. Wenn du eine glückliche Hand gehabt zu haben glaubſt, ſo gehſt du durch mich einer ſchlimmen Enttäuſchung entgegen; nach mir wird die edelſte That zu einem grauſamen Akt der Brutalität. Auch Hymen liebt mich nicht, namentlich in Paläſten, da ich im Vorhinein das Glück der Ehe zu beeinträchtigen drohe. Ich trage Schuld an dem Traum eines bekannten Pharao, der lieblichſte Schall

ſchlägt durch mich in Disharmonie um; mehr als einen Handelsmann brachte ich um den guten Ruf ſeiner Firma; deßhalb wird auch, ſobald ich nahe, der roſigſte Humor zur griesgrämigen Stimmung. Auch die Tapferkeit weiß ich zu verſtimmen, ſo wie auch wohlgedrillte Truppen durch meine Schuld einen zweiten Tag vor Roßbach oder Jena erleben können. Suchſt du die Löſung dieſes Räthſels, ſo meide mich nach Möglichkeit! Bacchus haßt mich, da ich die Weinleſe zu gefährden pflege. Schiller's „Lied an die Freude“ iſt doch voll Wohlklang; bin ich dabei, ſo dürfte ſtellenweiſe das Gegentheil hörbar werden. Wenn ein liebendes Paar zum Altare ſchreitet, ſo laſſe man mir ja nicht den Vortritt, ſonſt geht vielleicht das Trauerſpiel „Othello“ neu in die Szene. Sitze ich übrigens im Theater neben dem heiterſten Zuſchauer, ſo endet ſeine Luſt, und er beginnt Trübſal zu blaſen. Steht ein Magnat mit ſeinen Bauern auf dem beſten Fuß, ſo mache ich das Sprichwort mit großen Herrn ſei nicht gut Kirſchen eſſen, zur neuen Wahrheit. Es hält auch dann ſchwer ſich gegenſeitig deutlich auszuſprechen, da ich ſchnell herbeieile und Irr-

thum an allen Ecken nachzurufen drohe. Die Bienen sind doch gewiß fleißige Thierchen?! Wehe aber ihrem Eigenthümer, wenn ich vor einem Bienenkorb stehe, denn man kann da eben so gut sagen: die Hungersnoth stehe vor der Thüre.

116. Räthsel.

Ich bin das Leben, lang und schwer,
Voll Dornen bis zum Grabe;
Den Boxern ist bekannt es sehr,
Was ich zu sagen habe — —
Nach Osten hin strömt meine Flut,
Doch in der zweiten Endung;
Auf meinen Wasserblumen ruht
Ein Gott nach seiner Sendung.

117. Logogryph.

Mit **m** ein alter, welker Mann,
Ein unbeglückter König;
Bei wilder Feuersbrunst begann
Sein Grablied schaurig tönig — —
Mit **p**, der alte Göttermann
Pflegt Weiber zu vertreiben;
Auch Musje Paul de Kock begann
In seiner Art zu schreiben.

118. Anagramm.

Man kann mich zwar mit Fug und Recht
Bezeichnen als Lastträger,
Doch muß auch dienen mein Geschlecht
Als Wildpret oft dem Jäger — —
In meiner Nähe klang's: „Habt Acht!
„Seht dort die Hügelkette,
„Rasch vorwärts durch den Lärm der Schlacht!
„Marsch! Fällt die Bayonnette!“

119. Logogryph.

Mit Weichlaut Naschwerk, oft auch bitt're Kost —
Mit Hartlaut Schutzwehr gegen Regen, Frost.

120. Anagramm.

Als Dukaten nie verwendet,
Bin ich doch kein Kupfergeld;
Wo ich heim, hat einst geendet
Alboin der Königsheld —
Mir nur muß gedankt es werden,
Daß dein Zaubermantel, Faust,
Wahrheit wurde, daß auf Erden
Man dahin wie Blitze saust.

121. Anagramm.

Uns kennt genau, wer frohnend ſchreibt,
Die Kontoriſtengilde;
Dem, ſo an uns geſchmiedet bleibt,
Liegt fern das Waldgefilde — —
Schön, prachtvoll bin ich ſicherlich,
Doch fehlt die blum'ge Seele;
Aus Liebe hat beſungen mich
D'rum nie auch Philomele.

122. Räthſel.

Ein allbekannter Padiſchah,
Verliebt wie man noch keinen ſah,
Ward, durch ein **e** verbunden recht
Mit Einem von dem Mannsgeſchlecht,
Zum Knechte Ruprecht, kurz zum Schrecken
Für Aerzte wie für Apotheken.

123. Räthſel.

Ich bin ein wunderſeltſam Ding —
Lord Byron und Blumauer;
Die Schnecke faul der Schmetterling;
Ein Kartenhaus, die Mauer —

Die Elfler, die einſt Verſe ſchrieb
Mit ihren kleinen Füßen,
Und eines Senners dralles Lieb,
Gefährlich faſt bei Küſſen —
Ein Nabob, der da ſchläft auf Gold,
Dann Weiſen ohne Heller;
Ein Reitersmann in Timur's Sold
Und freie Appenzeller —
Die Roſe, reich an Schmelz und Duft
Und ſtarkgeſchminkte Damen,
Mit einem Fuß hart an der Gruft;
Auch Poſſen, Schiller's Dramen —
Ein Büffelſtier im Negerkraal,
Und Pegaſus im Joche;
Ein Eremit, Prinz Karneval,
Grabſtein und Honigwoche —
Napoleon auf Helena
Nebſt Londons Krämerleuten:
Sie alle ſind nur einzig da,
Um dir mein Wort zu deuten,
Sie alle haben nur die Pflicht,
Dir bildlich darzuſtellen,
Wie leicht doch Schattenwurf und Licht
Zuſammen ſich geſellen.

124. Charade.

Die Erſte hat für Freiheit, Recht
Viel ſchwarzes Naß vergoſſen;
D'rum ward ſie als Rebellenknecht
Von Söldnerhand erſchoſſen.
Die Letzten ſangen einſt ſo hold
Wie kaum die Nachtigallen;
Am Lande, reich an Wahn und Gold
Sind ſie dem Tod verfallen.
Am Ganzen, um dir ſehr bequem
Die Löſung zu geſtalten,
Sah einſt man in Jeruſalem
Ein Feſt voll Weihe halten.

125. Charade.

Ein Ding, das gerne genießt der Chriſt,
Doch Juden nie verzehren —
Ein grübeltiefer Komponiſt,
Noch ſteht er hoch in Ehren —
Dann eine männliche Perſon:
Sie bilden einen Braven,
Der leider lange Jahre ſchon
Gottſelig iſt entſchlafen;

Nur daß man treu in seinem Land
Noch denkt an seine Büchse,
Erschoß doch seine feste Hand
Gar viel rothblaue Füchse!

126. Charade.

Meine Erste füllt mit Zähren
Heiß verliebter Kinder Blick;
Meine Zweite kann gewähren
Selbst vermehrt nur Mosaik.
Auch das Ganze, Dank der Kleinheit,
Kann es bringen nie zur Einheit.

127. Charade.

Meine Ersten war ein Krieger,
Sprach zu seiner theuern Maid:
„Kehren werd' ich heim als Sieger,
„Ewig währt ja hier kein Leid!
„Auch der Liebe Schwur erneue
„Gern ich, Mädchen wunderhold;
„Als die Letzten soll die Treue
„Wahren all' ihr laut'res Gold!« — —
Weh, es war ein blindes Hoffen!
Vor dem Ganzen wogt die Schlacht,
Bald auch sinkt vom Stahl getroffen
Der Soldat in Todesnacht.

Und in nächtig ſtiller Stunde
Pocht ein Bote an das Haus
Und die Maid lauſcht ſeiner Kunde,
Bricht verblaßt in Thränen aus —
Läßt als Nonne auch verſchneiden
Tags darauf ihr lockig Haar;
Denn er ſprach die erſten Beiden
Und getrennt das letzte Paar!

128. Palindrom.

Ein Waidmann, der aus blinder Eiferſucht
Sein Mädchen, mich geſtürzt in das Verderben —
Er mußte bald ergriffen auf der Flucht,
Durch mich verkehrt am Hochgerichte ſterben.

129. Homonyme.

Die Dame hat mich, gute Schützen
Auch wiſſen wohl mich zu benützen;
Oft ward bei Erbſchaft ich erhoben,
D'rauf war das Gold auch bald zerſtoben
Denn lachend theilten Advokaten
Sich in die blinkenden Dukaten.

130. Charade.

Die Erſte iſt nur eine Zahl —
Wenn Stürme grimmig toſen,
Da klingen nie als Ruf fatal
Die Letzten dem Matroſen.
Das Ganze iſt ein Länderſtrich,
Gar reich an Obſt, Getreide,
Und mun're Herden tummeln ſich
Auf üppiggrüner Weide.
Dort wandern, aufgeſchürzt gar kühn
Viel Dirnen auf und nieder,
In weißem Hemd, in roth und grün
Nett eingefaßtem Mieder.

131. Charade.

Erſtes Paar.

Regſame Kinder, heim in heißer Zone
Bis auf den Schmutz arkadiſches Geſchlecht;
Sie wiſſen nichts von Hofſtaat, Szepter, Krone,
Ihr Wahlſpruch heißt: Für Alle gleiches Recht!
Nie ſteht am Himmel dort des Kummers Wolke,
Nein, Tag auf Tag verſtreicht bei Schwank und Sport,
Und naht ein Griesgram je dem frohen Volke,
So ſcheucht man ihn mit Kokosnüſſen fort.

Zweites Paar.

Wer bist du, Holde? Eine Heimatlose,
Die scheu und flüchtig durch die Herzen streicht,
Und beim Willkommen eine junge Rose
Als Gastgeschenk dem blöden Wirthe reicht.
Zwar schließt die Rose bald ihr Blumenleben —
Was liegt daran? Das Herz bleibt ewig jung,
Denn dieser Rose welke Blätter geben
Am Grabe noch den Duft: Erinnerung!

Das Ganze.

Weh, dreimal Weh dem jungen Menschenkinde,
An dessen Pfühl es thöricht Wache steht!
In seiner Schule reift ja das Gesinde,
Das später blind in das Verderben geht.

132. Räthsel.

Bunte Straußenfederkronen
Schenken Negernationen
Kühnen Häuptern ihres Kraals.
Rajahs, die am Indus thronen,
Winden um den Turban Shawls.
Des Chinesen Muth belohnen
Münzenknöpfe blank und hell;
In den schneebedeckten Zonen
Dient als Schmuck das Rennthierfell.

Kriegern, die in Rußland wohnen,
Schenkt man Kreuze fort und fort;
Alte Sitte muß man ſchonen,
Ehre d'rum auch, Welt, mein Wort!

133. Logogryph.

Einſilbig bin ich, hier Filou
Und dort gar bitt'res Leid'n;
Du mußt, gehſt du dem Grabe zu,
Von mir für immer ſcheiden;
Ein Mitlaut vorn verändert mich —
Hinweg mit dieſem Zeichen!
Noch deutlicher zeigt ſich mein „Ich“,
Wirſt du ein t noch ſtreichen.

134. Anagramm.

Der Wahnſinn will mein Haupt umnachten,
Starb doch mein frommes Töchterlein —
Als Schutzgeiſt kannſt du mich betrachten,
Doch pfleg' ich vielfach dann zu ſein.

135. Anagramm.

An der Quelle lieblichtönig
Findet mich der Wandersmann —
Blind, doch groß war ich als König,
Bis die Luſt am Trunk begann.

136. Charade.

Wild toben, lärmen hat die Erſten
Noch nie gehört ein Erdenſohn;
Vor Scham, vor Zorn beinahe berſten
Hat oft gemacht die Dritte ſchon.
Ein Trauerſpiel hat einſt geſchrieben
Das Ganze, reich an Poeſie;
Dann aber iſt es ſtumm geblieben,
Rückkehrend zum Parnaſſe nie.

137. Logogryph.

Mit G bedeut' ich mancherlei,
Wie Falter, Wand'rer, Reiter,
Auch Blumen, Katzen, Klausnerei,
Zopfträger u. ſ. w. — —
Verwechſele raſch das Zeichen vorn:
Die Schönſte aller Frauen,
Zwar keine Roſe ohne Dorn,
Doch gottvoll anzuſchauen!

138. Palindrom.

Ich lief're Koſt, die prächtig ſchmeckt,
Doch folgt auch Ekel, Grauen,
Bin ich verkehrt nur ſchlecht verſteckt
Tief in mir ſelbſt zu ſchauen.

139. Räthſel.

Ein frohnend Weib, ein herrlich Naß,
Zwei Lettern noch zum Schluſſe,
Und ſieh, dann zeigt ſich kummerblaß
Das ſchönſte Bild der Buße!

140. Charade.

Die Erſte, ſie mißfällt dem Franken ſehr,
Spricht ſie ein ſchönes Weib mit bitterem Haſſe;
Die Zweite, um ein kleines Zeichen mehr,
Brach einſt der Freiheit ſieghaft eine Gaſſe.
Das Ganze wurde weiland weitberühmt,
Durch Kunſtgeſchmack, haut goût und Wohlgerüche;
Auch mahnt daran, nicht eben ſehr verblümt,
Das alte Luſtſpiel »Ehrgeiz in der Küche«.

141. Palindrom.

Meine Tugend ließ — o ſchöner Schwan! —
Einſt gar bang ihr Sterbelied erſchallen;
Denn ein zauberhafter Don Juan
Machte ja mich Aermſte ſündig fallen —

Wer um mich des Klanges Willen frägt,
Hängt am Rahmen, an der goldnen Leiste;
Wer mich aber tief im Herzen trägt,
Ist ein echter Rittersmann vom Geiste.

142. Charade.

Meine Ersten nützen dem Buchbinder,
Auch die Jugend liebt sie oft nicht minder —
Aerzte werden nie der Dritten spotten,
Auch bewundern sie die Polyglotten —
Und das Ganze, Gluth in jeder Ader,
Galt als Stolz der reitenden Geschwader.

143. Logogryph.

Wer nie das Band der Pflicht zerriß,
Taub bleibt für Ketzerlehre,
Der ist mein Wort doch ganz gewiß
Als wackres Kind der Ehre.
Zwei Streiche drüber: Dreimal weh!
Schon kam die Zeit des Falles;
Ins Elend, bleicher Wandrer, geh,
Fort, fort! Verloren Alles!

144. Charade.

Die Erſte iſt der Reue Zeit,
Nie fleiſchlich wird die Zweite;
Das Ganze ſchrieb voll Munterkeit,
Scherz, Witz war ſein Geleite.

145. Charade.

Die Erſte, falls ſich der Vokal
Verdoppelt in der Mitte,
Iſt für den Pilgersmann fatal,
Hemmt ſeine Wanderſchritte.
Mit Blüthenſtaub, mit Blumenduft,
Auch reizend anzuſchauen,
Erfüllt das letzte Paar die Luft,
Ein Lieblingsort der Frauen.
Das Schlachthorn tönt, heiß iſt der Tag
Beim Ganzen für die Ritter;
Durch Senſenſchwung und Keulenſchlag
Geht Schwert und Speer in Splitter.

146. Logogryph.

Veränderſt du das erſte Zeichen,
Gelangt zur Sultansherrlichkeit
Ein Held der alten Ritterszeit.
Wirſt du die Letter gänzlich ſtreichen,

So zeigt ſich dir ein Wundersmann,
Der viel durch Lampenlicht gewann.

145. Charade.

1 — 2

In Deutſchland ward ich oft genannt
Nach Frankreichs ſchlimmſter Bube.
Gemacht hat ja der Welt bekannt
Mich durch Muſik ein Ruſſe.

2 — 1

Und doch war ich wohl nie beliebt
Bei Reuſſen, armen, reichen;
Heim bin ich, wo es Winter gibt,
Die unſerm Herbſte gleichen.

148. Logogryph.

Ich bin in einem fernen Land
Der Namen vieler Frauen,
Auch dort als rieſig Silberband
Mit einem W zu ſchauen.

149. Logogryph.

Was mag ich ſein? Gib Acht! Mit m
Zum Leben unentbehrlich;
Mit n das Alt-Jeruſalem
Der Künſte wunderherrlich!

148. Räthſel.

Um Palmen wand ich mich im Waldgefilde
Vor tauſend Jahren als Liane hin;
Weit ſpäter nannte mich die Blumengilde
Als junge Roſe ſeine Königin.
Drauf kam die ſchöne Zeit, wo die Libelle
Entzückt belauſchte meines Liedes Schall;
Im Land der Hindu's, an des Ganges Quelle.
Dort ſang ich wunderſam als Nachtigall.
Ein Adler war ich dann, die goldne Sonne
Blieb meiner Sehnſucht unerreichbar Ziel.
Und drauf begann die lange Nacht der Wonne,
Wo ich das Meer durchſchiffte als Nautil.
Als ſchwarzer Hengſt aus reinſtem Berberblute
Am Kongo flog ich durch der Wüſte Sand;
Ein Löwe war ich ſpäter, meinem Muthe
Hielt nicht einmal die Rieſenſchlange Stand.
Stolz wogt der Zug ſtahlglänzender Trabanten,
Der Mohrenſklaven goldverzierte Schaar;
Stolz prunk' ich ſelbſt auf weißem Elephanten
Als Fürſt, als Rajah mit geſalbtem Haar.

151. Charade.

Die erſten Beiden gelten
Als mächtiger Emir,
Sind heim doch nicht in Zelten,
Nein, blos im Jagdrevier.
Auch ſind's nicht Menſchenkinder,
So ihnen unterthan;
Doch ſcheut man ſie nicht minder
Wie Nero, Tamerlan.
Die Dritte iſt als Staatsmann
Ganz ſicher kein Genie,
Auch ſoll man ihr als Rathsmann
Im Leben trauen nie;
Sie hat ja einen Bruder,
Der Mann iſt ganz Verſtand,
Und führt der Herrſchaft Ruder
Mit vielgeübter Hand.
Das Ganze? Zornbegierde
Verdammte es zur Haft!
Doch blieb es ſtets die Zierde,
Der Stolz der Kriegerſchaft.

152. Anagramm.

Der Held, dem es zu danken iſt,
Daß frei noch ſind die Wiener;
Sonſt quälte ſie ein Antichriſt
Schon längſt als Sklaven, Diener — —
Ich bin — wo lebt der mich beſchreibt?—
Der Kampf, der wunderliche,
Wo der nur auf dem Platze bleibt,
Der frei von jedem — Stiche!

153. Logogryph.

Mit l.

Der Liebe wie des Zaubers Roſen blühten
In meinem Garten, duftig, prächtig bunt.

Mit a.

So furchtbar meine Lunten Feuer ſprühten.
Afflavit Deus, dissipati sunt!

154. Logogryph.

Ich bin gehörnt, ein häßlicher Kumpan
Mit Augen, die wie glühe Kohlen blinken;
Auch ſoll ich, ſo behauptet Köhlerwahn,
Auf einem Fuße ganz unmenſchlich hinken,

Haut man ihn weg, so bleibt ein reicher
Schacht,
Von wackern Knappen unverzagt befahren;
Ist doch das reinste Gold trotz Dunst und Nacht
»Zu Ort« in meinen Wänden zu gewahren.

155. Logogryph.

Meine Ersten sieht man, hochgeehrt,
Für das Wohl der Kinder schalten, walten;
Meinen Letzten sind bei Gott nichts werth,
Wollen durchaus keinen Sinn enthalten —
Schiebst du aber schlau ein **u** hinein
Werden sie zur Stadt am Meeresstrande.
Im Theater nur begann zu sein
Einst mein Ganzes, zwar kein Weib vom
Stande,
Aber doch geschmückt mit Federn reich;
Schade um den Gatten, denn zur Stunde,
Als er sie erblickt, da hing sogleich
Fest ein Schloß an seinem flinken Munde!

156. Logogryph.

Um der Bekehrung willen zwar
Schritt ich zu Siegeszügen.
Doch Sengen, Köpfen blieb und war
Nebstbei mein Leibvergnügen.

Doch raubſt du ſelber mir den Kopf,
So kommt alsbald zu Tage
Zum Schrecken für ſo manchen Tropf
Geſpielte Niederlage.

157. Charade.

Die Erſte iſt ein Ruf, nicht mehr,
Doch doppelt ein Gelächter;
Sie kündet, oft erzürnend ſchwer,
Spottvögel, Ruhmverächter.
Die Letzten ſind ein Paradies
Für dampferpichte Schmaucher;
Was dort zu Tage kam, das pries
Gottvoll noch ſtets der Raucher.
Das Ganze? Bleiche Königsfrau,
Viel haſt du einſt gelitten!
Todt lag dein Sohn auf blut'ger Au,
D'rauf er als Leu geſtritten.

158. Räthſel.

Ich war in Tagen leider längſt verſchollen
Des Glaubens veltbeſchattendes Panier,
In Stein gehauen ein ſieghaftes Wollen,
Das Jenſeits zu verbinden mit dem Hier —

Ein Pfad ſich mündend in der Schönheit
Tempel,
Ein Weg zur Ewigkeit aus Raum und Zeit,
Des Herrn der Welten ausgeliehʼner Stempel,
Umſchrieben „Würdig der Unſterblichkeit!“

159. Charade.

Die Erſten fragen wenig mehr
Um Roſen, Nachtigallen;
Den Zweiten fällt es, ach! wie ſchwer,
Wenn ſie nicht mehr gefallen.
Die Dritten ſind ein Mann der That,
Feind prahlendem Gerüchte;
Er liebt, er bringt die reife Saat,
Will Blüthen nicht, blos Früchte.
Das Ganze iſt die letzte Glut
Im Herzen eines Greiſes;
Schon droht der Tod, bald ſtockt das Blut,
Naht doch die Zeit des Eiſes!

160. Räthſel.

Ich bin — verbleibʼ ich rein und makelloſe —
Ein Fußbreit Himmel, das zur Erde ſank,
Als fern im Paradies die junge Roſe
Des jüngern Menſchen Scheidezähre trank —

Ein ſchwaches Morgenroth des ew'gen Tages,
Der eine Sonne hat für jedes Grab —
Ein Nachhall jenes ew'gen Ritterſchlages,
Der Ebenbürtigkeit mit Gott uns gab!

161. Charade.

1 — 2

Wer Handel mit Journalen treibt,
Kann mich nicht leicht entbehren;
Wer Briefe viel empfängt und ſchreibt,
Wird auch nach mir begehren.

3 — 4

Auf Schienen fährt man pfeilgeſchwind —
Einſt galt mein Flug als Sage,
Jetzt aber kennt mich jedes Kind,
Sieht mich auch alle Tage.

1 — 4

Todfeind bin ich ſeit Noah's Zeit
Der frommen, treuen Taube,
Doch hat beim ew'gen Gott entzweit
Gewiß uns nicht der Glaube.

1 — 2 — 3 — 4

Der Hornruf ſchweigt, der Kampf iſt aus,
Raſt gönnt man Kriegern, Pferden;
Nun wird wohl bald durch Trunk und Schmaus
Mein Säckel ſchwerer werden!

162. Räthſel.

Wie hieß der bleiche Mann in fernem Lande,
Der längſt ſchon ſtarb und doch unſterblich ſcheint?
Sein Herz ein offnes Grab, an deſſen Rande
In ſtiller Nacht verſcholl'ne Lieder weint —
Am Tage ein Springquell wunderſamer Klänge,
Wie nie die Malibran der Wälder ſchlug.
Von aller Welt belauſcht als Schmerzgeſänge
Aus wunder Bruſt, doch einzig Lug und Trug —
In Wahrheit kälter als der Sturm der Bora
Auf Gletſchern in der längſten Winternacht,
Unheimlich wie der Schrei der Mandragora,
Der Euch wahnſinnig oder ſterben macht!

163. Räthſel.

Ein Zeichen, Freund, nimm doppelt du,
Und ſieh im Palmenkogel
Am Indus flattert ab und zu
Lautmäulig dann ein Vogel.

164. Charade.

Die Erſten ſtammen, hört man ſagen,
Aus zauberhaftem Liliput;
Die Dritte iſt beſtimmt zum Tragen,
Kammachern dient das Ganze gut.

165. Räthſel.

Die Erſte hat der Tod, Freund Hein,
Erwählt zum Attribute.
Wer Freund von einem Becher Wein,
Vom Trank aus Rebenblute,
Der eilt zur Zweiten ſorgenfrei,
Beſonders gegen Abend,
Gewöhnlich auch ſich nebenbei
Am Kannengießen labend.
Das Ganze eilte kühn zum Kampf
Bei wildem Hörnerſchalle;
Es fand — verruchter Pulverdampf —
Den Tod auf einem Walle.

166. Charade.

Verbinde Prunk mit einem Fluß
In Großmauls Heimatlande,
So naht ſich dir mit frechem Gruß
Ein Bild verbuhlter Schande —
Ein Weib, vor dem erbleichen muß
Der kühnſte Sohn des Muthes;
Der Nachwelt hat ihr feiler Kuß
Gekoſtet Ströme Blutes.

167. Räthsel.

Ich habe oft, mein Leben einzubüßen,
Dem Sturm getrotzt, er kroch um mich als
West;
Aus Schrecken ward gesund bei meinen Küssen
Des Hieb lendenlahme Buhlschaft Pest.
Ich pflückte alle Frucht vom Upasbaume
Und aß sie auf in einer einz'gen Nacht;
Doch hat er mich mit seinem gift'gen Schaume
Nicht auf Sekundendauer krank gemacht.
Ich wagte mich in hundert Völkerschlachten,
Die Kugeln hat mein Athem weggeweht,
Und Minen die empor zum Himmel krachten,
Mich pfählten sie ins nächste Blumenbeet.

168. Logogryph.

Der Wald verhält sich, Freund, zu mir
Wie Blumen zu Geflechten,
Doch bin manchen Baumes Zier,
Vermehrt zur Linken, Rechten.
Wenn hinten noch ein Zeichen steht,
Dann werd' ich Schattenstelle,
Ward auch bekannt dann als Poet
Durch Drama wie Novelle.

169. Anagramm.

Ich bin, genauer unterſucht,
Ein Boscoſtück im Kleinen,
Und pflege, Leſer, dir als Frucht,
Als Göttin zu erſcheinen.
Oft liebt in Vindabona hier
Man Zofen ſo zu taufen;
Auch kennt mich jeder, der Papier
In Menge braucht zu kaufen.
Wer vor dem Landesvater ſteht
Mit Bitte oder Kunde,
Der führt, bevor er weiter geht,
Mich ſtets zuerſt im Munde.

170. Charade.

Sieh, wär' in meinem erſten Paar
Ein d ſtatt t zu ſehen,
So würde, Freund, ich offenbar
Vor dir als Richter ſtehen.
Die Letzten, auch verkürzt als Wort,
Verbleiben doch ein Namen;
Ihn führen hier im deutſchen Land
Viel Dirnen, Frauen, Damen.

Das Ganze war, gesagt verblümt,
Wie Mirabeau verderblich;
Doch hat ein Redner weltberühmt
Gemacht es erst unsterblich.

171. Charade.

Die Ersten hat man einfach nicht,
Der Wallfisch weiß von vielen;
Auch werden sie beim Weltgericht
Einst eine Rolle spielen.
Die Letzten kennt ein jeder Mann,
Der sich versteht auf Geigen;
Doch müßte mitten d'rinnen dann
Ein a statt e sich zeigen.
Das Ganze gießt, ein frohes Blut,
Der Freude Blumenbeete;
Die Sorge flieht — sagt, ist die Flut
Verwandt vielleicht dem Lethe?!

172. Logogryph.

Als Sang, als Wohlklang hörst du mich
Bald freudig, bald beklommen;
Ein Zeichen mehr, dann neigst du dich
Vor mir, der Frau, der frommen.

173. Rebus.

Sc hat freilich keinen Sinn,
Doch stellst du es gelassen
Ganz dicht an einen Sänger hin,
Dann nahen Heeresmassen.
Dann zeigt sich dir ein Leichenfeld
Mit Blut gedüngt seit Jahren,
Dann stirbt vor dir ein schöner Held
Als Schirmvogt seiner Laren.

174. Streckräthsel.

Auch ich kann mich mit Recht für ein kleines Universum ausgeben. Da zeigt sich ein Volksvertreter, und gleich neben ihm erscheint ein Kirchenlicht voll tiefer Gelehrsamkeit; sie befinden sich aber weder im Parlamente noch im Tempel, nein, mitten im Freien, unter den Kindern des Lenzes. Ein Poet pflegt in der Stunde der Weihe durch mich zu sprechen. Hart neben ihm steht eine ganze Familie Musikanten; sein Nachbar ist ein bedeutender Sohn der Themis, ein ehemaliger Portefeuilleträger. Auch gewahrst du ein Ding, das nicht Füße noch Flügel hat, weder geht, noch fliegt, und sich doch ziem-

lich raſch vorwärts zu bewegen vermag. Schließlich hörſt du einen Ruf aus verliebtem Herzen ertönen. Alles in Allem genommen, bin ich jedoch nichts weiter als ein verläßlicher Wegweiſer durch das Thierreich.

175. Streckräthſel.

Man könnte mich eine Laterna magika nennen. Da zieht zum Beiſpiel ein Gott aus der Heidenzeit vorbei, und gleich hinter ihm erblickſt du in einem Cirkus eine verwegene Kunſtreiterin. Biſt du verliebter Natur, ſo kannſt du mit einer Schönheit aus Wälſchland kokettiren. Auch geräthſt du bald darauf in eine ſehr vornehme Geſellſchaft. Hier ſpricht dich ein ſchmucker Kavalier an, dort regiert eine hohe Dame ihren Fächer mit all der verführeriſchen Kunſt, wie ſie heißblütigen Weibern eigen zu ſein pflegt. Biſt du zu Pferde, ſo kannſt du es tränken laſſen. Es wird viele flinke Genoſſen verſammelt finden. Von ein paar überflüſſigen Zeichen wollen wir gänzlich ſchweigen. Du triffſt mich im Freien, aber auch in jeder Apotheke. In der Hand des Laien ein gefährliches Gift,

werde ich, von einem Arzte verſchrieben, zum trefflichen Heilmittel.

176. Logogryph.

Auf meiner alten Univerſität
Kann Jugend manche Wiſſenſchaft erlernen —
In wahrhaft grauenhafter Majeſtät
Erblickſt du mich in Wäldern, meilenfernen.

177. Logogryph.

Halbire, Freund, ein Königsſchloß,
Bekannt durch manche Feſte,
Und miſche aus der Wörter Troß
Damit das Tauglichbeſte;
Dann kennt mich ſicher ein Touriſt,
Der fremdes Land durchmeſſen,
Gleichviel ob er gegangen iſt,
Ob er auf mir geſeſſen.

178. Logogryph.

a. e. i. o. u.

Die fünf Vokale, Leſer, ſind
Ein Taſchenſpieler ſinnig;
Bald ſendet er ein Zauberkind
Holdſelig, wahrhaft minnig.

Auch weist er dir ein sonnig Land,
Halbstiefel dann aus Leder,
Wie einst sie an die Füsie band
Der Römerbauern jeder.
Hier führt er dich zum Lieblingsort
So mancher Ambassade,
Und ein Herr Vater zeigt sich dort
An des Adour Gestade.

179. Räthsel.

Ich bin ein wundersamer Schrein,
Denn zwei der Elemente schließ' ich ein,
Das reinste Wasser wie die hellste Glut,
Kurz eine Sonne, die im Meere ruht.

180. Räthsel.

Mein Räthselwort gleicht oftmals einer Linde,
Drein seine Namen schrieb ein liebend Paar;
Auf daß der Mensch nach Jahren wiederfinde
Die Stelle, wo er einst im Himmel war.
Reich ist die See an Perlen, mondesgleichen,
Groß oder klein, echt werden alle sein;
Mein Räthselwort scheint Muscheln zwar zu gleichen,
Doch schmuggelt man auch falsche Perlen ein.

Wer kennt die blaue Blume nicht am Bache?
»Vergißmeinnicht,« ſo ſeufzt ihr duft'ger Hauch;
Mein Räthſelwort führt oft dieſelbe Sprache.
Wird wie das Blümlein gelb, und — lügt dann auch!

181. Logogryph.

Eine Maid am Meergeſtade
Dann ein gaukelnder Tyrann,
Der auf ſeinem Laſterpfade
Keines Menſchen Herz gewann —
Gleich am Leibe, ſind die Beiden
Nur am Kopf zu unterſcheiden.

182. Streckräthſel.

Ich bin ein blumiger Zauberſpiegel. Du kannſt die verſchiedenſten Gegenſtände in mir erblicken. Den Reigen eröffnet diesmal wirklich ein Reigen. Dann kommt ein häßliches Weib, nicht geeignet himmliſche Roſen ins irdiſche Leben zu flechten. Darauf ſiehſt du einen Leuchtthurm. Es iſt zwar nicht der Faro in dem bekannten Drama von Houwald, aber eine jammervolle Tragödie iſt auch dort in die Szene gegangen.

Durch Lord Byron hat ſie jedoch viel von ihren Schauern eingebüßt. Den Hut gezogen! Dort ſteht ein echter Sänger. Den Schluß bildet ein Anblick, der jeden Botaniker erfreuen dürfte. Verbindeſt du den einen Rand des Zauberſpiegels mit dem Endſtücke ſeiner Oberfläche, dann rauſchen die Wellen, denn ein Fluß zieht vorüber.

183. Charade.

Einſt höhnte man als Paria
Die Erſten ohne Schonung!
Man glaubte ſelbſt Geſpenſter nah'
In ihrer düſtern Wohnung.
Mit Dampf hat ewig viel Malheur
Die Dritte, wahrgeben;
Sie weiß nichts vom Point d'honneur,
Kommt ſtets zu ſpät im Leben.
Das Ganze war der Wandrer Schreck,
Kein Rinaldini freilich,
Doch ſchritt trotz Blutgeruch ſie keck
Zu Thaten unverzeihlich.

184. Logogryph.

In wüſtem Weltgetriebe
Zwar oftmals frech verlacht,
Hab' ich mit a. mit Liebe
Doch einſt mein Glück gemacht.
Veränderſt du die Letter:
Ein Reiter unverzagt,
Der trotz Kanonenwetter
Schon manchen Choc gewagt.

185. Anagramm.

Ein Fürſt, ein König bin ich einſt geweſen.
Schießpulver aber hat in heißer Schlacht —
So ſteht in vielen Büchern es zu leſen —
Geſtürzt mich tief in Schmach und Todesnacht —
Als Schiller ſchrieb die Blutthat zu Meſſina,
Da hat er offenbar an mich gedacht;
Du kannſt auch denken nebenbei an China,
Von Orthographen freilich ſchlimm verlacht.

186. Anagramm.

Wie heißt der Sang
Von holdem Klang,
Der oft als Schmerz
Durchzuckt das Herz?!

187. Räthſel.

Ein Held, ein Retter, weltbekannt,
Sein Namen ſei geprieſen!
Ein Weib, nach Blumen ſchön benannt,
Des Lenzes Zier auf Erden:
Dies nimm, dann ſiehſt du ſchauerlich
Banditen als Vedetten,
Auch faſt zu kecken Pinſelſtrich,
Die kühnſte der Paletten!

188. Homonyme.

Ich bin ein Narr aus freier Wahl,
Doch Schutz der Hausgemeinde;
Einſt traf ich wie der Wetterſtrahl
Zermalmend meine Feinde.

189. Logogryph.

Ein Dichter von bewährtem Ruhm
Geehrt, geliebt vom Publikum,
Einſt auch beſtimmt, als Degen
Die Turken wegzufegen —
Die Zier vom deutſchen Mannsgeſchlecht.
Erſchoſſen wider Fug und Recht:
Sie ſtehen auf der Alpe,
Verändert du die Skalpe.

190. Räthſel.

Ein oftgenannter Heidengott,
Ein Römerruf, der wohl als Spott
Erklänge für Eunuchen:
Sie ſind, ſobald man ſie verſchlang,
Zwar eine Zunge ſchmal und lang,
Doch nicht im Mund zu ſuchen.

191. Logogryph.

Mit a haſt du dein täglich Brot,
Biſt nicht ans Joch gekettet.
Mit o ward es aus großer Noth
Durch Mißklang einſt gerettet.
Mit e iſt s, vielfach, ein Roman,
Doch haſt du, treu dem Staate,
Im Kampfe deine Pflicht gethan,
So ſchlägt — — den Reſt errathe!

192. Räthſel.

Ein ſanftes Thier, Franzoſenkunſt
Ein Dichter, der auch Klio's Gunſt
Genießt, ſtolz führt ihr Siegel;
Dies zeigt dir ſonder Nebeldunſt
Mein Wort als Wunderſpiegel.

193. Räthsel.

Wie schlimm der Groll, der Zorn im Herzen wüthe,
Er macht es schnell, bald ist sein Werk vollbracht.
So frißt ein Gifttau oft des Lotos Blüthe,
Der Rose Schmelz in einer Sommernacht.
Wie aber heißt die feile Bayadere,
Die wenig trägt, ob Trug nach ihr begehre,
Ob Wahrheit ihrer Kunden Zahl vermehrt,
Die zweifach martert durch ihr zögernd Schleichen,
Dem Wasser der Toffana zu vergleichen,
Das jahrelang an seinem Opfer zehrt?!

174. Logogryph.

mit s

Siehst du den sterbenden Dichter!
Ein letztes mühsames Lied
Verbebt auf den zuckenden Lippen —
Ein Gott, der als Bettler verschied!

mit e

Siehst du die prächtige Schönheit,
Das überirdische Weib!
Sie gab seinem Geist zwar die Weihe,
Doch ließ sie verhungern den Leib!

195. Räthſel.

Kroaten mehr gefürchtet ſchier
Als weiland ſelbſt des Huß Volk —
Von Pappenheim der Küraſſier,
Der blinde Schrek-ins-Fußvolk —
Der Holki, der Gottſelbeiuns
Für alle Landbewohner —
Das Bild halsbrecheriſchen Thuns,
Die Buttler'ſchen Dragoner —
Stahlreiter aus der Lombardei,
Dann ernſte Tiefenbacher,
Gedientes Volk, doch nebenbei
Gevatter Handſchuhmacher —
Graf Terzky's Iſegrimme rauh,
Tells aus Tiroler Wildniß:
Dies alles ſtellt dir klar zur Schau
Mein Wort als treues Bildniß.

196. Anagramm.

Im Alter bei ergrautem Haar
Pflegt man mich gern zu ſchonen;
Ein Bild der Roboth bin ich zwar,
Doch ſüß iſt ja mein Frohnen.

197. Räthſel.

Des Nordens Mutius Scävola,
Ein Wäldchen, hübſch zu ſchauen:
Trifft man in einer kleinen Stadt
In Ungarns ſchönen Gauen.

198. Räthſel.

Ich bin ein kleiner Kerl,
Ein ſchwaches, muthlos Herrl,
Weiß nicht gleich Landesknechten
Auf Hieb und Stich zu fechten;
Doch trotz der Feigheit Fluch
Gilt auch von mir der Spruch:
Wer lacht zuletzt bei Feſten
Wie Spielen, lacht am beſten!

199. Charade.

Erſtes Paar.

Ein Wort, das man oft ſchmeichelnd ſpricht,
Doch auch ein Ruf des Grolles.

Dritte Sylbe.

In der Moral dient ſie als Pflicht,
Bei Wohlthat ſtatt des Zolles.

Das Ganze.

Ich laute ſchön, bin ich auch alt —
D rauf! Lanzen geht in Splitter!
Glück auf! Prinzeſſin Ehrenreich
Umarmt den letzten Ritter.

200. Räthſel.

Wenn du mich doppelt bezahlſt
Mit Münze oder Banknoten,
Naht ſich ein blutiger Mann,
Verſtümmelnd ſogar die Todten.

201. Logogryph.

Aus einem Thier voll Grimm
Kann viel man werden ſehen;
Doch muß vor dieſem Wild
Gar manche Letter ſtehen.
Dann kann es ſein ein Dieb,
Der flüſſig Gold entwendet —
Ein Mann, der Schiffe klein,
Doch ſtark an Zahl, verſendet —
Ein Herz, wohlthätig ſehr —
Fleiſchnaſchwerk, wohlgelitten —
Wohl auch ein Orpheus,
Aus deutſchem Holz geſchnitten.

202. Logogryph.

Der Spruch, ein Ja ſei zweimal „Nein“.
Iſt wahr, geprüft genauer;
Mein Zuſtand kann nicht ſchlechter ſein
Bei ſtetem Fieberſchauer.
Doch wenn mich noch ein Weh ereilt,
Hört auf mein fröſtelnd Summen,
Und zwiſchen Blumen unverweilt
Beginnt ein luſtig Brummen.

203. Logogryph.

Zerſpalte, Leſer, einen Baum,
Und ſtelle dann die Splitter
Vor einer Sylbe Vorderſaum
Dann ſchickt, bei Gott, nicht bitter,
Ein ungriſch Städtchen edlen Wein —
Dann wird die Sorge ſchweigen,
Dann kehr' ich heiter bei dir ein,
Der Himmel hängt voll Geigen!

204. Streckräthſel.

Ich bin ein Sammelpunkt, das Stell
dichein alles menſchlichen Wiſſens. So weiſ
ich dir das Winterquartier eines theuer
Fabrikanten, bin ein Stück Dichtkunſt, ſteh

als Stadt in Italien, gelte auch als Tradition, die einer andern geradezu widerſpricht. Gehſt du in mir weiter, ſo zeigt ſich dir ein ſchönes Weib, ſpäter durch Milch berühmt; auch erſcheint der Beherrſcher und Stammherr des liebenswürdigſten Volkes des grauen Alterthumes. Die Pentarchie der klaſſiſchen Tragiker zählte mich mit Stolz zu ihren Mitgliedern. Biſt du ein Freund von Statuen, ſo wende dich an mich; ich beherberge ja auch einen nicht unberühmten Bildner. Zur Römerzeit galt ich als Geſetz. Reiſenden bin ich ſeit dem Thurmbau zu Babel unentbehrlich geworden. Bei einem gewiſſen Wurfſpiel bringe ich Gewinn oder Verluſt. Du kannſt mich auch als geiſtliches Parlament betrachten; auch darf ich als eine Art Vertrag bezeichnet werden. Im Ganzen bin ich, wie geſagt, das Alpha und Omega alles Wiſſens.

205. Charade.

Die Erſte iſt ein Wunderbuch.
Enthält die größte Dichtung;
Nie wird ſie trotz der Zeiten Fluch
Verfallen der Vernichtung.

Die Zweite kann nie anders sein
Als einzig streng gesetzlich;
Doch tritt man sie zu unsrer Pein
Mit Füßen oft entsetzlich.
Das Ganze war, vom Blut oft feucht,
Ein Drako grimmig, eisern;
Doch hat man es zuletzt verscheucht
Mit grünen Friedenseisern.

206. Logogryph.

Ein neuer Nirgends — überall.
Ein Schnapphahn, zwar berüchtigt,
Doch hat er bei Musketenschall
Fremdsöldner brav gezüchtigt — —
Zwei Zeichen weg: als Prachtsmaragd
Mit vollem Recht gepriesen;
Die Heimat auch für Sportlust, Jagd,
Sehr reich an grünen Wiesen.

207. Räthsel-Logogryph.

"Räthsel."

Ein Pädagog aus eigner Wahl
In einem hohen Hause,
Heim selbst in einem Ahnensaal,
Nicht etwa in der Klause.

Logogryph.

Liegt Er in mir zerſtückt darin,
Dann pflegt er weit zu reiſen,
Bald treibt er Saat, auch kann man ihn
Als ſüße Labe preiſen.

208. Charade.

Geboren ward im erſten Paar
Ein Schneider trugbefliſſen;
D'rum ward er trotz geſalbtem Haar
Mit Zangen auch zerriſſen.
Kein Waidmann geht wohl auf die Jagd
Mit meiner bloßen Dritten;
Vernunft, ſie wird zur blinden Magd,
Vom Ganzen arg beſtritten.

209. Charade.

Ein Dichter, jeder Zoll ein Mann;
Abfall bei holzen, ſchiften:
Sie zählen — doch verbunden dann —
Gemeinhin zu den Giften.

210. Räthſel.

Im Poſitiv.

Man pflegt an Stoffen hoch mich anzuſchlagen,
Sobald ſich naht die kalte Winterszeit;
Dem Froſte folgt zu ſchlimmes Mißbehagen,
Beſonders wenn es tüchtig ſtöbert, ſchneit.

Im Comparativ.

Ein Rittersmann vom Geiſt, des Ruhmes Spender
Wie Prometheus Licht bringend waghaft kühn,
Und gleich dem Lenz im Süden ein Verſchwender
An Blumen wie das Leben ſchön und grün!

211. Charade.

Meine Erſten, leicht zu ſagen
Für den Fremden, fallen ſchwer.
Wenn nach wenig ſchönen Tagen
Liebe geht und kommt nicht mehr.
Meine Dritte hört man nennen,
Wenn von mein und dein man ſpricht;
Willſt du raſch die Letzte kennen,
Brauchſt du blos zu rathen nicht.

Und das Ganze? Laßt uns lauſchen!
Leiſe flüſtert es am Rain
Bei der Wellen ſtillem Rauſchen:
»Holdes Lieb gedenke mein!«

212. Räthſel.

Ich bin ein Maler, der mit kühnem, rauhen,
Doch groben Pinſel ganze Szenen malt,
Schön nur bei Nacht, doch häßlich anzuſchauen,
Wenn dies Theaterbild der Tag beſtrahlt —
Vielleicht ein Bote aus dem andern Leben,
Der, Leſer, deiner Sprache mächtig nicht,
Statt ſeine Kundſchaft deutlich kund zu geben,
Verworr'nes Zeug und halbe Räthſel ſpricht —
Vielleicht ein Blatt aus deiner Zukunft Tagen,
Beſchrieben von ſchlechtleſerlicher Hand,
Daß du wohl ſpäter pflegſt erſtaunt zu fragen,
Was eigentlich darauf verzeichnet ſtand.

213. Charade.

Die Erſten führſt perſönlich
Du, Leſer, an der Hand;
Die Dritte ſchützt gewöhnlich
Vor Sturm und Sonnenbrand.

Auf Kuba läßt der Pflanzer
Sie formen wunderlich;
Das Ganze dient als Panzer,
Schützt gegen Hieb und Stich.

214. Logogryph.

Wie heißt die Gegend wundersam,
Das reizende Gefilde,
Das in Besitz als Heimat nahm
Die holde Rosengilde —
Wo Epheu einen grünen Wall
Aus Ranken pflegt zu schlingen,
Wo lieblicher die Nachtigall
Als sonst wo pflegt zu singen?! —
Um fünfzig mehr, bin ich ein Bau,
Wie ihn zur Zeit der Fabel
Bewohnt vielleicht die Scharlachfrau,
Die heimisch war in Babel.

215. Charade.

Als bei Nacht, bei Sternenglanze
Meine Erste that die Zweite,
Und dann suchte rasch das Weite,
War vollbracht das schlechte Ganze.

216. Charade.

Ein flüchtig Uebel, kurz Franzoſenſchwerz,
Ein Chef im Türkenheer, im Frauenzwinger:
Sie ſtimmen froh, vereinigt, Geiſt und Herz,
Man jubelt: Evoë, der Thyrſusſchwinger!

217. Räthſel.

Zwei Schweſtern! Gar ein ſeltſam Zwillingspaar!
Die eine iſt des Fleißes ſchönſtes Bildniß,
Die And're, faul, verträumt das ganze Jahr,
Als zählte ſie zu Kindern in der Wildniß.
Die Schweſter Rührig hat gelernt auch viel,
Beſorgt die Wirthſchaft, ſpielt auf dem Klaviere,
Malt, zeichnet, ſchreibt; man ſagt, daß ſie den Kiel
Gleichwie die Nadel meiſterhaft regiere.
Die Schweſter Faulpelz, linkiſch jeder Zoll,
Hat nichts gelernt in ihrem ganzen Leben,
Wird täglich träger, mag den Becher voll
Trotz heißem Durſte nicht zum Mund erheben.
Doch kann der Aſchenbrödel nicht dafür,
Verdummen ließ ſie einzig der Herr Vater;
Doch zu der Andern drängten an der Thür
Sich ſtündlich Meiſter, Lehrer und Berather.

218. Logogryph.

Ein Banquier, er macht in Geist —
Wenn du halbirst das erste Zeichen,
Lichtspender, aber schmutzig meist;
Als Thier rasch, furchtsam ohnegleichen.

219. Logogryph.

„Die Wurzel bitter, aber süß der Kern,"
Das ist der Lehrsatz, eigen frommen Muckern;
Doch irren sich gar sehr die weisen Herrn,
Man kann auch bittre Wurzeln überzuckern. —
Ein Zeichen weg: auf flinken Rossen, nie
Ermüdet bei Strapatzen, bei Gebresten,
Von manchem wilden Pulk Kavallerie
Der Führer, zog ich einst von Ost nach Westen.

220. Charade.

Wenn die Kourtine niedersank
Im Leben wie auf Bühnen,
Spricht man die Erste sonder Dank
Als Schluß von Träumen, kühnen.
Wenn Liebe scheidet kummerschwer,
Sich läßt nicht wieder sehen;
Dann denkt man, wohl auch richtig sehr,
Die Zweite sei geschehen.

Das Ganze gilt. das Glas zur Hand.
Mit Recht als Wein der Weine.
Entſtammt dem ſchönen Ungarland
Bei wärmerm Sonnenſcheine.

221. Streckräthſel.

Ich bin eine Art Kaleidoskop. gewähre manchen überraſchenden Anblick. Hier wankt ein gebrechlicher Greis, dort zeigen ſich freundlich Schutzgötter; neben ihnen lagert ein Geſpenſt aus Paläſtina in ſcheußlicher Armuth und ärgert ſich über den Behälter voll Silbergeld, der eben in der Nachbarſchaft geöffnet worden. Dieſer Behälter kann aber auch, wenn er Leuten aus dem alten Teſtamente angehört, zu einem Heiligthume werden. Hier ruht eine ſchöne Dame, die einem verdächtigen Vogel ſchmeichelt, hoch oben gewahrt man einen König, deſſen Reich jedoch nicht von der Erde iſt. Auch die römiſche Kunſt iſt vertreten; Gott Momus naht ſich gleichfalls, aber in deutſcher Ausgabe. Einen ſeltſamen Anblick gewährt ein Mohrenland; zumal da hart daran ſo eben eine europäiſche Bannerſchaft aufmarſchirt iſt. Sonderbar, auch Ixion kommt dir ins Gedächtniß, das-

ſelbe gilt von den Siebenſchläfern. Du kannſt weiterhin ein Kamehl erblicken, das einen Theil von mir trägt, ein anderes Ueberbleibſel meiner Wenigkeit blinkt in einem Becher. Die Hauptſzene ſpielt ein bekannter Kirchenkomponiſt.

222. Palindrom.

Ich bin ein Ding von wenig Werth —
Verſetzeſt du mich klüglich,
Der Quell der Stärke wird beſchert
Dann, Freund dir unverzüglich.

223. Logogryph.

Tyroler, Bonzen, Pierrots, Basken —
Ein lauter Schwarm von bunten Masken
Drängt jubelnd ſich von Haus zu Haus;
Es koſtet d'rin ja Trunk und Schmaus
Den Gäſten weder Frank noch Rubel,
Nein, gratis iſt der Faſtnachtjubel —
Doch herrſcht er nie im Karneval,
Nein, blos am Tage uralter Wahl.
Veränderſt du der Zeichen zweites:
Urſache eines Zeitungsſtreites,
Auch abgelegnes Inſelland
An einem fernen Meeresſtrand.

224. Charade.

Die Erſte iſt ein fernes Land
Gar reich an gold'ner Habe;
Schon mancher müde Pilger fand
In meiner Zweiten Labe.
Das Ganze war ein Seemann keck,
Den jetzt noch Sagen preiſen;
„Des Lebens Aengſten“ warf er weg
Auf ſeinen ſieben Reiſen.

225. Charade.

Die Erſten.

Ein Ort, der reich an Handel iſt
Ein ungariſcher Flecken.

Die Letzten.

Du kannſt, wo du geboren biſt,
Verſetzt in uns entdecken.

Das Ganze.

Leichtfüßig, ein verlornes Kind
Mit ſchön gemalten Wangen;
Es läßt im fernen Lande Sind
Sich zärtlich gern umfangen.

226. Charade.

Die Erſte iſt im Endſpiel ſchwach.
Bleibt ewig ein „beinahe“;
Die Zweite wurde tauſendfach
Verkürzt einſt einem Schahe.
Nun aber heißt es luſtig ſein!
Führt doch das tolle Ganze
Bei Reigenklang, bei Kerzenſchein
Zu ſchönem Mummenſchanze.

227. Logogryph.

Ich bin ein kluger General,
War einſt ein Ueberläufer;
Auch klänge jetzt mir ſehr fatal
Der Ruf: Weintrinker, Säufer!
Ein Zeichen mehr, ein Zaubersmann —
Er flüſtert blos: „Ich will es.“
Und trotz der Zeitflut, die verrann,
Steigt aus dem Grab — — Achilles.

228. Logogryph.

Ich war Cunctator Fabius,
Ward ſelten überwunden;
Auch hat durch mich ein Pharſalus
Ein großer Fürſt gefunden.

Ein and'res Zeichen vorn: Poet
War ich in deutſchen Gauen;
Wer jetzt in Bibliotheken geht,
Verlangt mich kaum zu ſchauen.
Ein neuer Kopf: durch Lüſternheit
Ward Dirnen ich gefährlich;
Auch jetzt noch in moderner Zeit
Wächſt mein Geſchlecht nicht ſpärlich.
Ein letztes Zeichen: Holz ſtatt Lehms
Schützt wenig, Freund, vor Dieben;
Als Räuber hab' ich mich bei Ems
Einſt lang herumgetrieben.

229. Charade.

Ein Haftort iſt das erſte Paar,
Doch ging ſchon ein Bewohner
Daraus hervor, und wunderbar
Gelangte d'rauf zum Thron er.
Folgt meiner Dritten hart ein Ruf,
Dann lernt, wer mich durchmeſſen,
So viel ihm Leid das Leben ſchuf,
Die ſchwere Kunſt: Vergeſſen.
Das Ganze ſchwankt und zaudert viel,
Wahnſinnig dünkt ſein Wandeln;
Es braucht ſogar ein Bühnenſpiel,
Um endlich kühn zu handeln.

230. Logogryph.

Wer mich geübt im Leben nie,
Dem wird auch Gott verzeihen.
Ein Zeichen mehr, ein Zaubervieh,
Das Feuer pflegt zu speien.

231. Logogryph.

Weich ausgesprochen: einem Wald,
Aus Liliput vergleichbar,
Als Zierde, groß zu ziehen bald,
Für Weiber unerreichbar.
Hart ausgesprochen kannst du mich
In jeder Oper hören;
Ein Erisapfel sicherlich
Bin ich, darauf magst du schwören.

232. Charade-Homonyme.

Ein festes Bollwerk, dann ein Schmerzensruf —
Vereint ein Fremder von der Donauküste,
Ein vielgenanntes Thier von flinkem Huf,
Doch nicht beliebt bei züchtenoem Gelüste.

233. Anagramm.

Ein Dichter war ich meiner Zeit;
Von Ruhm emporgetragen;
Doch währt Poetenherrlichkeit
Nicht lang in neuern Tagen.
Schauſtätte einer Feldherrnthat
Im vorigen Jahrhundert;
Napoleon der Erſte hat
Sogar ſie hochbewundert.

234. Logogryph.

Zwei Tauben ſind doch ſicherlich,
Was ich als Zahl bedeute;
Mit M liebt ſehr die Jugend mich,
Zumal Araberleute.

235. Logogryph.

Scharfblick, dann Liſt wie auch ein Bau,
Sehr ſchön; oft wahrlich wie gedrechſelt,
Dies Alles ſtellt ſich raſch zur Schau,
Wenn man die erſte Letter wechſelt

236. Anagramm.

Durch mich empor kann kinderleicht
Man jede Baute treiben,
Doch wird, an Glanz zwar unerreicht,
Sie ſtets ein Luftſchloß bleiben.

Verſetzt bin ich kein Lieblingsort
Für freigeborne Leute,
Doch wurden viele heimiſch dort
Durch Hochverrath, Emeute.

237. Charade.

Erſte Sylbe.

Ein Blatt war ich zur Hexenzeit,
Um Zukunft d'raus zu leſen;
Vergibt man mich, gilt weit und breit
Man dann als Doppelweſen.

Zweite Sylbe.

Ich bin ein Maß, gar wohlbekannt,
Ward auch berühmt durch Schneiden;
Auch werd' ich angeführt, genannt
Als Bild von ſtillem Leiden.

Das Ganze.

So oft ich fiel, griff raſch zum Stahl,
Wer heim im Ritterbunde;
Coeurdamen nannten dazumal
Nicht gern ſich — — Kunegunde.

238. Homonyme.

Ich war ein Volk in grauer Zeit,
Bin jetzt nur mehr mein Schemen;
Flickſchneider ſind recht gern bereit,
Geſchickt mich vorzunehmen.

239. Räthſel.

Sagt an, wie heißt von Goldpapier die Kappe,
Die einen Bettler raſch zum König macht?
Die wirre Nacht, in welcher froh der Lappe
Von Tibets Roſen träumt und nie erwacht?
Die Viſion, die kranke Negerſklaven
Erblicken läßt am Gambia den Hafen,
Das Heimatsdorf am grünen Gummiwald?
Der ſchwere, lange Traum voll Teufelsfragen,
Von welchen ſcheu die Fieberkranken ſchwatzen,
Aufſtöhnend ſchmerzlich: Spuk verſchwinde
bald!

240. Charade.

Das erſte Paar, ein mächtiger Herr,
Ward leider, nachdem es, ſtreitbar ſehr,
Viel Reiche zertrümmert, geſtiftet,
Durch einen Handſchuh vergiftet.

Das letzte Paar, erſtanden durch Wahn,
Gehörte dem Alterthume an,
Und lobte als gute Geiſter
Doch niemals den Herrn und Meiſter.
Das Ganze, wiſſt, iſt ein kranker Mann,
Der leider nicht leben, noch ſterben kann.

241. Räthſel.

Vor Zeiten ein berühmter, großer Mann,
Der ſchwarzen Undank leider nur gewann;
Nur durch ein Stück der Taſchenſpielerei
Verſtummte ſeiner Gegner Schmähgeſchrei. —
Machſt du den Mann zum Weib, wie viele ſind,
Naht Wälſchlands Tochter, ein verliebtes Kind;
Halbmohrin hieß man zwar es einſt aus Scherz,
Doch hat ſein Tanz gefeſſelt manches Herz.

242. Paſindrom.

Wie heißt die unſcheinbare Frucht,
Im Land des Speckes zwar geſucht,
Daraus ſich ſonder Zauberſtreich
Läßt bilden fern ein mächtig Reich?!

243. Charade.

Die Erſte weiſt dir Wall und Thor,
Steht eine Heilige davor.

Die Zweite iſt in jedem Haus
Sehr nöthig bei Gelage, Schmaus.
Das Ganze iſt — o Hohn und Spott —
Ein grober Klotz und doch ein Gott!

244. Charade.

Meine Erſte weilt auf Erden,
Doch iſt ſie kein irdiſch Weib.
Wenn auch ihre Tempel werden
Obdach oft für Zeitvertreib.
Meine Zweiten ſind Centauren,
Und ihr Stammbaum reicht jetzt ſchon
Von den Parthern, von den Mauren
Bis zur Donau, bis zum Don.
Ach, mein Ganzes wagt das Leben,
Um zu leben ſorgenfrei,
Scheint oft in der Luft zu ſchweben,
Bricht wohl auch den Hals dabei.

245. Charade.

Meiner Erſten zähe Dauer
Trotzt der Zeiten ſcharfem Zahn
Stärker ſelbſt als China's Mauer
Sind ja Vorurtheil und Wahn.

Meine Dritte ſchreitet, wandelt
In der Nacht umher als Spuk,
Wird mit Spiritus verhandelt,
Muß oft dulden Noth und Druck.
Weil zu Gunſten ird'ſchen Ranges
Blind das Ganze ſich erwies,
Ward das ſchöne Land am Ganges
Ein verlornes Paradies.

246. Charade.

Meine Erſte iſt Vergehen
Und zugleich ein Trauerſpiel;
Vielfach pflegt ſie zu entſtehen
Durch Loretten, Börſenſpiel.
Meine Dritte ſchwankt nicht minder.
Bringt Belehrung, birgt oft Spaß.
Zählt wohl auch zwei Dutzend Kinder.
Dient bei Silberkauf als Maß.
Einer, der da prüft und richtet,
Hält nach meinem Ganzen ſich;
Wenn es ſeine Huld vernichtet,
Armer Sünder, freue dich!

247. Charade.

Aus der Erſten flog nach Beute
Nachts mein Ganzes wie der Wind,
Schlug zu Boden Wandersleute,
Ward bei manchem ſchönen Kind
Dieb der Unſchuld, Liebesnäſcher,
Floh dann auf den Letzten ſchnell,
Bis am Galgen, Dank der Häſcher,
Endlich ſtarb der Mordgeſell.

248. Charade.

Die Erſte war als Dame ledig
Durch lange Zeit, bis ein Gemal —
Wenn ich nicht irre in Venedig —
Sie werth befunden ſeiner Wahl.
Die Letzten ſind verweg'ne Schufte,
Man kann den bunten Falter auch,
Der ewig lüſtern iſt nach Dufte,
Bezeichnen als denſelben Gauch.
Das Ganze nun, das Volk, das kühne
Iſt auf dem Meere heimiſch zwar,
Doch ſingt zuweilen auf der Bühne
In Wälſchland auch es wunderbar.

249. Homonyme.

In Schenken wachs' ich, wenn in Tagen heiß
Sich stündlich mehren rings die Zechgenossen —
Wer mich zum Unglück nicht zu geben weiß
Wird zu gewissen Zeiten meist erschossen.

250. Charade.

Ein Leibstück, das gar Manchen schon
Gebracht um Ehre, Glück und Ruh';
Kommt eine Species dazu,
Dann hörst du Dialekt, Jargon.

251. Charade.

Meine Erste ist doch richtig
Nichts viel weiter als ein Strich,
Wird nur durch die Richtung wichtig,
Birgt auch eine Frucht in sich.
Meine Zweite muß es geben,
Wenn man Großes unternimmt,
Weil zu selten hier im Leben
Einer wie der Andre stimmt.
Meine echte Dritte jagte
Niemals wohl Sirenen nach,
Und erwies, wie Schiller sagte,
Einst sich groß bei Perserschmach.

Meine Zweite mit der Dritten
Dient bei der Infanterie,
Iſt »ein deutſcher Krieger«, Britten,
Franken nennen anders ſie.
Was das Ganze mag bedeuten,
Gilt wohl einzig auf dem Land,
Herrſcht, gebietet vielen Leuten,
Pflegt Juſtiz mit ſtarker Hand.

252. Logogryph.

Du kannſt als Buch mich in Paris erblicken,
Doch hundertfach werd' ich zur Zentnerlaſt;
Wenn du ein Zeichen mein verdoppelt haſt,
Gewahrſt du mich zumeiſt an Domeſtiken.

253. Charade.

Meine Erſten ſind verhaftet,
Sitzen in dem Ganzen lang;
Wenn im Lenz im Baum es ſaftet,
Schlägt das Herz den Aermſten bang.
Ach, ſie möchten wie die Zweiten
Wandeln durch das Land voll Duft,
Lieben ſeit uralten Zeiten
Heiß die freie Gottesluft.

254. Logogryph.

Mit S ein Thermometer zwar,
Doch ſcheint es oft zu fliegen,
Mit K iſt's eine Kriegerſchar,
Kein Freund von Müßiggehen.

255. Logogryph.

Wie heißt das Weib, das wunderholde?
Gefallen iſt es zwar einmal,
Doch blieb es lauter gleich dem Golde,
Auch treu dem Manne ſeiner Wahl. —
Vor I zählt zwar zu Muſageten
Es nicht, ſchrieb nur im Patois;
Doch ward von ſpäteren Poeten
Geplündert es wohl cent-fois.

256. Logogryph.

Die Siebenmeilen-Stiefel,
Wie ſie der Däumling einſt trug.
Du kannſt ſie auch jetzt noch ſehen,
Doch trägt ſie ein Wagenzug —
Ein Jüngling, den Weibſen umſchwärmen
Faſt wie die Huri's den Moslim;
Sie möchten ſich heimlich vergiften,
Und Alles aus Liebe zu ihm —

Ein geiſtiger Fremdenführer,
Verloren, wer ihm vertraut!
Auch hat er als Bauherr oft Götzen
Altar und Tempel gebaut —
Dies Alles machen drei Zeichen
Vor einem ſtahlherzigen Mann,
Der, wenn auch nicht ritterbürtig,
Doch goldene Sporen gewann.

257. Charade.

Prachtgewande, Federn, Ketten
Liebt geiſtarm das erſte Paar;
Zeitvertreib wie Jagd und Wetten
Iſt die dritte offenbar;
Denkſt du an Marionetten,
Wird dir ſchnell das Ganze klar.

258. Charade.

Die Erſten haben lange ſchon
Als Boten kein Vertrauen;
Erfüllt hat oft ihr heiſ'rer Ton
Den Wandersmann mit Grauen.
Die Dritte, Leſer, war im Sein
Die Zier vom Adelſtande;
Man hieß ſie auch den Edelſtein
Im ganzen deutſchen Lande.

Das Ganze ist ein Schauerort,
Man sucht sich fern zu halten;
Denn nach der Sage hausen dort
Alraunen, Spukgestalten.

259. Charade.

Mit v.

Ein Ruheplatz, ein Stelldichein
Für stillverliebte Kinder;
Auch kann es eine Flagge sein
Wie Wappenzier nicht minder.

Mit p.

Ein Don Juan, ein Bösewicht,
Bald sagt er „Gottbefohlen“;
Doch wollte den Verführer nicht
Bis jetzt der Teufel holen.

260 Charade.

Wogt Flut vor mir, dann jauchzt der Schiffer sehr,
Denn er gelangt ja bald an Land, an festes;
Kommt hinter mir ein treues Herz daher,
Dann nennst du mich den Schatten des Orestes.

Doch wohnt in mir oft Tücke, Neid und Groll,
Und führt zu Szenen, wahrhaft fürchterlichen,
Und dennoch, Leſer, ward ich ſehnſuchtsvoll
Mit holden Liljen oft im Lied verglichen.

261. Logogryph.

Mit a bin ich ein Eden faſt.
Doch nicht bewohnt von Engeln;
Doch Raucher greifen dort mit Haſt
Nach trefflichen Glimmſtengeln,
Im Spiel „Tarok“ der Kartenheld,
Der Mond ſcheint mir zu gleichen,
Pfleg' ich doch auch auf grünem Feld
Nur einem Schüs zu weichen.

262. Charade.

Die Erſte iſt kein Bau für Zeitvertreib,
Die Letzten ſind ein Prieſter, gottergeben;
Im Ganzen hat ein laſterhaftes Weib
Wie eine kühne Maid begrüßt das Leben.

263. Räthſel.

1 — 2.

In Ungarn ſpend' ich ſicherlich,
Was dir an Trunk beliebig;
Mit Recht zu Tokai rühmen mich
Die Winzer als ergiebig.

2 — 1.

Dem Eſſig ſteh ich nicht ſehr fern,
Bin keine Gaumenweide;
Doch was ich koſte, ſchreibt man gern
Wohl auch mit Doppelkreide.

264. Logogryph.

Sagt an, wie heißt die Nachtigall,
Sie, deren ſüßer Liederſchall
Die halbe Welt entzückte?
Ein a noch — ein Theaterkind
Gar hold, doch ſtarb bald geiſtesblind
Sein Vater, der verrückte.
Mit e — ein Baum mit Zweigen grün,
Die man für Helden waghaft kühn
Einſt gern zum Kranze pflückte.

265. Charade.

Ein Bildner ſind die Erſten, hochgeehrt,
Die Dritte läßt entſtehen und verweſen;
Das Ganze aber, fürchterlich bewehrt,
Iſt Jupiter in geraumer Zeit geweſen.

266. Charade.

Mimoſen, wie man ſagt, erlas
Die Erſte ſich zum Bilde;
Die Letzte hat einſt Satanas
Erzeugt, der Faun, der wilde.
Ob Beide auch zu einen ſind
Faſt ſchwerer noch als Deutſche,
Am Kap doch kennt ſie jedes Kind,
Denn viel vermag die — Peitſche.

267. Charade.

Ein Bollwerk — dräuend ſtand es da
Im heißen Welttheil Afrika —
Dann echtdramatiſcher Geſang.
Ein e noch: welch ein Waffengang!
Ein weltberühmter General.
Gefährlich wie der Wetterſtrahl!

268. Charade.

Zwei Zeichen, ein Sänger, ein türkiſcher Herr
Bedrängten den Islam vor Zeiten gar ſehr.

269. Charade.

Die Erſte ſagt wohl Jeder gern
Von einem ſchönen Weibe,
Doch ſuche, daß verkehrt ſie fern
Dir ſtets vom Halſe bleibe.
Die Letzten ſind bewährte Koſt.
Koſaken wie Huſaren
Verdankten ihnen meiſt den Troſt,
Daß ſchnell zu Pferd ſie waren.
Dem Ganzen, wenn auch Töchtern werth,
Iſt gram oft der Herr Vater;
Doch wird es reich bezahlt, geehrt
In jeglichem Theater.

270. Charade.

Das Zeichen deſſen, der bei Schwefellicht
Einſt galt als überird'ſcher Weltverweſer,
Dann eine Karte, röthen das Geſicht
Von manchem Weib — nun rathe, werther Leſer!

271. Charade.

Die Erſten ſind ein emſig Regen
Aus eig'nem Fleiß wie auch um Sold;
Die Dritte läßt ſich leicht bewegen,
Zu nehmen Tand für bares Gold.

Das Ganze war in Neukarthago
Einſt heim, den Vater hieß man: Jago.

272. Anagramm.

In meinem Reich zählt Muhamet
Wie Brama viele Kinder;
Mich ſchmückt ſo manches Blumenbeet,
Auch gold'ne Saat nicht minder. — —
Ich bin als tapf'rer Paladin
Großwürdenträger worden,
Doch trieb ich meine Königin
Zur Freveltat, zum — — Morden.

273. Charade.

Kommt raſch der edle Roahide
Mit S dort von der Höhe her,
Dann ſchwand ſchon lang der holde Friede
Dann wächſt Bedrängniß mehr und mehr;
Doch wird ſich weiſen auch auf's Neue
Der Nibelungenhort der Treue.

274. Charade.

Die Zweite iſt ein flinker Mann,
Der mauſt, wo er nur mauſen kann;
Doch wird die Erſte ſeine Beute,
Dann zeigen ſich moderne Leute,

Die ganz und gar mein Ganzes sind —
Viel Glanz und Prunk, doch Wind, Wind,
Wind!

275. Räthsel.

Da stehst du nun wie sturmverschlagen!
Der Liebe märchenhaftes Glück —
„Du konntest deine Weisen fragen“ —
Gibt keine Ewigkeit zurück.
Längst schwand die Zeit des Sonnenscheines,
Und ach, kein Stern am Himmel wacht;
Doch tröste dich, der Gott des Weines
Macht rasch zum Tag die trübste Nacht!

276. Logogryph.

Langbärtig, wie einst Schaibar war,
Der Zauberzwerg der Sage,
Errang ich, furchtlos bei Gefahr
An einem heißen Tage
Ein Weib so hold wie Duft und Licht
Nebst manchen Länderstrecken;
Mein Gegner ja vermochte nicht
Mich — in den Sack zu stecken.
Mit m war freilich meine Hand
So schwer nicht von Gewichte,
Obgleich sie Rollen viel entwand
Der Muse der Geschichte.

277. Logogryph.

Mit a.

Ein Fluß, der gegen Weſten lauft
In einem fernen Lande,
Regſames „Ebenholz“ verkauft
Man Nachts an meinem Strande.

Mit t.

Als Falle war ich einſt im Spiel
Gelegt ſo manchem Gegner,
Doch gibt man jetzt auf mich nicht viel —
Man kämpft ja ſtets verwegner.

278. Logogryph.

Bei Weh, bei nahem Gang zur Gruft
Das Kraut, das allerbeſte;
Zuweilen auch der Zauberduft
Für geiſtiges Gebreſte — —
Vor o, der Magus, ſo erſann
Das Elixir des Lebens;
Doch ob noch lebt der Wundermann,
Das frägſt du, Freund, vergebens.

279. Logogryph.

Mit B zieht lärmend es dahin.
Auch folgen meist Soldaten;
Mit W galt es als Königin
Im Lande der Sarmaten.

280. Homonyme.

Mich kennt der Mann in Rittertracht,
So wie im Rock aus Loden;
Bald bin ich nur dazu gemacht,
Um Wälder auszuroden —
Bald wird durch mich an Ehre reich,
Wer, niedrig zwar geboren,
Durch manchen kühnen Reiterstreich
Gewann die gold'nen Sporen.
Mich scheut die Menschheit, groß wie klein,
Der König wie der Bürger;
Steht hinter mir doch oft Freund Hein,
Der Tod, der kalte Würger.

281. Räthsel.

Ich bin ein bleicher Wandersmann, durchspähe,
Durchschreite diese Welt in stetem Schmerz;
Denn alles Leben welkt in meiner Nähe,
Die jüngste Blume wie das grünste Herz.

Im Plural ward ich freilich nie genommen,
Obgleich ich dann als Nachtigall verſchied,
Die himmliſch ſchlug, doch auch ſtatt Sängen, frommen,
Ertönen ließ manch ſündig Menſchenlied.

282. Charade.

Die Erſten biethen ſüße Labe
Erſchöpften Kindern der Natur;
Verkehrt, ein Menſch ſehr arm an Habe,
Auch heimiſch meiſt in Wüſten nur.
Die Letzten dienten oft als Waffe.
Noch führen ſie der Völker viel;
Auch treibt ein buhleriſcher Laffe
Mit ihnen ein gefährlich Spiel.
Das Ganze ſtellte nach der Sage
Nach langer Schifffahrt ſich zur Schau;
Doch noch kein Kind vom Menſchenſchlage
Betrat den zauberhaften Bau.

283. Charade.

Das böſe erſte Paar umſchlang
Als Freier einſt Hellene,
Doch ging nach kurzem Jubelſang
Nur Hader in die Szene.

Die Letzten ruhen tief im Grab.
Es ist ein weiches Kissen;
Heil jedem, so den Wanderstab
Wegschleudert rastbeflissen!
Das Ganze nahm kein Opium
Und schlief doch ganz vorzüglich.
Hüpft auch Eichhörnchen gleich herum
Auf Zweigen, hochvergnüglich.

284. Charade.

1 — 2.

Wir zählen zu dem Volke,
Das unentgeldlich wohnt;
Nie zeigt sich eine Wolke
An unserm Horizont.
Von Arbeit frei, meist träge,
Begehen wir im Jahr
Zwei schöne Namenstäge,
Sind oft des Mitleids bar.

2 — 1.

Magnaten, dann Staroſten,
Lords scharen dicht sich hier,
Doch nicht um Wein zu kosten,
Nein, Geist hält da Turnier.

Einſt ward in mir erſtochen
Ein Mann von groſsem Ruhm,
Doch anders ausgeſprochen
Ward da mein Heiligthum.

285. Logogryph.

Diſtrikt, reich, wie zu leſen,
An Zucker, Wachsbetrieb;
Verkürzt ein reizend Weſen,
Ein hold Zigeunerlieb.

286. Charade.

Die Erſte.

Mich ſchmückten ewig Kronen
In einem Lande fern;
Wer wünſcht daſelbſt zu wohnen,
Der hat die Roſe gern.

Die Zweite.

So manche Stunde ſchwindet —
Das Glück hält zwar Gericht,
Nur daſs es blind befindet
So mancher armer Wicht.

Das Ganze.

Ein ſchwarzer Mohrenkönig,
Ein Fürſt, weiß ſein Panier —
Sie kämpfen lang, eintönig
Iſt ſi s die Loſung hier.

287. Charade.

Die Erſten ſind daheim im Waldgefilde
Im deutſchen Reiche wie im Lande Sind;
Die Letzten kultivirt die Dichtergilde,
Doch fehlen oft ſie dem erſchrocknen Kind.
Das Ganze iſt Rothwälſch, Jargon zu taufen,
Und wenn man da von Löffeln, Blumen ſpricht,
So gehe ja nicht, Suppe dir zu kaufen,
Auch ſchlägt dir wohl kein Duft ins Angeſicht.

288. Charade.

Ein Mahler, welcher nie betriegt,
Ein Mann von flinker Klinge,
Ein Ding, darin ſich Leben wiegt:
Sind Täuſchung nicht geringe!

289. Logogryph.

Nach Lärm, Geraſſel ſteht mein Sinn,
Dem Mars bin ich ergeben;
Doch iſt in mir auch ein Gewinn
Durch Zufall zu erheben.

290. Homonyme.

Wer Gage oder Lohn bezieht,
Der ſpricht von mir mit Grauen;
Denn mancher Silberling entflieht,
Läßt ſich nicht wieder ſchauen.
Auch der Soldat liebt mich nicht ſehr,
Vollbringt mich nur mit Bangen;
Doch bin ich immer werth noch mehr,
Als heißen kriegsgefangen.
Ein Stück Fortuna bin ich auch,
Du kannſt durch mich gewinnen;
Doch fliegt, das iſt ſo alter Brauch,
Oft auch dein Gold von hinnen.

291. Charade.

Meine Erſte, welch ein König!
Nimmer geht ſein Thron entzwei. —
Meine Zweite, ſtets eintönig,
Iſt ein Stück der Fantaſei.

Nummer drei, kein Weinverkoſter,
Tummelt eine Reiterſchar;
In dem deutſchen Paternoſter
Steht die Vierte immerdar.
In vergang'nen grauen Tagen
War das Ganze ein Rebell;
Auch noch jetzt, in hundert Sagen
Spukt der böſe Nachtgeſell.

292. Homonyme.

Für die Freiheit focht mein Degen
Bei ſo manchem Waffengang,
Bin den Feinden erſt erlegen,
Als mein Stahl am Griff zerſprang. —
Bitt'res Leid, doch wenig Segen
Hallt aus meinem trüben Klang;
So wie Nachtigallen pflegen,
Spricht von Liebesweh mein Sang.

293. Charade.

Die Erſte iſt dem Militäre
Nicht fremd, wird Reglement genannt,
Und wenn das letzte Paar nicht wäre,
So bliebe manches unbekannt.

Das Ganze ſind fügſame Geiſter,
Doch iſt es leider fremdes Brot;
Als Weib erweckt beim Herrn und Meiſter
Gar oft es ſchlimme Liebesnoth.

294. Charade.

Ein Seeheld, fallend treu der Pflicht —
Blaswerkzeug, leicht zum halten —
Ein Ding, das ſelbſt der Teufel nicht
Noch ſchwächer kann geſtalten.
Das Ganze? Horcht! Ein Schreckensruf
Hallt durch den Horſt der Streiter;
Schlimm wüthen Schwert und Roſſeshuf —
Ja, das ſind Lützows Reiter!

295. Charade.

Die Erſte kann ein Luſtſpiel ſein,
Wie Lamm in einer Herde;
Die Zweite muß gehorchen ſein;
Das Ganze dient zu Pferde.

296. Charade.

„Weiter ſoll ſich nicht ins Land
„Lieb' von Liebe wagen,
„Als man blühend in der Hand
„Kann die Erſten tragen!“ —

Um die Letzten frägt wohl nie,
Wer da reich auf Erden,
Und doch muß man häufen sie,
Will man Nabob werden.
Meister in der Zauberkunst,
Fähig selbst der Wunder,
Schien das Ganze — — blauer Dunst,
Schnikschnak, toller Plunder!

297. Charade.

Die Erste hat — pflegst du am Schluß
Ein e statt ß zu stellen —
Sich grimmig einst zu Pferd, zu Fuß
Erhoben wie Rebellen.
Die Zweite stößt an Thal und Sumpf,
Ließ Herzogthum sich taufen;
Auch nennt sie einen blauen Strumpf,
Gelehrte selbst nach Haufen.
Das Ganze, Kriegsmann unverzagt,
Ward selten überwunden;
Auch hat es, Sage sehr gewagt,
Die Lanzknechtschaft erfunden.

298. Logogryph.

Man nennt uns zwar der Dummheit Bild.
Doch ward durch uns der Here,
Glutäugig, wenn auch blickend mild,
Ein Prädikat der Ehre. —
Verkürzt, ein ſchirmendes Gewand
Für himmelhohe Recken;
Als Elixir in fernem Land
Auch kannſt du mich entdecken!

299. Räthſel.

Ich bin wohl oft die letzte Spanne Habe,
Die einem weltverlaſſ'nen Menſchen blieb,
Ach, auf der langen Wanderfahrt zum Grabe
Der letzte Brief, den ihm die Freude ſchrieb!
Das letzte Grüßen, das der Hoffnungsloſe
Von ſeiner falſchen Buhle Glück empfing,
Die allerletzte Kußhand oder Roſe,
So ihm die Liebe zuwarf, eh' ſie — ging!

300. Logogryph.

Mit A.

Bin ein Doppelſpiegel, klar und rein,
Gottes ſchöne Welt zurückzuſtrahlen,
Wie der Seele unſichtbares Sein
Faſt mit Händen greifbar hinzumalen —

Auch ein Wunderſchrank für all das Gold,
Was die Sonne fürſtlich mag verſchwenden,
Für das Silber, das in Nächten hold
Sterne auf die Erde niederſenden —
Bin ein Dollmetſch, wie noch keiner war,
Dem nicht eine Sprache fremd geblieben,
Spricht er keine auch ſo ſchön und klar
Wie des Herzens Mutterſprache: lieben!

Mit E.

War ein unſcheinbarer Reitersmann
Ohne Säbel, ohne Karabiner;
Vom Surtout, von dem Tabaksſaft rann,
Auch genannt „der kleine Kapuziner“.
War ein General doch, auserwählt,
Der ſo leicht, als ob er Unkraut jäte,
Wie ein Knabe es mit Diſteln hält,
Bärt'ge Türkenköpfe niedermähte.

301. Charade.

Die Erſte iſt Magnet der Welt,
Beſonders für die Frauen;
Was man verloren, was uns fehlt,
Läßt raſch die Zweite ſchauen.

Die Letzten nannte Beutestück
Timur, der Blutverprasser;
Des Ganzen Nähe ist ein Glück
Bei einem Sturz ins Wasser.

302. Charade.

Die Erste ist erfroren fast
In einer kalten Gegend;
Man liest von ihr mit Lust und Hast.
Es klingt ja herzbewegend.
Die Zweite stellt sich rasch zur Schau
Hoch oben auf den Alpen,
Am Rücken einer wilden Sau,
Auch wühlt sie gern in Skalpen.
Das Ganze sah im Land herum
Man oft mit Pferden ziehen;
Auch ward es einst vom Junkerthum
Als Satanas verschrien.

303. Logogryph.

Mit f ein Fürst, trotz vielem Gram
Nie seine Pflicht vergaß er;
Sein Haus erlosch mit ihm, d'rauf kam
Das Lustspiel »ein Glas Wasser«. —

Mit ß pflückt gern es deine Hand
Als Frucht vom zarten Stengel;
Auch ſieht man d'rin im Frankenland
Metall wie einen Engel!

Auflösungen.

1. Hoffnung.
2. Massa, Herzogthum in Italien, auch der Garten oder Stiefel von Europa genannt. Bezeichnung für „Herr“ auf den Plantagen, endlich Surrogat für schlechte Meerschaumpfeifen.
3. Küßnacht.
4. Esau, Sau, Au.
5. Thee, Aufruhr in Boston.
6. Kreutzer.
7. Wermuth.
8. Ave, Eva.
9. Tokai, nämlich to wird dem Infinitiv jedes englischen Zeitwortes vorgesetzt; Kai so viel wie Strand; Karl Beck nannte den Wein „nasse Flammen“.
10. Bihar, Wald; Bihari, Zigeuner, Geigenkönig.
11. Mahl, Halm.
12. Parade; Parad, Badeort; Para, türkische Münze.
13. Pandur.
14. [illegible]nden, Gebirge; Ruder, Sänger.

15. Helm; Mehl, auf ungariſch Liſzt.
16. Atlas, Landkarten, König Atlas, Kleiderſtoff, Gebirge, Schmetterling.
17. Amur, Mur.
18. Tag, Lion, i Taglioni.
19. Handlung.
20. Hahn, Gräfin Ida Hahn-Hahn.
21. Orleans, Salerno.
22. Ober, ſt! Oberſt.
23. Händel.
24. Rache, Rachel.
25. Modern, modern, modern.
26. Erlangen, General.
27. Milz, Miliz.
28. Öl Öle.
29. Hell, Heller.
30. Helena.
31. Vieux temps, Vieuxtemps.
32. Erlkönig.
33. Hahn am Weinfaß, Hahnenruf, engliſche Hahnenkämpfe, Titel eines Romans der Gräfin Hahn-Hahn, rother Hahn, ſo viel wie Feuersbrunſt, Wetterhahn, Hahn an den Schießgewehren, galliſcher Hahn.
34. Pagat, Agat, Aga.
35. Zeus, Suez.
36. Romantiſch, Roman, Tiſch.
37. Jagd, Magd, I lateiniſch gleich Eins, M lateiniſch gleich Tauſend.
38. Melas, Selam.
39. Narben, Narden.

40. Zampa, Seeräuber; Zamba, Tochter eines Negers und einer Mulattin.
41. Schwarzenberg, Montenegro.
42. Lama, Thea, Amalthea, die Ziege, deren Milch Jupiter nährte.
43. Nestroy, Nest, roi, altfranzöſiſch für roi.
44. Thal, Thales
45. Windfang, Wildfang.
46. Bank, Ban, Bank-Ban, „ein treuer Diener ſeines Herrn“.
47. Roſegarten.
48. Die Lüge.
49. Tannenhäuſer.
50. Der Glaube.
51. Todtentanz, gezeichnet von Holbein.
52. Fall als Vorfall, Sündenfall, Waſſerfall, Sturz, Durchfall, Einfall, Fußfall, Zufall, Falliment.
53. Beiſpiel.
54. Käſebier, Räuberhauptmann.
55. Hof am Mond, Hühnerhof, Minnehof, Hofſtaat.
56. Eber, Reh.
57. Strauß, Vogel, Straußfederkrone, Kampf, Blumenſtrauß, Walzerkomponiſt, Schriftſteller, bekannt durch ſein „Leben Jeſu“.
58. Nachtigall, Nacht, i, Gall, Schedellehre.
59. Tauben zu den Füſſen; Tauben.
60. Bauer, wird im Schachſpiel zur Königin; Auber, Komponiſt der Opern „die Stumme von Portici“ und „der Schnee“.

61. Karte, nämlich Spielkarte, Länderkarte, Speiſekarte, Entréekarte, Fahrkarte, Viſitekarte, la Charte.
62. Grillparzer, Grille, Parze.
63. Murphy, ein rieſiger Engländer, der ſich für Geld ſehen ließ; Merphy, unbeſiegbarer amerikaniſcher Schachſpieler.
64. Landſturm.
65. Baumſtamm, Stammbaum.
66. Neuyork, neu, Eu, York.
67. Paris.
68. Bernauer Agnes; Bern; Auer, Vorſtand der Wiener Staatsdruckerei.
69. Koloman, Kolo, ſlaviſcher Tanz; Man. Eiland, häufig von Schmugglern beſucht.
70. Vergeben im Kartenſpiele; vergiften — Laſarge, „Kabale und Liebe“ —; verzeihen, Kohlen auf des Feindes Haupt ſammeln; vergebens.
71. Lea, Ale.
72. Steppen.
73. Roßbach, Roß von Troja; Bach, Muſikus.
74. Koran, Orkan, Oran.
75. Madeira, nämlich Made, das iſt M, lateiniſch gleich tauſend und Ade; ira, das iſt das berüchtigte franzöſiſche Revolutionslied „ça ira“.
76. Parabel, Para, Abel.
77. Selam, Melas.
78. Armbruſt (Tell).
79. Regen, Neger.
80. Bauernfeld; Bauern, Feld, auch im Schachbrett.

81. Mara, Sängerin; Aram, Gelehrter in England, Mörder aus Eiferſucht.
82. Sandor, Graf, Sand, Dichterin, Mörder Kotzebue's, or, franzöſiſch Gold.
83. Laa, Schlacht daſelbſt zwiſchen Ottokar und Rudolph von Habsburg; Aal.
84. Schein; Shylok beſtand auf ſeinen Schein, Taufſchein u. ſ. w.
85. Meſſer, als Barbiermeſſer, Cichorienmeſſer im Alpenkönig und Menſchenfeind-, Milchmeſſer, Gehaltmeſſer, Wärmemeſſer, Barometer, Thermometer.
86. Mord, Lord, M und L lateiniſch gleich 1000 und 50.
87. Morea, Heimath der Spartaner; Moreau.
88. Ama, lateiniſch: liebe! Fama; Lama; Kama, indiſcher Liebesgott, von dem Blicke Parabrama's zu Aſche verbrannt; Vasco de Gama, Seefahrer; Rama, indiſcher Halbgott; bei Zama, Schlacht zwiſchen Hannibal und Scipio.
89. Oberon, Fürſt der Elfen; Ober ON, vier ſt der 11 N.
90. Rei[illegible], Emir der Druſen des Libanon.
91. Kahn; Khan.
92. Periode; Peri, morgenländiſche Elfe; Ode.
93. Eroberer, nämlich Er, Ob, Fluß in Sibirien; Er, Er.
94. Luſtſpiel; Spielluſt.
95. Rede, verkehrt »eder«, Ceder, Leder, Feder, Meder.
96. Schachmatt.

97. Maina, Heimat der alten Spartaner, nun der Mainoten; „Nina oder Wahnſinn aus Liebe“; Iman, Mai, Amina, Mina, General; Man, Inſel; Manna, Anima, Ai, Faulthier; Manie, Main, Maja, Mutter des Merkur, „Minna von Barnhelm“, Aja, Anna, engliſche Königinn.
98. Die Wahrheit.
99. Die Hoffnung.
100. Israel, Serail.
101. Aul, faul, Gaul, Paul, Saul.
102. Ida, Berg, wo Paris den Apfel der Eris verſchenkte; Ida Gräfin von Toggenburg.
103. Pan, Talon, Pantalon, Beinkleid.
104. Anne, Enna, ein Städtchen in Sizilien, wo Proſerpina, ſpäter Königinn der Unterwelt, von Pluto entführt wurde.
105. Turandot; Turan, Reich des Ariman, Dot, franzöſiſch Heirathsgut.
106. Die Sylbe Ge vor die Worte Bären, Dinge, Fährte, Fälle, fahren, heiß, Länder, Lage, Mahl, Ring, ruhen, Schenk (ſchrieb „Beliſar“), Schichte, Schütze, Span, Stade, Sund, Wand geſtellt, gibt: Gebären, Gedinge, Gefährte, Gefälle, Gefahren, Geheiß, Geländer, Gelage, Gemahl, gering, geruhen, Geſchenk, Geſchichte, Geſchütze, Geſpan, Geſtade, geſund, Gewand.
107. Culminationspunkt, daher Ulm, Gulm (Ottermann), MCLV gleich 1155, Mina, Nation, Punkt.

108. Stahlfederfabrikant.
109. Lavater, Lava, Vater.
110. Aimo, Eden der Lappen; Ai, Faulthier; Aimon oder Haymon, Vater der vier Haymonskinder; ihr Pferd hieß Bayard.
111. Babel, Fabel, Gabel, die candiniſchen Gabeln; Kabel — Tau; Nabel, Abel.
112. Don, Quixotte und Fluß in Rußland.
113. Roma, Amor, Omar, Maro Virgilius; Arom.
114. Laïs, Buhlerin; Sali, Bier, das die Japaneſen aus Reis bereiten.
115. Die Sylbe **Miß** vor Achtung, Behagen, Brauch, Bildung, Ernte, Geburt, Geſchick, Geſtalt, Gunſt, Griff, Handlung, Heirath, Klang, Kredit, Laune, Leitung, Rathen, Stand, Ton, Trauen, Vergnügen, Verſtändniß, Verſtehen, Wachs geſtellt, gibt: Mißbehagen, Mißbrauch u. ſ. w.
116. Gang, Ganges, Brama ruht auf Lotosblumen.
117. Priamus, Priapus.
118. Lena, Schlacht an der Alma.
119. Mantel, Mandel.
120. Lina; Rail, Eiſenbahnſchiene.
121. Pulte, Tulpe.
122. Hahnemann.
123. Der Kontraſt.
124. Palmſonntag, Palm, Buchhändler, Sonntag, Sängerinn, ſtarb in Mexiko.
125. Spekbacher.
126. Bruchtheil.

127. Peterwardein, Peter, Wardein, „Peter war dein!“
128. Lieb, Beil.
129. Anſtand.
130. Vierlande, Landſtrich an der unteren Elbe.
131. Affenliebe.
132. Orden.
133. Wicht, Gicht, Licht, ich.
134. Lear, Laren.
135. Labe, Bela II.
136. Leiſewitz.
137. Genus, Venus.
138. Edam, Made.
139. Magdalena, Magd, Ale, na.
140. Vatel, Va, Tell.
141. Leda, Adel.
142. Pappenheim, General, Arzt, Linguiſt.
143. Geachtet, geächtet.
144. Langbein.
145. Morgarten, Moor, Garten.
146. Saladin, Paladin, „Aladin und die Wunderlampe.“
147. Minka, Kamin.
148. Olga, Wolga.
149. Athem, Athen.
150. Seelenwanderung.
151. Löwenherz.
152. Salm, Slam, zu deutſch Schlemm.
153. Armida, Armada.
154. Teufel, Taufe.
155. Papagena, Papa, Genua.
156. Islam, Slam.

157. Hekuba.
158. Die Kunſt.
159. Alterweiberſommer.
160. Die Liebe.
161. Marketender, Marke, Tender, Marder.
162. Lord Byron.
163. Kakadu.
164. Elfenbein.
165. Sandwirth, Andreas Hofer.
166. Pompadour, Pomp, Adour.
167. Der ewige Jude.
168. Au, Laub, Laube.
169. Reis, Eris, Reſt, Ries, Sire.
170. Katilina, Kadi, Lina.
171. Nierenſteiner; Stainer, Geigenmacher.
172. Arie, Marie.
173. Scamander, Fluß bei Troja; Se am Ander.
174. Blumenbach, Blum Robert, Blumen. Blume, Bach, Ach.
175. Belladonna, Bel, Miß Ella, Bella, Don. Donfluß, Donna.
176. Abo, Boa.
177. Fu, Werſt, Wurſt.
178. Pera, Vorſtadt in Conſtantinopel; Père, franzöſiſch Vater; Pere, Pero, römiſche Fußbekleidung, Peru.
179. Der Diamant.
180. Stammbuchblatt.
181. Nero, Hero.
182. Oleander, El Ole, Lea, Leander, Ander, Oder.

183. Schinderhanns.
184. Kabale, Kabyle.
185. Inka, Kain.
186. Lied, Leid.
187. Salvator Rosa.
188. Thor.
189. Alm, Halm, Salm, Palm.
190. Panama, Pan, ama!
191. Capital, Capitol, Capitel, Ordenscapitel.
192. Lamartine, Lama; Art, französisch Kunst.
193. Die Eifersucht.
194. Kamoens, Kamoene.
195. Wallensteins Lager.
196. Beine, Biene.
197. Tyrnau, Wett Tyr, Au.
198. Pagat ultimo.
199. Thenerdank.
200. Bar, bar, Barbar.
201. Iber, Heber, Weber, Geber, Leber, Weber.
202. Wipe, Weipe.
203. Rut, Lut: r, l, Erle.
204. Conversationslexikon, nämlich: Cocon, Vers, Aeria, Versen, Jo, Jen, Ler, Lexikon, Wörterbuch, Avers, Convent, Convention.
205. Faustrecht.
206. Merino, Guerillaführer; Erin, das ist, Irland, auch die Smaragdinsel genannt.
207. Aje, Mast, Mist, Most.
208. Leiden — Johann von Leiden — Schaft, Leidenschaft.

209. Grünſpan.
210. Dicht, Dichter.
211. Vergißmeinnicht.
212. Der Traum.
213. Fingerhut.
214. Tempe, L gleich 50; Tempel.
215. Diebſtahl.
216. Malaga
217. Die beiden Hände.
218. Campe, Lampe, C gleich 100, L gleich 50; Lampe, Beiname des Hafen.
219. Kalmus; Almus, ungariſcher Herzog.
220. Ausbruch.
221. Stadler, Tondichter; Alter; Lares; Dales. die Armuth bei den Juden; Lade, Bundeslade; Leda; Adler; Ars, Kunſt; Tadler; Adel, Reich an der Oſtküſte von Afrika; Adel, als Stand; Rad des Irion; Raſt; Laſt; Reſt.
222. Kram, Mark.
223. Purim, Perim.
224. Sindbad.
225. Bajadere; Baja, Erde.
226. Faßnacht.
227. Omer, Paſcha; Homer.
228. Daun, Laun, Faun, Zaun.
229. Hamlet, Ham, Lethe.
230. Rache, Drache.
231. Bart, Part.
232. Wallach.
233. Salis; Liſſa, Schlacht dabei, auch bei Leuthen genannt.

234. Pärchen, Märchen.
235. Luchs, Fuchs, Wuchs.
236. Werke; Tower.
237. Handſchuh; Schuh. Operateur.
238. Wenden; wenden.
239. Der Wahnſinn.
240. Ottomanen.
241. Kolombo, Kolombine.
242. Mais, Siam.
243. Fetiſch; Santa Fe; Tiſch.
244. Kunſtreiter.
245. Kaſtengeiſt.
246. Schuldbuch; Buch Papier 24 Bogen; Schulden.
247. Buſchklepper.
248. Seeräuber, Bucentauro „Il pirata".
249. Loſung.
250. Mundart.
251. Kreishauptmann; Reis. Hauptmann.
252. Livre; Livrée.
253. Vogelbauer.
254. Pule; Pulk.
255. Hebe; Hebel.
256. Bahn, Hahn, Wahn, Ahn.
257. Puppenſpiel.
258. Rabenſtein.
259. Pavillon; Pavillon.
260. Buſen; Meerbuſen; Buſenfreund.
261. Manilla; Manille im L'hombreſpiel.
262. Dom Remy, St. Remigius; Domremy, Geburtsort der Dubarry und Jeanne d'Arc.
263. Weinland; Landwein.

264. Lind; „Linda“ von Chamouny; Linde.
265. Donnergott.
266. Schambock, Sklavenpeitſche.
267. Bonaparte; Bona Part e.
268. Scanderbeg, Sc, Ander, Beg.
269. Liebhaber.
270. Zinnober, Zinn, in der Alchymie das Zeichen des Jupiter.
271. Eiferſucht.
272. Agra; Gara.
273. Weinsberg.
274. Tagdieb.
275. Ariadne auf Naxos.
276. Rauber; Raumer.
277. Gambia; Gambit.
278. Balſam; Balſamo (Caglioſtro).
279. Banda; Wanda.
280. Schlag; Holzſchlag u. ſ. w.
281. Hein; Heine.
282. Regenbogen.
283. Siebenſchläfer; böſe Sieben, Xantippe; Bilch.
284. Hausherren; Herrenhaus, Curia.
285. Esmeraldas; Esmeralda.
286. Schachſpiel.
287. Jägerſprache.
288. Spiegelfechterei.
289. Tambour; Ambo.
290. Abzug.
291. Gottſeibeiuns.
292. Paoli, General; Betti Paoli.
293. Dienſtbothen.

294. Trompetentusch; Tromy; Trompeten. Tusch
295. Stückknecht.
296. Rosenkreutzer.
297. Krondsberg; Kronde; Berg.
298. Rinder; Rinde.
299. Erinnerung.
300. Augen; Eugen.
301. Neufundländer.
302. Roßkamm; Seefahrer Roß; Michael Kohlhaas.
303 Oranien Wilhelm, Orangen; Or. Gold; Auge, Engel.

Druck und Papier von L. Sommer in Wien.